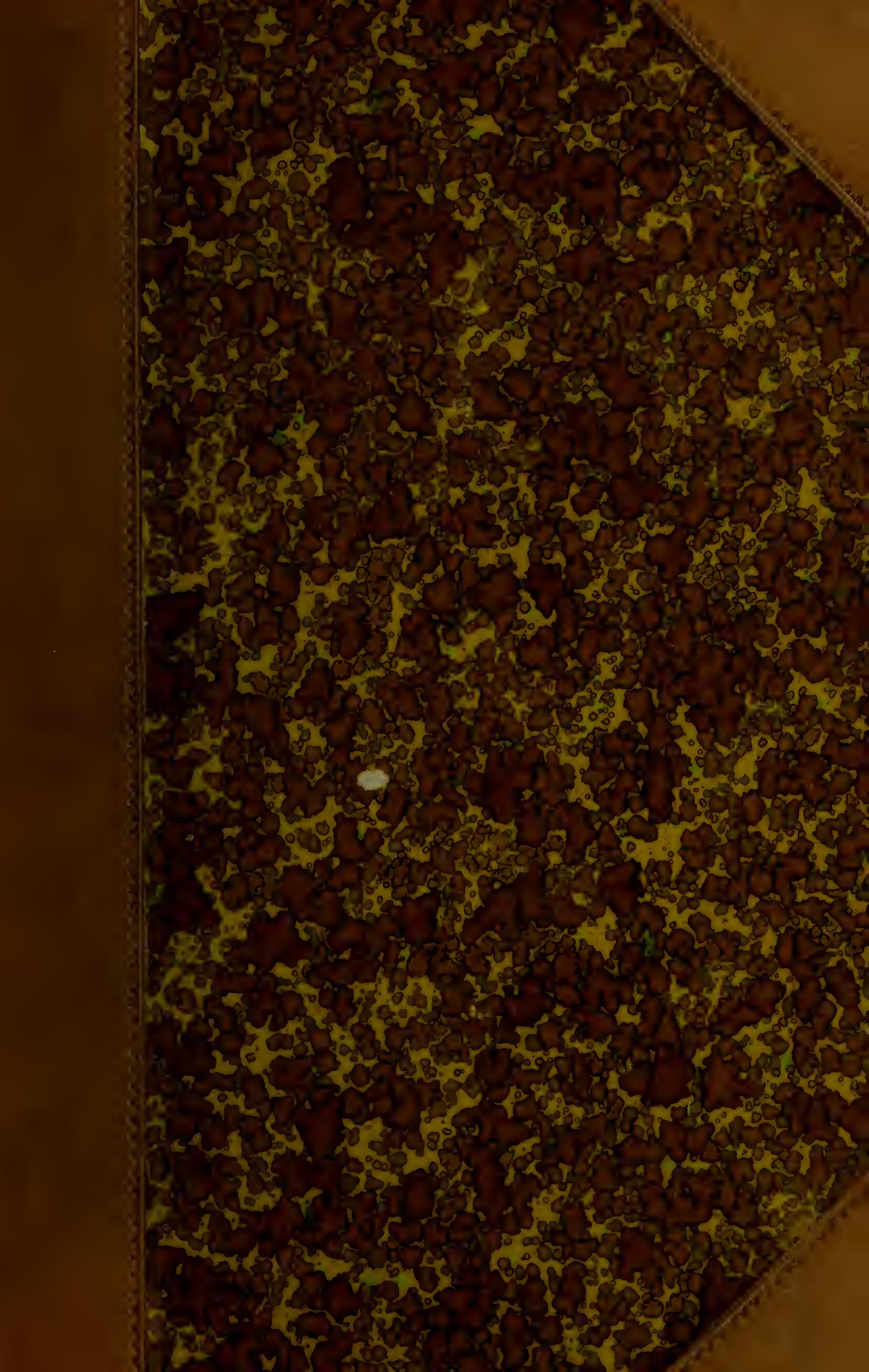



R.C.P. EDINBURGH LIBRARY

Beiträge zur Aetiologie

der

Psychopathia sexualis

Von Dr. med. Iwan Bloch

Arzt für Haut- und Sexualleiden in Berlin

Verfasser von „Der Ursprung der Syphilis"

Mit einer Vorrede

von

Geh. Medizinalrat Prof. Dr. **Albert Eulenburg**

in Berlin



ZWEITER TEIL

Dresden

Verlag von H. R. Dohrn

1903.

Inhalts-Verzeichnis.

Vorbemerkung des Verfassers.

Dem zweiten Teile der „Beiträge zur Aetiologie der Psychopathia sexualis“ seien einige Geleitworte vorausgeschickt.

Die anthropologische Betrachtung der Vita sexualis des Menschen und ihrer Verirrungen ist in derselben Weise wie in dem ersten auch in diesem, die specielle Aetiologie der sadistisch-masochistischen Erscheinungen und der komplizierten Geschlechtsverirrungen behandelnden Teile durchgeführt worden, womit, wie ich glaube, auch hier eine breitere und zuverlässigere Basis für die richtige Auffassung und Beurteilung dieser Anomalien gewonnen worden ist, als sie die rein klinische Betrachtungsweise liefert.

Ohne die Bedeutung der klinischen Forschung auf diesem Gebiete, ohne den Scharfsinn, den tiefen wissenschaftlichen Ernst, die zahlreichen wertvollen Anregungen des eigentlichen Schöpfers der modernen Sexualpathologie, v. Krafft-Ebing's, im geringsten zu unterschätzen, kann ich nur immer wieder betonen, dass die rein medizinische Auffassung der sexuellen Verirrungen eine einseitige ist und wesentlich durch die anthropologisch-ethnologische Forschung ergänzt und corrigiert wird. Wer nur durch die Brille des Klinikers schaut und gar in der Degeneration das Erklärungsprincip für die sexuellen Perversionen gefunden zu haben glaubt, der

erhält ein gänzlich verzerrtes Bild der Welt der Liebe. Man muss, wie v. Hippel sagt, „sich auf die Wanderschaft unter Menschen begeben und moralische Reisen um die Welt machen", d. h. aus dem Krankensaal und aus dem Sprechzimmer herausgehen, um nicht als Arzt, sondern als ein gewöhnlicher Beobachter das Leben und Treiben aller Menschen — nicht bloss der Kranken — in geschlechtlicher Beziehung zu betrachten, wie es sich in der Grossstadt, wie es sich in ländlichen Gegenden, wie es sich endlich bei Kultur- und bei Naturvölkern abspielt. Man muss den Menschen als Menschen nehmen d. h. rein anthropologisch an das Problem des Geschlechtstriebes und seiner Verirrungen herangehen. Dann wird man zuverlässige, allgemeingültige Resultate bekommen, da der Gesichtskreis ein unendlich weiterer geworden ist.

Ein Beispiel für diese fruchtbare Art der Forschung lieferte der ausgezeichnete Folklorist Dr. Friedrich S. Krauss mit seinen äusserst wertvollen Untersuchungen über das Geschlechtsleben der Südslaven, welche auch im vorliegenden Teile vielfach benutzt worden sind. Krauss hat für ein verhältnismässig eng begrenztes Gebiet den bündigen Nachweis erbracht, dass die geschlechtlichen Verirrungen schlimmster Art auch ausserhalb der Kreise des grossstädtischen Raffinements und der grossstädtischen Degeneration bei urwüchsigen Völkern als Laster, Volkssitte, Aberglauben, Raffinement auftreten und fast immer jeder pathologischen Nüance entbehren. Seine Mitteilungen lassen sogar ein überraschend helles Streiflicht auf die bisher so dunklen geschlechtlichen Verhältnisse der Urzeit fallen und beleuchten insbesondere die vielumstrittene Frage der „geschlechtlichen Promiskuität" in ganz neuer Weise.

So steht zu hoffen, dass der von diesem Forscher und von mir betretene Weg der anthropologischen Betrachtung der sogenannten „Psychopathia sexualis“ mit der Zeit auch von anderen begangen und so eine wirklich objective Grundlage auf diesem Gebiete geschaffen werden wird. Bereits 1898 hat der Altmeister Bastian verkündigt, dass die „ethnologische Sonde“ endlich auch in diese Materie eingesenkt werden müsse, so widrig abstossend sie auch sei („Lose Blätter aus Indien“, Berlin 1898 S. 16).

Leider war mir bei der Bearbeitung des Abschnittes über Homosexualität in Teil I die treffliche Monographie von Prof. Friedrich Wachenfeld über „Homosexualität und Strafrecht“ (Leipzig 1901) entgangen, welche im wesentlichen zu denselben Anschauungen kommt wie ich sie entwickelt habe und neuerdings durch desselben Verfassers Abhandlung „Zur Frage der Strafwürdigkeit des homosexuellen Verkehrs“ (im „Archiv für Strafrecht“ 1902 S. 37—66) in dankenswerter Weise ergänzt worden ist. Auch Wachenfeld protestirt gegen eine gänzliche Aufhebung des § 175 R.-St.-G., befürwortet aber eine Revision.

An dieser Stelle kann ich natürlich nicht noch einmal auf diese Frage eingehen, wiederhole aber, dass sämtliche Behauptungen der Gegner des „Urningsparagraphen“ einer genauen kritischen Revision bedürfen.

Einstweilen erkläre ich gegenüber den andersartigen Angaben der Homosexuellen:

1. J. J. Winckelmann, der bisher als Prototyp eines durch Naturanlage homosexuellen Mannes angesehen wurde, war kein Homosexueller.

2 Ein völlig heterosexueller Mensch kann in ein typisch homosexuelles Individuum umgewandelt werden. Dies wird bekanntlich von den Homosexuellen beharrlich geleugnet, während doch z. B. der islamitische Orient zahllose Beispiele für diese verhängnisvolle Metamorphose liefert.

3. Der geschlechtliche Verkehr zwischen Mann und Mann oder zwischen Weib und Weib kann niemals dem Verkehr zwischen Mann und Weib gleichgestellt werden, wie die Homosexuellen es verlangen.

Diese drei Thesen, die ich als die wichtigsten aus einer grösseren Zahl herausgegriffen habe, gedenke ich gelegentlich ausführlich zu beweisen.

Auch wird der zweite, leider immer noch nicht vollendete Theil meines Werkes über den „Ursprung der Syphilis" zahlreiche neue Beweise für das Erworbensein der Homosexualität und die Gefahren einer völligen Freigabe des gleichgeschlechtlichen Verkehrs bringen. Gegen die letztere absurde Forderung erhebt auch eine mir soeben zugehende Schrift von M. Braunschweig („Das dritte Geschlecht. Beiträge zum homosexuellen Problem." Halle 1902.) Einspruch.

Herrn Geh. Rath Prof. Dr. A. Eulenburg, dessen freundliche Beihülfe mir auch bei der Abfassung dieses zweiten Bandes zu Teil wurde, verfehle ich nicht, auch an dieser Stelle den schuldigen Dank auszusprechen.

Berlin W, den 1. Oktober 1902.

Dr. Iwan Bloch.

Das Wesen der menschlichen Liebe ist Gegenstand unzähliger Untersuchungen gewesen, wie die darüber vorhandene ungeheuere Literatur aus alter und neuer Zeit bezeugt. Philosophen, Psychologen, Ethnologen, Kulturhistoriker, Nationalökonomen, Naturforscher und Ärzte haben das Verhältnis zwischen Mann und Weib, ihre Beziehungen, wie sie sich in der Liebe offenbaren, weitläufig erörtert und sie von ihrem jeweiligen Standpunkte aus beleuchtet. Optimisten, Pessimisten, indifferente Skeptiker haben sich auf diesem Gebiete vernehmen lassen. Seit mehr als hundert Jahren bieten die Bestrebungen der sogenannten „Frauenemancipation" immer wieder von neuem Gelegenheit, dieses Thema zu berühren. Kurz, wir haben eine Physik und Metaphysik der Geschlechtsliebe, die in den buntesten Farben schillern, eine Folge der verschiedenartigsten Theorien über das Wesen der Liebe.

Ich beabsichtige nicht, an dieser Stelle eine neue Theorie den schon vorhandenen hinzuzufügen, nicht einmal „Fragmente einer Psychologie des Sexuallebens" zu liefern, in der Art, wie sie v. Krafft-Ebing in so ansprechender Weise seiner „Psychopathia sexualis" als Einleitung mitgegeben hat, sondern ich beantworte nur die Frage: Worauf lassen sich zu allerletzt alle Äusserungen der menschlichen Liebe zurückführen? Welches ist der Kern, die Quintessenz des Verhältnisses zwischen Mann und Weib? Woraus lassen sich schliess-

lich alle feinen und groben Phänomene und Nüancen der Liebe erklären?

Wer das Verhältnis zwischen den beiden Geschlechtern und alle daraus entsprungenen normalen und abnormen Erscheinungen der heterosexuellen Beziehungen richtig verstehen will, der muss sich stets vergegenwärtigen, dass die letzte Ursache aller dieser Beziehungen, wie mannigfaltig, eigenartig, wie vergeistigt sie sich auch gestalten mögen, doch immer rein physischer Natur ist. Das Verhältnis zwischen Mann und Weib ruht auf einer durchaus sinnlichen Grundlage. Die treffendste Bemerkung Schopenhauer's in seiner „Metaphysik der Geschlechtsliebe" ist diese: „Denn alle Verliebtheit, wie ätherisch sie sich auch geberden mag, wurzelt allein im Geschlechtstriebe, ja ist durchaus nur ein näher bestimmter, spezialisierter, wohl gar im strengsten Sinn individualisierter Geschlechtstrieb".[1]) Und selbst Eduard v. Hartmann muss, obgleich er die Sinnlichkeit als Erklärungsprinzip der Liebe eliminieren will, zugeben, dass eine „angebliche Liebe ohne Sinnlichkeit nur das fleisch- und blutlose Phantasiegespenst der gesuchten Seele" ist.[2])

Die spirituellste Verfeinerung der menschlichen Liebe durch eine in dieser Richtung überaus schöpferische Phantasie bleibt immer in Correlation mit stärkeren oder schwächeren Regungen der Sinnlichkeit, welche überall die sexuellen Beziehungen beherrscht und lenkt. Die „platonische" Liebe ohne jede Beimischung eines sexuellen Elementes ist weiter nichts als Freundschaft,

---

[1]) Arthur Schopenhauer's sämtliche Werke herausgeg. von Eduard Grisebach, Bd. II, S. 626.

[2]) E. v. Hartmann, „Philosophie d. Unbewussten". 6. Aufl. Berlin 1874, S. 196.

von der man mit einigem Rechte gesagt hat, dass sie nur zwischen Personen gleichen Geschlechts möglich sei.

Sinnlichkeit giebt den Grundton des Verhältnisses zwischen den Geschlechtern an. Darüber kann kein Zweifel bestehen, wie ein einziger Blick auf die Vita sexualis der ganzen Tierwelt belehrt. Beim Menschen aber sind es Unterschiede in der Manifestation des physischen Triebes, welche männliche und weibliche Liebe in ihrer besonderen Eigenart erscheinen lassen. Da diese Differenzen einen grossen Teil der im Folgenden zu untersuchenden heterosexuellen Aberrationen erklären, so mögen sie zweckmässig an dieser Stelle angeführt werden.

Diese Differenzen physischer und psychischer Natur lassen sich im allgemeinen auf eine einzige grundsätzliche Verschiedenheit in den geschlechtlichen Beziehungen zwischen Mann und Weib zurückführen, nämlich die, dass der Mann das aktive, das Weib das passive Prinzip in der menschlichen Vita sexualis darstellt. Hierbei braucht man noch gar nicht an etwaige Unterschiede der geschlechtlichen Empfindungen zu denken, sondern zunächst nur an die rein äusserlichen Verhältnisse der Begattung und Zeugung. Man geht mit Recht zur Erklärung dieser Erscheinung von den Keimzellen selbst aus, durch den Hinweis darauf, dass die Spermatozoen in aktiver Weise in das mehr passiv sich verhaltende Ei eindringen, und so gewissermassen im wesentlichen Akte der Zeugung das Verhältnis zwischen Mann und Weib am klarsten und deutlichsten sich ausdrückt.[1])

[1]) „Der Samenfaden sucht das Ei auf; so ist es physiologisch, indem das Ei an einer bestimmten Stelle liegt und der Samenfaden in das Ei einzudringen sucht; ebenso ist es psychologisch, indem der Mann, der Erzeuger des Samens, das Weib, die Erzeugerin des Eis, zu erobern sucht.“ A. Moll „Untersuchungen über Libido sexualis“. Berlin 1897, Bd. I, S. 201.

Schön spricht sich dieses Grundphänomen des Geschlechtslebens im Mythus und in der Gräbersymbolik der Alten aus. Im biblischen Mythus ist das Ursprüngliche, Thätige, Schöpferische das Männliche, aus welchem erst das Weibliche hervorgeht, um dann wieder durch Einwirkung des Männlichen neues Leben aus sich hervorzubringen (Eva als Teil von Adam gedacht). Deutlicher noch stellten der griechische Mythus und die antike Gräbersymbolik das aktive Prinzip (Mann) und das passive (Weib) einander gegenüber. „Stille und Ruhe herrscht in dem Ei; aber wenn, durch Werdelust getrieben, der männliche Gott die Schale durchbricht und als Enorchis sein Werk beginnt, so wird alles Bewegung, alles ruhelose Eile, alles Triebkraft, alles ein nie endender Kreislauf. Das männlich zeugende Prinzip erscheint also selbst als der Vertreter und Träger der Bewegung in der sichtbaren Erdschöpfung. Wie es durch die erste That dazu den Anstoss giebt, so erneuert es sie ohn Unterlass durch stete Wiederholung derselben. Das thatkräftige Naturprinzip erscheint zugleich als das bewegende . . . Geflügelt ist der Phallus, ruhend das Weib, Prinzip der Bewegung der Mann, Prinzip der Ruhe das Weib; des ewigen Wechsels Ursache die Kraft, ewiger Ruhe Bild das Weib, weshalb die Erdmütter meist sitzend dargestellt werden“.[1])

Es ist offenbar, dass diese Aktivität des Mannes und Passivität des Weibes bedingt werden durch gewisse Differenzen in der Intensität der geschlechtlichen Empfindungen und des physischen Triebes. Welcher Art sind diese Unterschiede?

Wenn auch, wie A. Eulenburg mit Recht hervor-

---

[1]) J. J. Bachofen „Versuch über die Gräbersymbolik der Alten“. Basel 1859 S. 153.

gehoben hat, Lombroso's und Ferrero's Annahme[1]), dass das Durchschnittsweib keine oder nur sehr geringe Wollustempfindungen habe, als unrichtig zurückgewiesen werden muss, so bestehen hinsichtlich der Intensität, der Natur und der Äusserungen der Libido sexualis grosse Unterschiede zwischen den beiden Geschlechtern, hinsichtlich welcher man mit Recht von einer relativen Frigidität des Weibes gesprochen hat.

Campbell hat im 13. Kapitel seines Werkes über die Verschiedenheiten der nervösen Organisation von Mann und Weib auch den Geschlechtstrieb beider untersucht und kommt zu dem Schlusse, dass letzterer beim Weibe bedeutend geringer und beim zivilisierten Weibe sogar im allmählichen Verschwinden begriffen sei.[2]) Nach v. Schrenck-Notzing giebt es Autoren, welche den Prozentsatz frigider Frauen auf 40—50 % schätzen. Er selbst ist geneigt, die Richtigkeit dieser Zahl für die angelsächsische Bevölkerung anzuerkennen.[3])

Neuerdings bereitet ein bereits durch zahlreiche Arbeiten auf dem Gebiete der Psychopathia sexualis rühmlichst bekannter Forscher, Dr. Havelock Ellis, ein grösseres Werk über die Natur der sexuellen Impulse des Weibes vor, welches den dritten Band seiner „Psychology of Sex" bilden soll. Inzwischen liegt ein kurzer Auszug daraus vor, in welchem die Ergebnisse

---

[1]) C. Lombroso und G. Ferrero „Das Weib als Verbrecherin und Prostituierte". Deutsch v. H. Kurella, Hamburg 1894 S. 54ff. und S. 130ff.

[2]) Havelock Ellis „The sexual impulse in women" S. A. aus „American Journal of Dermatology". März 1902 S. 3.

[3]) v. Schrenck-Notzing „Literaturzusammenstellung über die Psychologie und Psychopathologie der vita sexualis" in: Zeitschrift für Hypnotismus, Bd. IX., Heft 2 S. 101 und Bd. X., Heft 5 S. 279.

seiner Untersuchungen mitgeteilt werden. Danach zeigt der sexuelle Trieb des Weibes 1. scheinbare grössere Passivität, erscheint 2. nur selten spontan, meist erst nach künstlicher Erweckung, wird aber 3. stärker nach der Aufnahme des geschlechtlichen Verkehrs und entspringt 4. aus einer viel grösseren und diffuseren „Sexualsphäre" und bekundet endlich 5. eine viel deutlichere Tendenz zur Periodicität in seinen spontanen Erscheinungen.[1])

In sehr geistreicher Weise erklärt Havelock Ellis die Passivität des Weibes aus der mehr complexen Natur seiner Sexualsphäre, wodurch die spontane Auslösung der Libido im Gegensatze zu derjenigen des Mannes sehr erschwert wird und in den meisten Fällen eine sexuelle Erregung erst durch die Beihülfe des Mannes herbeigeführt wird. Dafür wird das Weib andererseits durch längere Dauer der Wollustempfindung, geringere Erschöpfung durch den Geschlechtsakt und eine grössere Zahl seiner „erogenen" Zonen entschädigt, indem sich zu den primären sexuellen Zentren noch zahlreiche sekundäre gesellen, wie denn Moraglia über eine Frau berichtet, die sich durch Masturbation von 14 verschiedenen Stellen ihres Körpers in geschlechtliche Erregung versetzen konnte.

Diese mehr passive Natur des Weibes erklärt auch die relative Seltenheit weiblicher Wüstlinge. Eine Messalina erscheint immer als etwas Ausserordentliches, als seltenes Phänomen, während die „Filles de marbre" durchaus nicht als etwas Naturwidriges angesehen werden.[2]) Weiter spricht für die grössere Passivität

---

[1]) Havelock Ellis „The sexual impulse in women" a. a. O. S. 11.

[2]) Damit soll nicht geleugnet werden, dass beim Weibe die dauernd unbefriedigte sexuelle Empfindung zu gewisser Zeit sich

des Weibes der Umstand, dass die geschlechtlichen Verirrungen und Perversionen bei Frauen im allgemeinen seltener vorkommen als bei Männern oder doch nur in abgeschwächter Form.[1]) Auch scheint mir die Thatsache, dass die erotische bezw. obscöne Literatur zum grössten Teile von Männern geschaffen worden ist, nach dieser Richtung hin verwertbar zu sein.[2]) Endlich macht Havelock Ellis darauf aufmerksam, dass Träume mit erotischem Inhalt bei unberührten Frauen viel seltener sind als bei Männern.[3])

Der Unterschied in der Stärke der Äusserungen des geschlechtlichen Empfindens von Mann und Weib

---

übermächtig regen kann, ohne dass eine beständige Neigung zu sinnlicher Ausschweifung vorliegt, wie denn z. B. G. Keben das überwältigende Hereinbrechen eines solchen geschlechtlichen Impulses in seiner Novelle „Erdenschwere“ in: „Das schöne Leid“ (Jena 1901) in der Person der Ungarin Mariska sehr anschaulich schildert. Im allgemeinen aber herrscht Passivität als durchgängiger Sexualcharakter des Weibes vor.

[1]) Vgl. darüber die Angaben bei Lombroso und Ferrero a. a. O., S. 389 ff.

[2]) Die Namen einer Philaenis, Astyanassa, Kyrene haben sich gewiss nur deshalb erhalten, weil sie schon im Altertum in Vergleichung mit den zahlreichen männlichen „Pornographen“ seltene Erscheinungen waren. Die erotische Litteratur der Renaissance und des 18. Jahrhunderts stammt ausschliesslich von Männern. Ob die „Memoiren einer Sängerin“ wirklich von einer Frau geschrieben wurden? Immerhin steht fest, dass die Verfasserin des „skandalösen Romans“: Verbildung und Leichtsinn, oder das Tagebuch eines Freudenmädchens in der Lebensgeschichte der Emilie Berg. Zur Warnung und Lehre für junge Frauenzimmer von H. K. (Leipzig, bei Heinrich Müller, 1800, 8°), wirklich eine Frau, Henriette Kühn, Gattin eines Buchhändlers in Posen war. Vgl. Hayn „Bibliotheca Germanorum erotica“. 2. Aufl. Leipzig 1886, S. 328.

[3]) Havelock Ellis a. a. O., S. 9.

beeinflusst das Verhältnis zwischen beiden in der bedeutsamsten Weise. In der sexuellen Passivität der Frau liegt zugleich ihre Stärke und Überlegenheit gegenüber dem Manne, was die rein physischen Beziehungen zwischen den Geschlechtern betrifft. Sehr fein bemerkt Marro in seinem Werke „La Pubertà“, dass die weibliche Passivität die Passivität des Magneten sei, der bei aller seiner scheinbaren Unbeweglichkeit und Ruhe doch das Eisen — ob es will oder nicht will — anzieht und festhält, gewissermassen zu seinem Sklaven macht. „An intense energy“, bemerkt H. Ellis, „lies behind such passivity, an absorbed preoccupation in the end to be attained“.[1])

Die der stürmisch begehrenden Aktivität des Mannes entgegengesetzte ruhige Passivität des Weibes begründet dessen unverkennbare Überlegenheit und Superiorität in der Liebe, so weit diese rein physisch sich äussert. So ist die „Zeit der männlichen Liebe die Epoche der weiblichen Herrschaft“, und das Weib „beherrscht uns, solange wir lieben, wir fühlen seine Überlegenheit und sehen es als das höhere Wesen an, das es allerdings in einem Punkte dem Manne gegenüber auch wirklich ist.“ [2]) Ein Abhängigkeitsverhältnis des Mannes von der Frau — sofern nicht geistige und körperliche Leiden den Mann auch seelisch inferior machen — ist nur auf rein sinnlicher Grundlage denkbar. Dies kommt auch dem Weibe ganz deutlich zum Bewusstsein. Sehr richtig führt daher ein neuerer Schrift-

[1]) ibidem S. 7.

[2]) Emerich Du Mont „Das Weib“, Leipzig. 1879 S. 238 u. S. 241.

steller den Masochismus des Mannes auf dieses Elementarphänomen zurück, indem er bemerkt: „Solch ein Weib ist sich seiner Physis durchaus bewusst, und dass diese allein es ist, die ihr ein Übergewicht über den Mann verleiht. Ihn geistig zu beherrschen ist ihre Aufgabe nicht; sie vermag ihn nur, indem sie das Bedürfnis seiner Sinne nach ihrem Leibe bis zur Raserei aufstachelt, zur Knechtschaft zu zwingen.“ [1])

Aus dieser Thatsache lassen sich ungezwungen verschiedene Erscheinungen des Liebeslebens erklären, die sonst kaum zu deuten wären. Das klassische Beispiel für einen gewissermassen physiologischen Masochismus ist der „Pantoffelheld“. Dieser ist nicht etwa, wie oberflächliche Beobachter angeben, ein Mann, der sich aus reiner Unkenntnis des Lebens von seiner Frau leiten und beherrschen lässt, z. B. etwa ein Gelehrter, der ganz seinem Studium sich hingebend, alles Praktische des Haushaltes u. s. w. seiner Frau überlässt. Solche Männer sind oft nichts weniger als Pantoffelhelden und haben ihren eigenen Kopf. Nein, der wirkliche Pantoffelheld ist derjenige Mann, welcher von Anfang an durch sein übermässiges geschlechtliches Bedürfnis unter die Herrschaft seiner Frau geriet, durch dieses fortdauernd in Abhängigkeit von ihr erhalten wird, welche sich dann im weiteren Verlaufe der Ehe auch auf andere Verhältnisse erstreckt. Dies ist das psychologische Geheimnis des Pantoffelheldentums, ebenso auch der Maîtressen-Herrschaft, welche zuerst nur auf die rein geschlechtlichen Beziehungen zwischen König und Maîtresse sich gründete, später aber auch nach der politischen Seite hin sich bethätigte. Eine

[1]) Carl Felix von Schlichtegroll „Sacher-Masoch und der Masochismus“. Dresden 1901, S. 15.

Pompadour und Lola Montez dürften klassische Beispiele dafür abgeben.

Je grösser die sexuelle Passivität des Weibes ist, desto leichter gewinnt es Herrschaft über den Mann. Daher die Liebe eines jungen Mannes zu einer älteren, vom Geschlechtstrieb wenig mehr behelligten Frau fast immer zu einer sklavischen Unterwürfigkeit des Ersteren führt, zumal da hier die grössere Erfahrung auf der weiblichen Seite sich noch hinzugesellt, womit sich häufig Herrschergelüste verbinden.[1])

Die Koketterie, welche man als die Bemühung der Weiber, die Männer an sich zu fesseln und unter ihre Herrschaft zu bringen, definieren kann, bedient sich denn auch vorzüglich rein sinnlicher Mittel, um ihre Zwecke zu erreichen und ist in dieser Beziehung ein Ausfluss echt gynaikokratischer Instinkte. Die typische Kokette sieht ganz von den edleren Eigenschaften der Männer, insbesondere den seelischen ab, und spekuliert allein auf das Geschlecht. Sie „kokettiert" (d. h. versucht sinnlich zu reizen) nicht nur mit Fürsten, sondern auch mit Männern der niederen Klassen. „Ein wirklich sehr gefallsüchtiges Weib hört die fadeste Schmeichelei des Geringsten mit Freuden an, giebt sich die Mühe, die Begierde des Verachtetsten zu reizen, auch wenn sie täglich von lechzenden Bewunderern umschwärmt wird." [2]) J. Péladan, immerhin ein scharfer Beobachter, schildert in einem seiner

---

[1]) Vgl. Leo Berg „Gefesselte Kunst", Berlin 1901 S. 159, ferner einen Artikel „Die ältere Frau im Leben des Mannes" im Berliner Lokal-Anzeiger vom 12. August 1900, nach welchem besonders in England derartige Verhältnisse eine grosse Rolle spielen.

[2]) S. R. Steinmetz „Ethnologische Studien zur ersten Entwickelung der Strafe u. s. w.", Leiden u. Leipzig 1894, Bd. I. S. 23.

Romane eine überaus stolze Mondaine, welche beim Einsteigen in ihren Wagen sich die Mühe giebt, ein wenig weit abzusetzen, um einem armen Manne ihre Waden zu zeigen, obwohl sie fortwährend mit den Herren ihres Standes in gewagtester Weise kokettierte.[1])

Umgekehrt bekundet der Mann, auf den ein kokettierendes Weib eine grosse Anziehungskraft ausübt, dadurch in unzweideutiger Weise eine gewisse masochistische Disposition.

So ist durch diese rein physische Abhängigkeit, welche keine Rücksicht auf sonstige Qualitäten des geliebten Weibes nimmt, der Mann weit eher geneigt, sich mit Frauen unter seinem Stande zu verbinden als das Weib, welches nur sehr selten einen Mann niederer Herkunft heiratet oder sich sonst erniedrigt. Dieses ist nicht etwa nur auf die strengere Ausprägung der Standes- und Klassenunterschiede bei den zivilisierten Völkern zurückzuführen, sondern zeigt sich auch unter primitiveren Verhältnissen, weshalb wir es als eine anthropologische Erscheinung auffassen können. So sind nach Macdonald bei den Ost- und Zentralafrikanern viele Fälle bekannt, in denen Sklavinnen ihren freien Gatten entflohen, jedoch kein einziger, in dem ein Sklave seiner freien Gemahlin entflohen wäre.[2]) Westermarck weist darauf hin, dass bei den Kreuzungen zwischen ungleichen Menschenrassen der Vater fast immer der

---

[1]) Vgl. Marquis de Valognes „Femmes Honnêtes" Paris 1885, S. 25, „Man sehe nur", sagt A. v. Hanstein, „wie Damen — auch anständige — in eine Pferdebahn oder in ein Theater-Foyer hereingepraatscht kommen, mit sieghaften Blicken um sich schauend und nicht eher sich zufrieden gebend, als bis alle Blicke auf sie gerichtet sind!" A. von Hanstein „Frauenmoral und Herrenhalbheit", Berlin 1896, S. 11.

[2]) D. Macdonald „Africana", London 1882, Bd. I, S. 141.

höheren Rasse angehört, denn nach Quatrefages verschmäht es „in jedem Falle und besonders bei flüchtigen Liebeleien das Weib, sich zu erniedrigen, der Mann ist minder feinfühlig.“ [1]) In Neu-Seeland kommt es öfter vor, dass ein Europäer ein Maori-Weib heiratet, aber niemals ereignet sich der umgekehrte Fall, dass ein europäisches Weib einem Maori-Mann als Gattin folgt. Das Gleiche gilt von den Heiraten zwischen Negern und Weissen, sowie zwischen Negern und Indianern, wobei letztere von den Negerinnen als inferior verabscheut werden.[2]) Der übermächtige Geschlechtstrieb vermag eben beim Manne alle anderen Rücksichten zu besiegen bezw. für den Augenblick zurückzudrängen, während es die sexuelle Passivität des Weibes mit sich bringt, dass es allezeit einen ruhigen Blick für die realen Verhältnisse behält und demgemäss einer Erniedrigung durch Anknüpfen geschlechtlicher Beziehungen zu unter ihm stehenden Männern aus dem Wege geht.

Wenn also die sexuelle Passivität, die grössere Widerstandsfähigkeit gegen starke geschlechtliche Antriebe die Stärke des Weibes gegenüber dem Manne ausmacht, so beruht auf der anderen Seite die männliche Überlegenheit einzig und allein auf der mit Kraft gepaarten grösseren Intelligenz, wodurch jene Passivität vollkommen paralysiert und überwunden wird. Sobald Kraft und Intelligenz des Mannes den Sieg über seine rein geschlechtlichen Impulse davontragen, wird nicht nur seine Unabhängigkeit vom Weibe gewahrt, sondern unter Umständen auch seine Superiorität über dasselbe herbeigeführt. Diese Superiorität ist eine „Überlegen-

[1]) E. Westermarck „Geschichte der menschlichen Ehe“. Deutsch von L. Katscher und R. Grazer, Jena 1893, S. 252.
[2]) ibidem.

heit seiner Selbstsucht und seines Verstandes und kommt daher im Liebesrausch nicht zur Geltung“.[1])

Sehr schön führt diesen Gedanken Bachofen in seinem klassischen Werke über das „Mutterrecht“ durch. Das Mutterrecht ruht auf rein sinnlicher Grundlage, das Mannesrecht hat einen geistigen Ursprung. So lehrt schon der uralte Mythus von Jo und Herakles. „In Herakles gelangt diese Entwicklung zum Abschluss. Die höhere Kraft, die seine Thaten verkünden, offenbart den himmlischen Zeusgeist, und in diesem allein ruht das vollendete Mannesrecht. War Jo einst, durch stoffliche Lust erregt, der Unruhe langer Irrfahrt anheimgefallen, so ist es des Mannes geistige Schöne, in der nun das Weib seine Ruhe findet. Es ist nicht mehr der tellurische, sondern der himmlische Zeus, den sie in ihrem Gemahl ahnt, und dem sie gerne die höhere Berechtigung einräumt. Dem stofflichen Manne gegenüber verteidigt sie ihr stoffliches Recht, dem geistigen ordnet sie sich gerne unter. Erst jetzt ist das wahre Gleichgewicht der Geschlechter, der dauernde Friede unter ihnen hergestellt; erst jetzt auch das kosmische Gesetz unter den Menschen verwirklicht. Der Sonne folgt der Mond ewig nach, durch sich selbst leuchtet er nicht, all' seinen Schein borgt er von dem höhern Gestirn. So die Frau von dem Manne. Denn stofflich, wie der Mond, ist die Frau; geistig, wie die Sonne, soll der Mann sein. So lange der Stoff als das Höchste gilt, so lange steht das weibliche Mondprinzip voran, der Mann kömmt nicht in Betracht. Aber von der Wirkung geht man nun zur Ursache, von dem Monde zu der Sonne, von der Materie zur unkörperlichen

---

[1]) Du Mont a. a. O., S. 238.

Kraft über. Jetzt tritt der Mond in die zweite, die Sonne in die erste Stelle ein. Des Mannes unkörperliches, geistiges Prinzip gelangt zur Herrschaft.“[1])

Heraklcs ist nicht nur durch seinen hervorragenden Verstand, sondern auch durch Mut und Körperkraft ausgezeichnet. In der That sehen wir, dass besonders in den Anfängen der Zivilisation die Intelligenz gepaart mit Kraft, aber ohne eine geschlechtliche Nüance der letzteren, die Überlegenheit des Mannes über das Weib begründet. Männer, die im Wettlaufe, im Kampfe, in der Jagd, im Speerwerfen sich auszeichnen, erfreuen sich bei den Frauen niederer Rassen der grössten Wertschätzung.[2]) Bei zivilisierten Völkern tritt immer mehr die Intelligenz gegenüber den anderen Eigenschaften des Mannes in den Vordergrund, wenngleich stets ein gewisser Grad von körperlicher Kraft des Mannes zur Erweckung einer leidenschaftlichen Liebe von seiten der Frau erfordert wird. Daher üben intelligente Verbrecher, Räuber und Banditen selbst auf Damen der höheren Stände oft eine merkwürdige Anziehungskraft aus, wie denn z. B. der jüngst verurteilte süditalienische Bandit Musolino „von mehr als einer Dame der vornehmen Welt, ganz abgesehen von seinen zahllosen Liebeleien mit den Bäuerinnen seiner Heimat „geliebt wurde“ und sogar in Reggio von einer sehr hochgestellten Dame heimlich in ihrem Palaste empfangen wurde.[3]) Dies bewirkt die eigenartige Mischung von Kraft und Intelligenz in solchen desperaten

---

[1]) J. J. Bachofen „Das Mutterrecht“, Stuttg. 1861, S. 97—98.

[2]) Vgl. die Beispiele bei Westermarck a. a. O. S. 253—254.

[3]) Vossische Zeitung No. 164 vom 9. April 1902.

Charakteren, welcher sich das Weib mit Wonne und Leidenschaft unterwirft. Übrigens bieten viele derartige Neigungen der Frauen deutlich masochistische Züge und werden demgemäss weiter unten zu erörtern sein.

Die beiden hier geschilderten Seiten des Verhältnisses zwischen Mann und Weib, die in ihren Grundzügen als physiologische Erscheinungen aufzufassen sind, schliessen bei einseitiger Steigerung die Gefahr der Ausbildung eines feindseligen Gegensatzes zwischen den Geschlechtern in sich. Sacher-Masoch leitet ganz richtig daraus die eigentlichen Ursachen der Frauenbewegung ab. Er sagt am Schlusse seiner berühmten Novelle „Venus im Pelz“, dass „das Weib, wie es die Natur geschaffen und wie es der Mann gegenwärtig heranzieht, sein Feind ist und nur seine Sklavin oder seine Despotin sein kann, nie aber seine Gefährtin. Das wird sie erst dann sein können, wenn sie ihm gleich steht an Rechten, wenn sie ihm ebenbürtig ist durch Bildung und Arbeit.“ [1])

Der berechtigte Kern der Frauenbewegung ist die Emanzipation des Weibes von der Herrschaft der blossen Sinnlichkeit in der Ehe und des Geisteshochmutes des Mannes; die darüber hinausgehenden Bestrebungen einer völligen Gleichmacherei zwischen Mann und Weib sind völlig aussichtslos, da sie Unmögliches verlangen. Das erreichbare Hauptziel muss die Förderung des Verständnisses zwischen beiden Geschlechtern sein, damit weder Sinnlichkeit noch Geisteshochmut das harmonische Verhältnis zwischen Mann und Weib beeinträchtigen; damit aber jenes Verständnis herbei-

---

[1]) Sacher-Masoch „Venus im Pelz“. 2. Aufl., Dresden 1901 S. 186.

geführt wird, ist ohne Zweifel ein höherer Grad von wahrer Bildung dem Weibe nötig, ohne dass, wie die Feministen in ganz verkehrter Weise anstreben, nunmehr das spezifisch „gelehrte“ Weib gezüchtet werde. „Gelehrt,“ sagt L. Feuerbach, „soll die Frau freilich nicht sein; aber ist sie wahrhaft unser, wenn sie nur unser an Leib und Herz, und nicht auch an Geist, wenn sie von dem Mitgenusse unseres besten und höchsten Guts ausgeschlossen ist?“ [1]) Wenn Teresa Labriola in ihrem Werke „La Donna nella società moderna“ (Rom 1902) als das „praktische und gewichtige Ziel“, nach dem die Frauenrechtler streben müssen, die „Hebung der weiblichen Individualität bei Wahrung der Einheit der Familien“ bezeichnet, [2]) so läuft das schliesslich auf dasselbe hinaus. Möbius, der sonst in seiner geistvollen und viel angefeindeten Schrift über den „physiologischen Schwachsinn des Weibes“ allzu einseitig die Schwächen des Weibes hervorhebt, betont die grosse Bedeutung der geistigen Fähigkeit der Mutter für die Vererbung, besonders für die Söhne, und rät bei der Ehewahl kluge Mädchen zu bevorzugen. [3]) Ähnlich hatte schon Schopenhauer auf die Wichtigkeit des mütterlichen Intellekts für die geistigen Anlagen der Kinder hingewiesen. Schon aus diesem Grunde darf man einer vernünftigen „Frauenemancipation“ nichts in den Weg stellen. Einen zweiten, hier nicht näher zu erörternden, wichtigen Grund bilden die sozialen Verhältnisse, die

---

[1]) Vgl. G. F. Daumer „Die Religion des neuen Weltalls“ Hamburg 1850 Band II, S. 236—237.

[2]) Vgl. den Auszug in Vossische Zeitung No. 279 vom 18. Juni 1902.

[3]) J. P. Möbius „Über den physiologischen Schwachsinn des Weibes“ 4. Aufl., Halle a. S. 1902 S. 61.

Notlage vieler alleinstehender, unverehelichter Frauen, welche sie gebieterisch zum Erwerbe in irgend einem Berufe drängt.[1]) Man darf aber nicht verkennen, dass letzteres doch immer nur ein Notbehelf ist. Des Weibes eigentlicher Beruf ist das Muttertum, wie sehr auch die Feministen dagegen eifern und die Natur in dieser Beziehung zu korrigieren suchen, durch Schöpfung eines — dritten Geschlechts!

Mann und Weib sind körperlich und geistig eminent verschiedene Wesen. Das scheint den extremen Frauenrechtlern garnicht zum Bewusstsein zu kommen, und es ist das grosse Verdienst von hervorragenden Naturforschern und Ärzten wie Möbius, Münsterberg, C. Vogt, Allan, Ploss-Bartels u. A., mit Energie auf diese unvertilgbaren Differenzen zwischen Mann und Weib hingewiesen zu haben. Es giebt daher natürliche Grenzen einer Frauenemancipation.

Zweifellos ist es ungerecht, von einer Inferiorität des Weibes gegenüber dem Manne zu sprechen. Mit Recht sagt du Mont: „Das Weib ist einerseits weniger, andererseits mehr als der Mann; gleich aber können die beiden Geschlechter nie und nimmermehr sein.“[2]) Vergleicht man daher Mann und Weib schlechthin, so wird man nur das letztere als ein anders geartetes Wesen bezeichnen dürfen, was schon daraus hervorgeht, dass es ganz andere Funktionen hat als der Mann. Diese begründen eben eine körperliche und geistige Verschiedenheit vom Manne, die durchaus nicht als Inferorität aufzufassen ist, wenn man z. B. dem „phy-

---

[1]) Auch diese Ursache erkennt Möbius a. a. O. S. 39 als berechtigt an.

[2]) E. du Mont a. a. O. S. 129.

siologischen Schwachsinn“ das unvergleichlich reichere Gemütsleben des Weibes gegenüberstellt, aus welchem eine Fülle geistiger Anregung und Veredelung für den Mann hervorgeht.

Die Ergebnisse der neueren anthropologischen Forschung bestätigen Allan's im Jahre 1869 abgegebenes Urteil über die thatsächlich vorhandenen Differenzen zwischen Mann und Weib:

„Mein Standpunkt ist, dass durchgreifende, natürliche und dauernde Unterschiede in der geistigen und moralischen Bildung beider Geschlechter bestehen, Hand in Hand gehend mit der physischen Organisation. Man vergleiche das männliche und weibliche Skelett, man studiere Mann und Weib im physiologischen und im pathologischem Zustande, in der Gesundheit und Krankheit; man beobachte philosophisch ihre respektiven Bestrebungen, Beschäftigungen, Vergnügungen, ihre Neigungen, ihr Verlangen; man vergegenwärtige sich, welche Rolle jedes Geschlecht in der Geschichte gespielt hat, — und man wird schwerlich der paradoxen Behauptung beizutreten vermögen, dass es keinen Geschlechtsunterschied des Geistes giebt und dass die geistige Verschiedenheit der Geschlechter allein eine Folge der Erziehung sein sollte. Ein Weib mit männlichem Sinn ist ein ebenso anomales Geschöpf als eine Frau mit männlicher Brust, mit männlichem Becken, mit männlicher Muskulatur oder mit einem Bart.“[1])

Dass in rein körperlicher Beziehung der Schwer-

---

[1]) J. Mc. Gregor Allan „On the real differences in the Minds of Men and Women“ in: The Anthropological Review, London 1869 Bd. III S. CXCV zitiert nach Ploss-Bartels „Das Weib in der Natur- und Völkerkunde“ 6. Aufl., Leipzig 1899 Bd. I S. 40.

punkt des weiblichen Lebens in die mit dem Gebären und dem Muttertum zusammenhängenden Verrichtungen des Sexualapparates verlegt werden muss, braucht nicht näher ausgeführt zu werden. Ebenso wenig, dass diese Funktionen jede intensive geistige Bethätigung auf das empfindlichste beeinträchtigen, ja unmöglich machen. Wichtiger ist der von Rüdinger erbrachte Nachweis, dass „für das geistige Leben ausserordentlich wichtige Gehirnteile, die Windungen des Stirn- und Schläfenlappens, beim Weibe schlechter entwickelt sind als beim Manne und dass dieser Unterschied schon bei der Geburt besteht.“[1])

Demgemäss ist es als sicher anzunehmen, dass das weibliche Gehirn niemals die Leistungen des männlichen erreichen kann. Das Höchste ist Gleichheit der geistigen Aufnahmefähigkeit. Aber eigene schöpferische Thätigkeit auf geistigem Gebiete ist dem Weibe nicht gegeben.[2])

Das zeigt sich schon bei den Ergebnissen der höheren Töchterschulen,[3]) noch auffälliger im gelehrten Unterricht. Die jetzt vorliegenden Erfahrungen von Carl Vogt[4]) über die schweizerischen Studentinnen eröffnen für die weitere Entwickelung der Frauenbewegung recht trostlose Perspektiven. Nach Vogt ist der weibliche Student „supérieure pour l'emmagasinement des choses apprises“ und „inférieure en tout ce qui concerne l'activité pratique et le raisonnement active.“

---

[1]) J. P. Möbius a. a. O. S. 15.

[2]) ibidem S. 19—20.

[3]) Vgl. den Artikel „Was bieten unsere höheren Töchterschulen?“ in den „Grenzboten“ 1900, Bd. 59 S. 235 bei Möbius a. a. O. S. 40—41.

[4]) Bei Ploss-Bartels I, 46—47.

Ähnlich urteilt neuerdings Professor Münsterberg über die amerikanischen Studentinnen.[1]) Dass es einzelne Ausnahmen giebt, widerlegt nicht die für das Gros festgestellte Thatsache.

Andererseits übt das Weib trotz seiner Unfähigkeit zur rein intellektuellen Geistesthätigkeit doch einen stetigen geistigen Einfluss auf das männliche Geschlecht und die Gesellschaft aus durch sein tiefinnerliches Gemütsleben. Von diesem gehen beständig ungeheuere Wirkungen aus, welche wohl am besten durch das taciteische „sanctum aut providum“ bezeichnet werden. Börne führt den folgenden Ausspruch von Byron an, der diese Thatsache beleuchtet: „Schon die blosse Anwesenheit einer Frau hat für mich etwas Beruhigendes, übt selbst, wo keine Liebe stattfindet, einen seltsamen Einfluss auf mich, den ich mir, bei der geringen Meinung, die ich von dem Geschlechte habe, durchaus nicht erklären kann. Aber gewiss, ich bin zufriedener mit mir selbst und mit aller Welt, sobald eine Frau in meiner Nähe ist.“ Dazu bemerkt Börne selbst: „Diese Bemerkung Byron's hat mich sehr gefreut, denn es geht mir hierin geradeso wie ihm.“ [2]) Ähnlich Platen:

Wer erklärt die wundervolle
Magische Gewalt im Weibe?

Das „Rätselhafte“ im Weibe, welches in so vielen Romanen und Novellen als ein stets wirksamer Effekt verwendet wird, beruht auf eben dieser undefinierbaren geistigen Emanation. Dieses Dunkle, Irrationale im weiblichen Wesen veranlasst von Hippel zu dem geistreichen Wort, dass das Weib ein Komma sei, der

---

[1]) „Zur Frauenfrage“ in: Vossische Zeitung No. 277 vom 17. Juni 1902.

[2]) L. Börne „Briefe aus Paris“, Hamb. 1832 Bd. II S. 295ff.

Mann ein Punkt. „Hier weisst du, woran du bist; dort lies weiter.“[1]) Ebenderselbe Autor hat auch erkannt, welch grosse Bedeutung der weiblichen Art auch für die geistige Entwickelung des Mannes zukommt, indem sein Wissen und Können dadurch einen viel konkreteren Charakter erhielt. „So haucht oft ein Weib ihrem Manne einen lebendigen Atem ein; sein Wissen wird lebendig, und sein Vorsatz reift zur Vollendung.“[2]) Am schönsten aber hat der grosse Buckle die Unentbehrlichkeit der Frau auch für den geistigen Fortschritt der Menschheit ins Licht gestellt. „Wir“, sagt er, „die Sklaven der Erfahrungen und Thatsachen, verdanken's nur ihnen, dass unsere Knechtschaft nicht weit vollständiger und schmählicher gewesen ist. Ihre Art und Weise des Denkens, ihre geistigen Gepflogenheiten, ihre Unterhaltung, ihr Einfluss breiteten sich unmerkbar über die ganze Gesellschaft aus und drangen vielfach auch in den inneren Bau derselben ein. Dadurch sind wir, die Männer, mehr als durch alles andere einer vollkommener gedachten Welt zugeführt worden.“[3]) Bei der Abschätzung der geistigen Eigenschaften beider Geschlechter ist also dieser Faktor keineswegs zu vernachlässigen, und es ist mit der einfachen Feststellung einer Inferiorität der Frau in Beziehung auf wissenschaftliche und künstlerische Produktion diese Seite der geistigen Bedeutung des Weibes gar nicht berührt worden.

---

[1]) Th. G. von Hippel „Über die Ehe“, herausgegeben von Gustav Moldenhauer, Leipzig (Reclam) S. 249.

[2]) ibidem S. 201.

[3]) Th. H. Buckle „Der Einfluss der Frauen auf die Wissenschaft“ in „Essays“ übers. v. E. Jacobi, Leipzig 1896, S. 51—52.

Ebenso wenig aber vermag letztere die Thatsache zu erschüttern, dass das Weib als Gebärerin Schutz und Halt nur in der Ehe findet, daher diese „matrimonium", nicht „patrimonium" heisst.[1]) Hier erst kann sich weibliche Eigenart aufs schönste entfalten und der Umgebung, vor allem dem Manne und den Kindern, das Beste von sich selbst mitteilen. Das freilich selten erreichte Ideal einer solchen Ehe hat Georg Ebers mit folgenden Worten geschildert: „In ihrer Person soll uns auch das mit allen Reizen des Geistes und Körpers geschmückte Weib, für welches Eros unser Herz entzündete, an den heimischen Herd folgen, und es wird dort, auch wenn wir weit entfernt sind, einem Perikles zu gleichen, das für uns Männer sein können und sein — bis zum Tode — was Aspasia diesem gewesen. Gattin und Geliebte sind Eins für uns geworden; Alles was Sokrates der Hetäre Theodote riet, verlangen wir von unseren Frauen und wird uns in der That von ihnen gewährt."[2])

Ohne Zweifel ist das Verhältnis zwischen Mann und Weib noch durchgreifender Veränderungen in dem oben gekennzeichneten Sinne fähig. Hiernach sollte eine vernünftige Frauenbewegung streben und als ihr Hauptziel eine Veredlung und Vertiefung der Beziehungen zwischen beiden Geschlechtern im weitesten Umfange betrachten. Dies würde auch der sexuellen Hygiene sowohl des Weibes wie des Mannes zu Gute kommen.

* * *

[1]) Vgl. darüber Hippel a. a. O. S. 249.

[2]) Citiert nach Ploss-Bartels a. a. O., Bd. II, S. 483.

Die obigen Erörterungen über das Wesen des Verhältnisses zwischen Mann und Weib waren notwendig, weil sie schon die grundlegende Erklärung für jene eigentümlichen Abwege der geschlechtlichen Beziehungen zwischen beiden enthalten, die wir als Sadismus und Masochismus bezeichnen und deren einzelne aetiologische Faktoren im Folgenden untersucht werden sollen.

Bevor wir aber hierauf eingehen, sei schon an dieser Stelle auf das ausserordentlich häufige Vorkommen der sadistisch-masochistischen Erscheinungen hingewiesen. Sie gehören, wenn man von ihren extremsten Äusserungen wie Lustmord u. a. absieht, sicherlich zu den am meisten verbreiteten geschlechtlichen Irrationalitäten und Verirrungen, ja, finden sich, in ihren leichtesten Formen fast bei jedem Menschen. v. Krafft-Ebing's Annahme, dass Homosexualität häufiger vorkomme als Masochismus[1]) ist ganz gewiss nicht zutreffend. Vielleicht hat Krafft-Ebing hier nur die offenkundig kranken Individuen im Auge, wie er denn wirklich die meisten sadistischen und masochistischen Handlungen als krankhafte anzusehen scheint, während dies nur bei einem geringen Bruchteil der Fall ist. Die Mehrzahl betrifft gesunde Menschen, wie schon die oberflächlichste Beobachtung der mannigfaltigen Vorkommnisse auf diesem Gebiete lehrt, deren Frequenz eine ungeheure ist. Daher wendet sich der berühmte Folklorist Dr. Friedrich S. Krauss mit Recht gegen die einseitige Auffassung der Wiener Schule: „Und weil er [v. Krafft-Ebing] es als Arzt nur mit vereinzelten Individuen jeweilig zu thun hat, die er heilen oder vor der Wucht

---

[1]) R. v. Krafft-Ebing „Arbeiten auf dem Gesamt-Gebiete der Psychiatrie und Neuropathologie“ Heft 4, Leipzig 1899 S. 132.

unserer veralteten Strafgesetze verschont wissen möchte, entgeht ihm das ethnologische Moment, das bedeutsamer ist.“ [1])

Und abgesehen von diesem ethnologischen Momente, welches uns die grosse Verbreitung dieser geschlechtlichen Pikanterien und Aberrationen unter den primitiveren Volksklassen zeigt, gehört es vielfach in der modernen civilisierten Gesellschaft zum „guten Ton“ auf dem Gebiete der Vita oder besser Libido sexualis, auch diese Dinge kennen zu lernen, weshalb geistig und körperlich gesunde Individuen sich ihnen eifrig und en masse unterziehen. Aus diesen rekrutiert sich die Mehrzahl der „blasés, monomanes et passionnels“ Coffignon's [2]), welche in den Bordellen, Absteigequartieren, bei den Masseusen, „strengen Erzieherinnen“ u. s. w. ihre sadistisch-masochistischen Gelüste in weitestem Masse befriedigen.

Gegenüber dem Versuche die klinische Auffassung als die allein massgebende hinzustellen, schein mir der Hinweis auf die Thatsache, dass die meisten geschlechtlichen Verirrungen gar nicht in den Bereich des Arztes fallen, auch an dieser Stelle gerechtfertigt zu sein.

Den Kern der algolagnistischen Erscheinungen bildet die Freude am fremden oder eigenen Schmerze d. h. die gegen andere oder gegen sich selbst gerichtete Grausamkeit.

Es wird also eine Betrachtung des Wesens der Grausamkeit zugleich uns Aufschlüsse über ihre Rolle und Bedeutung in der Aetiologie sadistisch-masochistischer

---

[1]) Friedrich S. Krauss „Ein Vorrecht der Volkskunde“ in: Der Urquell, Neue Folge, Leiden 1898, Bd. II, S. 234.

[2]) A. Coffignon „La Corruption à Paris“ Paris 1887 S. 316.

Neigungen geben können. Deshalb seien die wichtigsten Theorien der Grausamkeit hier kurz berührt.

Dass überhaupt in der menschlichen Natur ein grausamer Zug sich findet, wird von vielen Psychologen und Ethnologen durch Thatsachen erläutert. Schopenhauer bemerkt: „Der Mensch ist im Grunde ein wildes, entsetzliches Tier. Wir kennen es bloss im Zustande der Bändigung und Zähmung, welcher Civilisation heisst: daher erschrecken uns die gelegentlichen Ausbrüche seiner Natur. Aber wo und wann einmal Schloss und Kette der gesetzlichen Ordnung abfallen und Anarchie eintritt, da zeigt sich was er ist. Wer inzwischen auch ohne solche Gelegenheit sich darüber aufklären möchte, der kann die Überzeugung, dass der Mensch an Grausamkeit und Unerbittlichkeit keinem Tiger und keiner Hyäne nachsteht, aus hundert alten und neuen Berichten schöpfen.“[1]) Deshalb zeigt sich auch in jener Zeit, wo der Mensch noch natürlich und ungezwungen dahinlebt, in der Kindheit, so häufig diese böse Seite seiner Natur. Die Grausamkeit der Kinder ist sprichwörtlich. Schopenhauer erklärt diese dem Menschen angeborene Grausamkeit aus dem „Willen zum Leben, der durch das stete Leiden des Daseins mehr und mehr erbittert, seine eigene Qual durch das Verursachen der fremden zu erleichtern sucht. Aber auf diesem Wege entwickelt er sich allmählich zur eigentlichen Bosheit und Grausamkeit.“[2])

Hier ist gewissermassen die Grausamkeit ein Linderungs- und Heilmittel der eigenen Schmerzen und Leiden.

---

[1]) A. Schopenhauer's sämtliche Werke, Bd V. (Parerga und Parolipomena) Leipzig, (Reclam) S. 216.

[2]) a. a. O. S. 220.

Der englische Psychologe Bain erklärt die Grausamkeit aus dem Genusse, welchen das Bewusstsein der Macht und Herrschaft über das gepeinigte Individuum mit sich bringt. Er nimmt einen Grausamkeitsgenuss an, eine Art Wollust beim Anblicke fremder Schmerzen. „Diese abstrakt- universelle Genussahnung des Machtbewusstseins macht es zum intensivst angestrebten aller Bewusstseinzustände: es giebt die Gewissheit der unbeschränkten, masslosen Möglichkeit aller Genüsse; die Seligkeit aller gehabten und aller geahnten, anempfundenen, begehrten Freuden zittert dann durch die Seele, die vollständige Besiegung eines fühlenden Wesens ist mehr als irgend etwas anderes geeignet, das Bewusstsein der Macht zu verschaffen resp. zu haben, gerade weil Schmerz dem Anderen am meisten zuwider ist.“ [1])

Es scheint, dass der in diesem Machtbewusstsein liegende Genuss manche Menschen in ihrer Berufswahl beeinflusst, da es Berufe giebt, in welchen derselbe leichter erreicht werden kann als in anderen, wie z. B. der Beruf des Lehrers und Priesters. B. de Courrière schildert in einem Essay, wie der Grausame, da er nicht mehr Despot sein kann, nach einander Priester und Mann der Wissenschaft, speziell Arzt wird, um unter dem Deckmantel des Berufes seine wilden Gelüste befriedigen zu können. [2]) Ähnlich bemerkt Steinmetz, dass manche Charaktere mit grausam-despotischen Neigungen auch in einer gebildeten Gesellschaft zu

---

[1]) Bain bei S. R. Steinmetz „Ethnologische Studien zur ersten Entwickelung der Strafe u. s. w.“ Leiden und Leipzig 1894 Bd. I S. 29—30 und S. 19.

[2]) B. de Courrière „Néron, Prince de la Science“ in: Mercure de France, Oktober 1893 S. 144 ff.

Berufen greifen, welche ihnen eine grosse Befriedigung und bei sonstiger Schwäche und Phantasiearmut die Möglichkeit gewähren, im Martern und Leidzufügen ihre Macht zu geniessen.[1])

So schildert Charles Dickens in „Nicolas Nickleby" den Sohn des Schulmeisters Squeers, welcher so innig froh die armen, halbverhungerten Knaben quält und nach der Zeit sich sehnt, dass er sie unumschränkt beherrschen und peinigen kann.

Daher versetzen sich auch oft Sadisten in der Phantasie in solche „despotischen Berufe" und spielen mit Vorliebe in ihren Zusammenkünften mit den Prostituierten „Lehrer" oder „Tyrannen". Sehr drastisch tritt das in dem folgenden Briefe eines solchen Phantasieschullehrers hervor:

„Verehrte Neugierige!

Nun wohl es sei — ich will deutlich und „sans gêne" sprechen. — Haben Sie mal etwas von Sacher Masoch gelesen? Dessen Ideal ist ein Weib, die in zügelloser sinnlicher Liebe den Mann demütigt, und mit der Rute und Reitpeitsche züchtigt — er soll ihr „Sklave" sein, und als solchen behandelt sie ihn.

Ich muss nun sagen, dass, wenn ich auch hierfür ein tendre habe, es meiner Sinnlichkeit weit mehr entspricht, ein mir sympathisches Mädchen zu demütigen und zu züchtigen, natürlich muss dies weit entfernt von irgend einer Roheit sein, au contraire — trotz Härte und Strenge muss ein Hauch der Poesie darüber schweben, sonst ist es — unmöglich.

Man muss sich gegenseitig eine Komödie vorspielen, also nehmen wir an, Sie willigten in ein derartiges Verhältnis ein, so würde ich Sie für die Zeit unserer Zusammenkunft, z. B. als „Schulmädchen" betrachten und demgemäss behandeln. Ich würde mit Ihnen lesen, Sie müssten Aufsätze, Übersetzungen machen, Gedichte auswendig lernen etc. — Thun Sie nun das nicht zu meiner Zufriedenheit, so strafe

---

[1]) Steinmetz a. a. O. Bd. I S. 24 und 28.

ich Sie ohne Gnade. (Folgt sehr freie Beschreibung dieser Züchtigung) . . . Ist es geschehen, müssen Sie mir die Hand küssen, ich stelle Sie eine Zeitlang in die Ecke, und verlange von Neuem, dass Sie das Gedicht sagen — in Ihrem Trotz thun Sie es nicht (Folgt neue, noch schlimmere Züchtigung).

Dies ein Beispiel, das sich in der verschiedensten Art und Weise wiederholen lässt — stets muss es etwas Neues bleiben und mit Pikanterie ausgeführt werden, um beiden Teilen die sinnliche Befriedigung zu geben — und das nennt man „streng energisch.“

Sind Sie sehr shokiert? Ich kann's nicht ändern — auf alle Fälle erwarte ich aber, dass Sie mir ehrlich schreiben — ob Sie sich in eine derartige Komödie hineindenken können.

Es grüsst
Ihr
Erzieher.“

Deutlicher kann die Rolle, welcher der im Berufe liegende Machtgenuss bei der Ausführung grausamer Handlungen spielt, nicht zum Ausdrucke gebracht werden als es in diesem in psychologischer Hinsicht so merkwürdigen authentischen Briefe eines sadistischen Neigungen fröhnenden Mannes geschehen ist.[1])

---

[1]) Erwähnenswert sind Kurella's Äusserungen über die aetiologische Bedeutung des Machtbewusstseins für die Begehung grausamer Handlungen, aus welchen wir auch die bemerkenswerte Thatsache entnehmen, dass grausame Naturen nicht bloss negativ, destruktiv sind, sondern auch ihrem Charakter entsprechende positive Schöpfungen aufzuweisen haben: „Die Lust am Martern und Töten von Menschen hat ihre Entstehung in mehreren Momenten; wesentlich dabei ist das Lustgefühl, das jede energische Aktivität überhaupt begleitet, zumal wenn die Bethätigung unmittelbaren Affekten und Trieben entspringt, wo dann die Lust in der freien Entladung der Gefühlsanspannung besteht. Je geringeren Widerstand die Thätigkeit findet, mit um so ungetrübterer Lust spielt sie sich ab; Lust an widerstandsloser Bethätigung aller momentanen Regungen bedingt den Genuss des

Den begeistertsten Apostel hat der Machtgenuss in unserer Zeit in Friedrich Nietzsche gefunden, der ihn zum Prinzip seiner Philosophie gemacht hat, indem er als die Quintessenz alles Lebens die Machterweiterung, das Übermenschentum hinstellte, welcher Drang von grösserer Bedeutung sei als der Selbsterhaltungstrieb. Die „Herrenmoral" ist eben das „in der Natur selbst begründete, naturgewollte Handeln der Herren, welche mit rücksichtsloser Energie, ja sogar mit wilder Grausamkeit die Schwächeren sich von jeher dienstbar gemacht haben." [1]) Nietzsche kann den Genuss dieses Machtbewusstseies nicht lebhaft genug schildern.

Eine weitere Motivierung grausamer Handlungen wird durch den angenehmen Kontrast gegeben, welchen der Anblick fremder Schmerzen mit dem eigenen Wohlbefinden bildet. Hierauf weist Kant in

---

Machtgefühls, und daraus erklärt sich das heitere Selbstgefühl des Tyrannen, den es reizt, die Grenzen seiner Macht zu erproben, der grausam wird, nicht um Leiden hervorzurufen, sondern um sein Kraftgefühl zu geniessen. So findet sich in den historischen Beispielen schrankenloser Tyrannei die Lust am Schaffen, besonders an gewaltigen Heeresorganisationen, riesigen Bauten, fast immer verbunden mit der Lust am Zerstören, oder doch mit dem lüsternen Wühlen in dem Gedanken, vernichten und zertreten zu können. So kommen kraftvolle Verbrechernaturen oft innerhalb ihrer Familie zu grenzenloser Herrschsucht und Brutalität, oder der Kitzel des Machtbewusstseins führt mitleidslose Naturen, die über grosse Körperkräfte nicht verfügen, zu Giftmorden, die nach dem ersten gelungenen unentdeckten Versuche lediglich aus der Lust an der Ausübung der Macht über Leben und Tod fortgesetzt werden." H. Kurella „Naturgeschichte des Verbrechers", Stuttgart 1893, S. 237—238.

[1]) H. Vaihinger „Nietzsche als Philosoph". Berlin 1902, S. 93; Vgl. auch G. Adler „Die Genesis des Imperialismus" in: Der Tag, No. 231 vom 21. Mai 1902.

seiner „Anthropologie" hin, ferner besonders von Schubert-Soldern.[1]) Dieser aetiologische Faktor kommt besonders bei Hinrichtungen, gefährlichen Schauspielen (Stier- und Gladiatorenkämpfe, Seil- und Trapezkünstler u. s. w.) in betracht, wo er sich beim ruhigen Betrachten dieser grausigen Scenen von sicherer Stelle aus besonders deutlich geltend macht.

Auch die lebhafte emotionelle Erschütterung hat man als eine Hauptursache der Grausamkeit angeführt. Besonders der Marquis de Sade betont in seinen Schriften immer wieder dieses Moment der lebhaften seelischen und körperlichen Aufregung bei der Ausübung grausamer Handlungen. Ähnlich sagt Bouillier: „Ce n'est pas la vue du sang et de la souffrance qu'aime celui qui est le plus avide de spectacles tragiques, mais la vivacité des émotions que ces spectacles excitent en lui." [2])

Horwicz betont den „seltenen und starken Reiz, der mit der Vorstellung besonders starker Gefühle verbunden ist" und sagt weiter: „Das Neue, Ungewöhnliche, Absonderliche reizt, wie wir wissen, überhaupt. Die Unterlage des Genusses des Marterns bilden starke sinnliche Reize, die heftigen Bewegungen, das Schreien, die rote Farbe des Blutes. Die Seltenheit des Schauspiels kommt hinzu. Es liegt in der Natur der Sache und wird durch die Beispiele aller Wüteriche genugsam bezeugt, dass die Grausamkeit sich steigert, weil sie immer neuer und stärkerer

---

[1]) v. Schubert-Soldern „Grundlagen zu einer Ethik". 1887, S. 93.

[2]) Francisque Bouillier „Du plaisir et de la douleur" Paris 1865, S. 72.

Reize bedarf.“[1]) Mit Recht weist der Psychologe hier die rein physischen Elemente in der Grausamkeit nach, die nicht minder wichtig sind wie die durch die Phantasie bedingten z. B. das Machtbewusstsein. Es ist nicht bloss eine seelische, sondern auch eine heftige körperliche Erregung mit grausamen Akten verbunden.

Helvétius, Bain, Lully, James, Spencer u. a. haben die Grausamkeit zu erklären gesucht, indem sie dieselbe als Ergebnis oder Überrest früherer Entwickelungsstufen auffassten, also eine evolutionistische Theorie der Grausamkeit aufstellten. Nach Bain entwickelte sich die Grausamkeit durch geschlechtliche Auslese, indem „zur Befriedigung der geschlechtlichen Bedürfnisse das Opfern vieler Mitbewerber notwendig war, wodurch eine Association zwischen Blutvergiessen und sexuellem Genusse entstand.“ Im Urzustande begünstigten die Weiber den kräftigsten und wildesten Mann, wodurch diese Eigenschaften selectiv gesteigert und fortgepflanzt wurden. Dazu „käme das Bewusstsein aller Männer, dass Weibergunst des wilden Mörders warte, wofür sich leicht Belege beibringen liessen: die Abhängigkeit der Heirat vom Mitbringen einiger Köpfe bei manchen malayischen Völkerschaften, die Bewunderung, auch in civilisierten Ländern, fast aller Weiber für Soldaten, Offiziere, und für die wildesten, streitbarsten Burschen.“ [2])

Besonders verteidigt Spencer die evolutionistische Erklärung der Grausamkeit.[3])

---

[1]) A. Horwicz „Psychologische Analysen auf physiologischer Grundlage“ Teil II, 2. Hälfte, Magdeburg 1878, S. 361.

[2]) Steinmetz a. a. O. I, 55.

[3]) H. Spencer „Principles of Psychology“. London 1872, Bd. II, S. 570—577.

Anknüpfend an diese evolutionistische Theorie hat Lombroso den Mörder und grausamen Menschen als atavistische Erscheinungen aufgefasst, die in der Urzeit der Menschheit einmal typische Erscheinungen gewesen seien. Diese Vorstellung ist unhaltbar, da ja unter diesen Umständen gar keine Vermehrung und Entwickelung der Menschheit möglich gewesen wären. „Wenn Troppmann oder „Jack the Ripper“ die Urtypen gewesen wären, hätten sie ja ihre Weiber und Kinder ermordet, und die Menschheit wäre nie ein Jahrhundert alt geworden.“ [1]) Steinmetz verwirft daher die atavistische Erklärung der Grausamkeit und mit ihr zugleich die evolutionistische Theorie, die ihm nur einen „hochwichtigen Beitrag zur Erklärung des Zustandekommens der Association zwischen Grausamkeit und Machtgenuss liefert“. Nur einzelne Faktoren und Arten der Grausamkeit sind im Laufe der Entwickelung entstanden, aber die Grausamkeit als Ganzes kann nur durch die psychologische Analyse erklärt werden. Denn das „Grundforschungsmotiv der wissenschaftlichen Psychologie, die Reduktion aller psychischen Erscheinungen auf Vorstellungen und einfachste Empfindungen, darf nicht ohne die schwersten Gründe aufgegeben werden.“ Die Grausamkeit der primitiven Zeiten ist nicht die direkte Ursache der oft in so raffinierten Formen sich zeigenden Grausamkeit civilisierter Menschen.[2])

Es ist auffällig, dass schwache, zarte Personen, besonders Frauen, häufig grausame Neigungen bekunden, die man von ihnen nicht erwartet hätte. Hier hat man

---

[1]) Steinmetz I, 71.

[2]) ibidem S. 74—80.

das Auftreten derselben aus der Begierde erklärt, aus einer ängstlichen, furchtsamen Stimmung, wie sie das Gefühl der körperlichen Schwäche erzeugt, befreit zu werden. Die Grausamkeit dient hier nicht dem blossen Zwecke der Steigerung des vorhandenen Machtbewusstseins, der angeborenen Aktivität, sondern soll vorübergehend die Idee einer Superiorität geben, damit die den schwachen Individuen eigene Furcht dadurch überwunden werde. Auf diese Kategorie grausamer Menschen bezieht sich die feine Äusserung des Montaigne, dass die Grausamkeit meist von einer „mollesse féminine“ begleitet sei.[1])

* * *

Die verschiedenen Theorien der Grausamkeit liefern uns ein gewichtiges Material für die grosse Bedeutung „grausamer“ Handlungen im weitesten Sinne in der Vita sexualis des Menschen. Insofern nämlich die verschiedenen aetiologischen Faktoren der Grausamkeit auch in den geschlechtlichen Beziehungen eine Rolle spielen und unter Umständen stärker hervortreten, werden sie leicht eine Verknüpfung grausamer Handlungen mit dem Geschlechtsakt herbeiführen. Da z. B. das Machtbewusstsein in der Liebe eine bedeutende Rolle spielt, wird die Steigerung desselben leicht zu grausamen Akten führen. Steigerung der natürlichen Aktivität von seiten des Mannes, wilde Auflehnung gegen die ihm auferlegte passive Rolle von seiten des Weibes kommen hier in Betracht.

Ebendasselbe gilt von der emotionellen Erschütterung, von der Kontrastwirkung u. s. w.

Dass die Grausamkeit sich so häufig mit geschlecht-

[1]) M. Montaigne „Essais“ Paris 1886 S. 35.

licher Lust verknüpft, ist eine Folge der Summation analoger Empfindungen aus der Grausamkeit einerseits und der Wollust andererseits, wobei wieder neben den rein körperlich-sinnlichen Emotionen die Psyche stark beteiligt ist. Die Phantasie, die den Genuss ins Unendliche vergrössern möchte, kann so zu ganz monströsen Handlungen (Lustmord) führen. Sehr richtig bemerkt Kröner: „Gemeingefühl und Ideenassociation stehen niemals in dem Verhältnis, dass nur ein Element das andere beeinflusst, sondern beide stehen jederzeit in Wechselwirkung. Das „sich in den Affekt hineinsteigern" hat seinen Grund in dieser Thatsache.[1])

Trotz allem würde man aber die Thatsache, dass gerade in der geschlechtlichen Verbindung zwischen Mann und Weib, ja bei bestehender Liebe und inniger Zuneigung grausame Instinkte auftreten, das Bedürfnis sich zeigt, dem geliebten Teil Schmerz, psychisches und physisches Leid und Beeinträchtigung zuzufügeu, was man als Sadismus (nach dem berüchtigten Marquis de Sade) oder aktive Algolagnie (von Schrenck-Notzing) bezeichnet hat, nicht verstehen, da hier zwei scheinbar ganz heterogene Akte und Empfindungen sich paaren.

Indessen handelt es sich hier um eine blosse Steigerung einer physiologischen Erscheinung. Im letzten Grunde ist der „Sadismus" nur eine verstärkte Nachahmung einiger körperlicher Begleiterscheinungen des Koitus, nur ein bewusster Reflex organischer Bewegungen und körperlicher Veränderungen.

---

[1]) Eugen Kröner „Das körperliche Gefühl. Ein Beitrag zur Entwickelungsgeschichte des Geistes" Breslau 1887 S. 84.

Diese physiologische Theorie der aktiven Algolagnie weist in dem Akte des Beischlafs alle jene Elemente in schwächerer oder stärkerer Ausprägung nach, welche in gesteigerter Form als sadistische Akte imponieren. Es ist das, was Mantegazza mit dem Worte „wilde Liebe“ bezeichnet hat und als allgemein anthropologische Erscheinung auffasst.

„Eine grosse Entwicklung des Eigentumsgefühls, noch gesteigert durch ein starkes Selbstgefühl im Verein mit einer gewissen Charakterheftigkeit — das sind die natürlichsten Quellen jener stürmischen Liebe, die ich mit dem Namen „wilde Liebe“ zusammenfassend kennzeichne. Sie entsteht meist wie ein ausbrechender Vulkan unter Stürmen und Gefühlsaufwallungen, und einer so gewaltsamen Kraftentwicklung, dass man eher das Entstehen des Hasses als das der Liebe vermutet. Diese Erbsünde begleitet solche Liebe durchs ganze Leben und endet erst mit dem Tode. Manche ihrer Händedrücke gleichen den Konvulsionen eines Starrkrampfkranken, manche Küsse sind wie Bisse, und ihre Liebesumarmungen gleichen eher Mordanfällen. Sie ist tyrannisch ohne Eifersucht, wütend ohne Zornausbruch, unersättlich selbst nach dem Besitz, weil die Wollust sie nicht beruhigt und auch die Treue ihr nicht genügt. Die wilde Liebe gleicht einer siegreichen, aber unentwaffneten Venus, die noch in der ganzen Grösse ihrer Kraft prangt.“ [1])

Diese Wut und Grausamkeit der Liebe ist nach Lucretius ein Kennzeichen ihrer Echtheit, Wahrhaftigkeit und Tiefe. Der wirklich Verliebte

[1]) P. Mantegazza „Die Physiologie der Liebe“. 3. Aufl. Jena 1888, S. 263.

„schwanket auf Wegen der ungewissen Begierde,
Selbst indem er besitzt: er weiss nicht, was er zuerst soll
Mit den Augen, den Händen, erfassen und solches geniessen.
Heisser drückt an die Brust er den Gegenstand des Verlangens;
Schont nicht des zarten Leibes und beisst mit den Zähnen die Lippen,
Heftet Küsse darauf, denn unvermischt ist die Lust nicht:
Heimlich reizet ein Stachel sie noch, selbst das zu verletzen,
Was in ihnen die Wut von solchen Begierden emportreibt." [1])

Die seelischen und körperlichen Äusserungen der Grausamkeit beim Geschlechtsakte sind in der That als eine Art von physiologischen Begleiterscheinungen, von „Mitbewegungen" aufzufassen. Dahin gehören besonders Symptome wie das Knirschen mit den Zähnen,[2]) Zuckungen des Körpers, wildes Anpressen, Schreien und Beissen. In der „Ecole des filles" bringt Susanne bezeichnender Weise das Schreien in coitu mit dem Schreien vor Schmerz in Analogie und berichtet, dass bisweilen die Nachbarn mit Belebungsmitteln herbeikommen, weil sie glauben, dass die Betreffenden wegen eines schweren körperlichen Leidens so schreien.[3])

Nicht minder häufig ist das Beissen in der höchsten Wollustekstase, wie dies z. B. Roubaud in seiner berühmten Beschreibung der einzelnen Phasen des Beischlafes schildert.[4]) Rudolf Bergh, der dirigierende

---

[1]) T. Lucretius Carus „Von der Natur der Dinge". Übersetzt von Karl Ludwig von Knebel. Neu herausgegeben von Dr. Otto Güthling, Leipzig (Reclam), S. 210 (Buch IV Vers 1054—1061).

[2]) Dies wird in einem südslavischen Lied, abgedruckt bei Fr. S. Krauss (Die Zeugung in Sitte, Brauch und Glauben der Südslaven" in *Κρυπτάδια*, Paris 1899, Bd. VI S. 362—363) als Begleiterscheinung des Beischlafs erwähnt.

[3]) L'école des filles in: La Bibliothèque d'Arétin, Cologne o. J. S. 100.

[4]) Félix Roubaud „Traité de l'impuissance et de la stérilité chez l'homme et chez la femme" 3e édition, Paris 1876, S. 17.

Arzt am Vestre Hospital (für venerische Frauen) in Kopenhagen, erwähnt in seinen alljährlich erscheinenden Berichten über die dort beobachteten Krankheitsfälle auch regelmässig durch „erotische Bisse" hervorgebrachte Verletzungen, wie denn überhaupt die syphilitische Infektion durch Beissen während des geschlechtlichen Verkehrs eine geläufige Thatsache ist.[1])

Nach Krauss pflegen sich bei den Südslaven Mann und Weib während des Koitus „in einander förmlich zu verbeissen". Man nennt es „grishati se." Die Mutter frägt im Liede ihr vom Felde heimkehrendes Töchterlein:

„Was sind denn deine Augen so trüb geworden, — dein weisses Angesicht von Zähnen zerbissen?"

In einem anderen Liedchen klagt ein Mädchen über ihren Liebsten:

„Mit den Zähnen hat er mir die Brüste wund gebissen."

Mit solchen Zeichen der „Mannesliebe" prunkt förmlich das jungverheiratete Weib.[2])

In bosnischen Liedern wird dieses „Bisskusses" öfter gedacht. Einmal wird ein Mädchen so heftig gebissen, dass es daran stirbt. In Niederösterreich nennt man diesen Bisskuss „Das Goderl".[3])

---

[1]) Dass es nicht immer der Mann ist, welcher diese Biss-Liebkosungen austeilt, beweist ein von S. Baum (Casuistische Beiträge zur Kenntnis der extragenitalen Initialsklerose" in: Vierteljahrsschrift für Dermatologie und Syphilis 1885, Bd. XVII S. 104) berichteter Fall, wo ein Mann sich bei einer türkischen Dirne, deren Gewohnheit es war, beim Koitus den Mann ins Gesicht zu beissen, syphilitisch inficierte.

[2]) Friedrich S. Krauss a. a. O. S. 208—209.

[3]) Krauss „D. Zeugung in Brauch u. Sitte der Südslaven" in: *Κρυπτάδια*, Paris 1901 und 1902, Bd. VII S. 333 und Bd. VIII S. 191—192.

Überhaupt scheinen bei den Südslaven nach den Beobachtungen von Krauss sadistische Begleiterscheinungen des Koitus so sehr verbreitet zu sein, dass man sie als normal ansieht. Man versteht daher unter der Bezeichnung „serbische“ oder „bulgarische“ Art des Koitus bei den Südslaven stets diesen sadistischen Modus desselben, wobei zum Zwecke der mit brutalster Roheit ausgeführten Vergewaltigung der Mann das Weib unten an den Fussgelenken erfasst und rücklings zu Falle bringt. Krauss führt den Ursprung dieses Brauches auf die Gewohnheit des Frauenraubes in früheren Zeiten zurück. Es musste dem Räuber vor allem daran liegen „seine Beute durch eigene Kraft wider ihren Willen zu vergewaltigen, ohne sie halb tot zu schlagen oder sonstwie zu betäuben. Auf eine andere als auf die geschilderte Weise ist aber einem Frauenzimmer, das ihre Tugend verteidigt, gar nicht beizukommen.“ Nun behielt der Betreffende diese Art des Koitus, durch die er das Weib buchstäblich zu Fall gebracht und sich zu eigen gemacht hatte, als die Vorzugsweise seiner, des Gebieters, würdigste bei, um das Weib jedesmal wieder buchstäblich das Übergewicht des Mannes fühlen zu lassen. Diese Marter wird jetzt von den Frauen gern ertragen, ist durch den Brauch gefertigt und wird sich nach Krauss schwerlich wieder beseitigen lassen.[1]) Das „Würgen der Frauen“ beim Koitus spielt denn auch im Volksliede des Südslaven eine Rolle.[2])

Auch bei den Bewohnern der Insel Bali wird der Koitus häufig mit sadistischen Manipulationen ausgeführt,

---

[1]) Friedr. S. Krauss a. a. O. 1899 Bd. VI S. 220—222 u. 227.

[2]) Vgl. das Beispiel a. a. O. Bd. VII S. 145.

wobei die Männer mit roher Brutalität ohne Rücksicht auf die Schmerzen der Frau nur auf die Vergrösserung ihrer wollüstigen Empfindungen bedacht sind. Diese Methode wird nach Jacobs „ngongkekang“ (wörtlich „zur Seite stossen“, mit einem Spaten oder einem anderen Werkzeuge beim Umgraben) genannt, die darin besteht, dass der Mann vor der Immissio penis mit aller der Kraft, welche er in stadio summae voluptatis zu produzieren vermag, gegen die oder längs der Labia majora oder gegen die Clitoris stösst, ein Manöver, das bei den Frauen häufig Erosionen und Blutungen, z. B. durch das Aufscheuern des Frenulum clitoridis, im Gefolge hat, ohne ihr Wollustgefühl zu erhöhen.“ [1])

An dieser Stelle sei auch schon auf die grosse Bedeutung hingewiesen, welche der verstärkte Blutzufluss, die Rötung gewisser Teile in den Momenten der geschlechtlichen Aufregung, für die Auslösung sadistischer Empfindungen hat. Diese intensive dunkelrote Färbung des Gesichtes und der Genitalien nebst ihrer Umgebung ist eine physiologische Begleiterscheinung der sexuellen Brunst, die meist durch die damit verknüpfte Turgescenz der männlichen und weiblichen Genitalien um so greller in die Erscheinung tritt und zu Gefühlsassociationen führt, in welchen das Blut eine hervorragende Rolle spielt. Sehr geistreich äussert sich Grosse über die biologische und ethnologische Bedeutung der roten Farbe, welche die eben dargelegte Auffassung bestätigt.

„Es fragt sich, ob die starke Wirkung des Rot durch den direkten Eindruck der Farbe oder vielmehr

---

[1]) Ploss-Bartels „Das Weib in der Natur- und Völkerkunde“, 6. Aufl., Leipzig 1899, Bd. I, S. 443.

durch gewisse Associationen hervorgerufen wird. Viele Tiere fühlen das Rot in ganz ähnlicher Weise wie die Menschen. Jedes Kind weiss, dass der Anblick eines roten Tuches Stiere und Truthähne in die leidenschaftlichste Aufregung jagt, und jeder Zoologe bemerkt, wie auffallend häufig die sekundären Geschlechtszeichen rot gefärbt sind, von den glühend roten Gesäss- und Backenschwielen des brünstigen Pavian und dem scharlachenen Kamme des Hahnes bis zu dem gelbrötlichen Kamme, welchen der männliche Triton während der Paarungszeit auf dem Rücken trägt. Diese Thatsachen weisen unzweifelhaft darauf hin, dass die ästhetische Wirkung des Rot im Wesentlichen auf dem unmittelbaren Eindrucke beruht. Auf der anderen Seite aber ist es nicht minder wahrscheinlich, dass die direkte Wirkung auf den Menschen durch gefühlsmächtige Associationen verstärkt wird. Für die primitiven Völker wird hier vor allem ein Umstand bedeutungsvoll: — Rot ist die Farbe des Blutes, und diese erblickt der Mensch in der Regel gerade in der leidenschaftlichsten Gemütsbewegung, in der Hitze der Jagd und des Kampfes (und, füge ich hinzu, der geschlechtlichen Annäherung). In zweiter Linie aber treten auch sicher alle die Vorstellungen, welche mit dem Gebrauche der roten Farbe zusammenhängen, kräftig in das Spiel: — die Erinnerung an die Aufregungen des Tanzes (der bei primitiven Völkern wesentlich sexuelle Zwecke verfolgt), des Gefechtes . . . . Vermutlich war das erste Rot, mit dem sich der primitive Mensch bemalte, nichts Anderes als das Blut des erlegten Wildes und des erschlagenen Feindes.“ [1])

---

[1]) Ernst Grosse „Die Anfänge der Kunst“ Freiburg i. Br. 1894 S. 59—60.

Wir sehen also, dass selbst so scheinbar der Liebe fremde Begierden wie das Bedürfnis des Sadisten, beim Geschlechtsverkehre „rot zu sehen“, den Anblick des fliessenden Blutes des geliebten Wesens zu geniessen, auf einer physiologischen Grundlage ruht, die nur eine Steigerung erfahren hat.

Wenn wir nun die verschiedenen Motive dieser Steigerung der physiologischen sadistischen Erscheinungen untersuchen, werden wir, immer dieses Zusammenhanges eingedenk, ein volles Verständnis der oft so eigenartigen Äusserungen der aktiven Algolagnie gewinnen.

Unter den hauptsächlichen actiologischen Faktoren einer Steigerung des physiologischen Sadismus ist besonders das Wüstlingtum zu nennen. Wenn die gemeine, rein körperliche Erotik alle anderen Gefühle überwuchert, der Mensch nur noch im Geschlechtlichen lebt und webt, dann entsteht der Typus des Geschlechts-Egoisten, des Roué, dessen Herz versteinert ist und dessen fiebernde Sinne nur ein Ziel rücksichtslos begehren: die schrankenlose, ins Ungeheuerliche gesteigerte Befriedigung des Wollustkitzels. Die Wollust macht hart und grausam. „Il n'est malheureusement que trop commun de voir la luxure éteindre la pitié dans le coeur de l'homme. Son effet ordinaire est d'endurcir, soit que la plus grande partie de ses écarts nécessite l'apathie de l'âme, soit que la secousse violente que cette passion imprime à la masse des nerfs, diminue la force de leur action, toujours est-il qu'un libertin est rarement un homme sensible.“ [1])

Die abgestumpften Sinne des Wüstlings be-

---

[1]) de Sade „Histoire de Iustine“, Bd. I. S. 148—149.

dürfen immer schärferer Stimulantien, um ihm Befriedigung seines geschlechtlichen „Reizhungers“ zu verschaffen, und was liegt ihm näher, als eine Steigerung jener physiologischen Begleiterscheinungen des Geschlechtsaktes in wirkliche Grausamkeit, welche ihm einen unerhörten Genuss ganz eigener Art verschafft, dessen einzelne Componenten wir oben aufgezeigt haben.

So ist es eine Thatsache, dass die allermeisten sadistischen Akte von Wüstlingen verübt werden, ohne welche die unzähligen diesen Zwecken dienenden Bordelle, maisons de passe, Masseusen u. s. w. wahrhaftig nicht existieren könnten. Man schalte den blossen Roué und Lebemann aus, und alle jene Tempel der Venus immunda würden veröden!

Dass die Abstumpfung der Sinne eine sehr starke Prädisposition für sadistische Neigungen schafft, beweist das häufige Vorkommen letzterer bei Prostituierten, deren Grausamkeit nicht hinter derjenigen der Wüstlinge zurücksteht. Viele jüngere Prostituierten scheuen noch vor der Vornahme sadistischer Akte an Männern zurück; ältere führen sie mit einer besonderen Vorliebe aus. Bei Hinrichtungen und Lynchscenen ist die Prostitution und Demimonde am zahlreichsten vertreten. Baumann berichtet in der Schilderung einer Lynchepisode in New Orleans u. a.: „Als an jenem Morgen nun der „Rachezug“ diese Strassen passierte, schlossen sich unzählige, zum Teil nur leicht bekleidete Vertreterinnen dieses Bezirks (der Bordellquartiere) an und thaten sich später bei der Doppelhinrichtung auf dem Platze vor dem Gefängnisse durch Ungehörigkeiten u. s. w. besonders hervor. Da weit und breit keine Polizei in Sicht war, so brauchten diese Damen sich nicht im Geringsten zu genieren. Man musste dabei unwillkürlich

an die Guillotine-Scenen während der grossen französischen Revolution denken.“ [1])

Ein weiteres aetiologisches Moment für eine enorme Steigerung des physiologischen Sadismus haben von jeher Kriegs- und Raubzüge gebildet.

Selbst der weichherzigste Mensch muss im Kriege schon durch die blosse Gewohnheit eine gewisse Gleichgültigkeit gegen Blutvergiessen und grausame Handlungen bekommen. Der Krieg löst gewissermassen den in jedem Menschen schlummernden Instinkt der natürlichen Grausamkeit aus, der um so ungehinderter und massloser sich bethätigt, als er, da hier grosse Menschenmassen auf einmal nach dieser Richtung hin beeinflusst werden, durch eine Art von psychischer Contagion fortwährend verstärkt wird.

Diese Grausamkeit macht sich dann auf sexuellem Gebiete ganz besonders bemerkbar, weil bisweilen das geschlechtliche Bedürfnis der Soldaten, lange Zeit unbefriedigt geblieben, zu einer ungewöhnlichen Stärke angewachsen ist und bei sich bietender Gelegenheit förmlich explosionsartig sich Befriedigung verschafft, wobei naturgemäss Gewaltthätigkeiten und rohe Misshandlungen mit unterlaufen, und weil ferner der Sieger aus der Schändung des ihm wehrlos preisgegebenen Weibes einen durch die Wollust gesteigerten Genuss seiner eigenen Macht schöpft. Endlich scheint der so häufige Anblick des fliessenden Blutes, der krampfhaften Zuckungen Sterbender und Verwundeter ein merkwürdiges Stimulans und Vorbild des Geschlechtsgenusses zu bilden, und umgekehrt haben erfahrene Feldherren

---

[1]) Felix Baumann „Im dunkelsten Amerika. Sittenschilderungen aus den Vereinigten Staaten.“ Dresden 1902, S. 63.

durch die Wollust die Mordlust geschürt, indem sie einen ganzen Tross von Freudenmädchen ihr Heer begleiten liessen.

Schiller macht darüber sehr richtige Bemerkungen in seiner „Geschichte des Abfalls der vereinigten Niederlande", an der Stelle, wo er von dem Kriegszuge des Herzogs von Alba gegen die Niederlande (im Jahre 1567) spricht: „Dieser fanatischen Mordbegier, diesem Ruhmdurst und angestammten Mute kam eine rohe Sinnlichkeit zu Hilfe, das stärkste und zuverlässigste Band, an welchem der spanische Heerführer diese rohen Banden führte. Mit absichtlicher Indulgenz liess er Schwelgerei und Wollust unter dem Heere einreissen. Unter seinem stillschweigenden Schutz zogen italienische Freudenmädchen hinter den Fahnen her; selbst auf dem Zuge über den Apennin, wo die Kostbarkeit des Lebensunterhaltes ihn nötigte, seine Armee auf die möglichst kleine Zahl einzuschränken, wollte er lieber einige Regimenter weniger haben, als diese Werkzeuge der Wollust dahinten lassen." [1])

Nach alledem wird man geschlechtliche Verbrechen, Notzucht, Misshandlung der Weiber und sonstige Ausbrüche sadistischer Neigungen bei Kriegszügen als ständige Erscheinungen antreffen und nicht weiter darüber verwundert sein, da jeder Krieg allemal eine Entfesselung der grausamen Instinkte im Menschen mit sich bringt, die freilich je nach der Rohheit der Soldateska in grösserer oder geringerer Verbreitung sich zeigt.

Von den sadistischen Gräueln, welche Attila's

---

[1]) Friedrich von Schiller „Geschichte des Abfalls der vereinigten Niederlande" in: Sämtliche Werke (Ausgabe von Goedeke). Stuttgart 1887, Bd. VIII S. 284.

wilde Scharen dort verübten, führt die Stadt Wimpfen am Neckar ihren Namen, der aus „Weibespein" zusammengezogen ist, worüber die folgenden Verse im Rathause der Stadt berichten:

Cornelia war eine Stadt
Vorzeiten genannt, jetzund so hat
Sie den Namen verwandelt, heisst
Wimpfen, kömmt daher, wie man weiss,
Dass zur Zeit des Königs Attila
Der Hunger sie zerschleiffet gar
All Mannsbild sie tödten behend,
Die Weibsbilder erstlich all geschändt!
Hernach ihr Brüste abgeschnitten,
Darum' die Stadt auf Teutsche Sitten
Weibs-Pein, jetzt Wimpfen, sonst gar fein
Mulierum poena zu Latein.[1])

Ein weiteres Beispiel aus dem 19. Jahrhundert liefern die entsetzlichen sadistischen Akte, welche sich im Jahre 1838 während des Bürgerkrieges zwischen den Karlisten und Christinos in Spanien ereigneten, an indelible disgrace to civilized Europe in the 19th century, wie Ryan sagt.

Captivarum partes omnium genitales, horribile dictu, semper cultris vel ensibus truncae, et in morientium vel mortuorum ora intrusae sunt! Eodem modo, capilli capitis et pudendi muliebris abrasi, milites sex, decem, et aliquando viginti vicissim rapere stuprum virgines singulas matronasque.[2])

Nicht nur der am Krieg aktiv Beteiligte, der Kämpfer selbst, sondern auch der dem Kampfe Zuschauende, wird in der oben geschilderten Weise beeinflusst.

---

[1]) Vgl. Ploss-Bartels a. a. O., Bd. I S. 278.

[2]) Ryan „Prostitution in London", London 1839, S. 15—16.

Die Gladiatorenkämpfe, Tierhetzen und sonstigen theatralischen Kampfspiele der Alten, die modernen Stiergefechte der Spanier haben an der Massenverbreitung sadistischer Neigungen einen ungeheuerlichen Anteil.

Niemand hat besser, eindringlicher, zur erschütternden Warnung für seine und alle künftigen Zeiten das „reine Vergnügen am fremden Leid“,[1]) die durch jene grausamen Schauspiele erregte Wollust des Menschen geschildert als der heil. Augustinus in seinen „Bekenntnissen“.

„Auch die Schauspiele rissen mich hin“, gesteht er, „weil sie erfüllt waren von Bildern meines eigenen Elends und neuen Zunder boten für mein brennendes Herz. Wie kommt es doch, dass der Mensch den Schmerz sucht beim Anblick von tragischen Scenen, Schmerzen, die er doch nicht erleiden möchte? Und doch will er im Zuschauen Schmerz erleiden, und der Schmerz selbst ist es, der ihm Wonne schafft.“ [2])

Mit greller Deutlichkeit führt Augustinus uns in der Person seines Schülers Alypius einen jener zahlreichen Monomanen des Zirkus („der den Zirkus bis zu seinem Verderben liebte“, Buch VI Kap. 7) vor und schildert uns, nachdem er ihn in Karthago von dieser unseligen Neigung durch Beispiel und Lehre befreit hatte, seine Rückfälligkeit in Rom auf die anschaulichste Weise, wie allmählich beim Anblicke des fliessenden Blutes der Blutdurst wiederkehrt und die „cruenta voluptas“ ihn berauscht und mit unsäglicher Lust erfüllt. (Buch VI Kapitel 8).

---

[1]) „Die Bekenntnisse des heil. Augustinus“ übersetzt von Otto F. Lachmann, Leipzig (Reclam) S. 72 (Buch III, Kapitel 8).

[2]) ibidem S. 61 (Buch III Kap. 2).

Die gleiche Wirkung haben die Stierkämpfe, die theatralische Vorführung von Mord und Folter, wie man sie noch heute in den Londoner Vorstadttheatern täglich zu sehen bekommt, wo Dolch, Schwert, Pistole, Peitsche eine stets ihrer Wirkung sichere Rolle spielen. Schon eine Fahrt auf dem Omnibus durch die Vorstädte belehrt zur Genüge darüber, indem überall sensationelle Theaterplakate mit der Darstellung des am meisten „dramatischen“ Momentes, eben einer solchen Mordthat, dem Auge sich aufdrängen.[1])

Von verschiedenen Autoren, am eindringlichsten aber von Franz von Holtzendorff in seiner berühmten Schrift über das „Verbrechen des Mordes und die Todesstrafe“ (Berlin 1875) ist die gefährliche Wirkung öffentlicher Hinrichtung in Hinsicht auf die Demoralisation der Zuschauer und die Verbreitung grausamer Neigungen hervorgehoben worden. Lombroso spricht in Beziehung auf Hinrichtungen und öffentliche Vollziehung grausamer Körperstrafen sogar von einem „strafrechtlichen Kannibalismus“, an dem die Bestialität

---

[1]) A. Payer berichtet über ein Individuum, das durch den Anblick von Kampfscenen, selbst gemalter, in einen Zustand höchster sexueller Erregung geriet. Schäfer glaubt auf Grund einwandfreier Beobachtungen konstatieren zu können, dass „auch bei psychisch und sexuell vollkommen gesunden männlichen Personen die ersten dunklen und unverstandenen Vorboten sexueller Regungen durch die Lektüre aufregender Jagd- und Kampfscenen ausgelöst werden können, resp. in unbewusstem Drange nach einer Art Befriedigung zu kriegerischen Knabenspielen (Ringkämpfen) Veranlassung geben, in denen ja auch der Fundamentaltrieb des Geschlechtslebens nach möglichst extensiver und intensiver Berührung des Partners mit dem mehr oder weniger deutlichen Hintergedanken der Überwältigung zum Ausdruck kommt.“ Vgl. von Krafft-Ebing „Psychopathia sexualis“. 10. Aufl. Stuttg 1898, S. 57.

einen grösseren Anteil habe als die Gerechtigkeit, und wobei die Strafen „blosse Orgien wollüstigen Blutdurstes" seien.[1])

Holtzendorff hat in dem erwähnten Werke den unwiderleglichen Nachweis erbracht, dass Hinrichtungen nicht abschreckend auf das Publikum und die Verbrecherwelt wirken, sondern im Gegenteil häufig genug erst die grausamen Instinkte, die bis dahin geschlummert hatten, wecken und also förmlich zum Morde anreizen, Mörder züchten. „Die Todesstrafe verleiht in höherem Masse dem Morde die Macht der im Beispiel liegenden Anstiftung zu anderen Mordthaten." [2])

Es ist eine geheime Lust, welche bei den öffentlichen Hinrichtungen unzählige Menschen zu dem grauenvollen Schauspiele hinzieht, es ist eine stark geschlechtlich nüancierte Aufregung, welche sich ihrer während derselben bemächtigt. Dies ist das entsetzliche Thema der berüchtigten Romane des Marquis de Sade, die aber nicht blosse Phantasie sind, sondern die Wirklichkeit wiederspiegeln.[3])

Wäre es sonst glaublich, dass es Hinrichtungs-Habitués giebt, Menschen, die keine Hinrichtung zu versäumen pflegen und sich auf jede mögliche Weise den Zutritt zu solchen zu verschaffen suchen? Wäre es sonst denkbar, dass sogar die Priester, die den

---

[1]) Lombroso und Ferrero a. a. O. S. 212.

[2]) Franz von Holtzendorff „Das Verbrechen des Mordes und die Todesstrafe" Criminalpolitische und psychologische Untersuchungen" Berlin 1875 S. 121.

[3]) Vgl. Holtzendorff a. a. O. S. 105—106 über die lüsterne Gier des vornehmen und niedrigen Pöbels, den Hinrichtungen beizuwohnen.

Delinquenten auf seinem letzten Gange begleiten, durch den Anblick der Exekution angenehm erregt werden?[1])

Zu den berühmten Hinrichtungsfanatikern gehörten u. a. die Engländer James Boswell, der Freund und Biograph Samuel Johnson's, und der Aristokrat und Beau George Selwyn, welche aus reinem Vergnügen an dem Schauspiele keine öffentliche Hinrichtung zu versäumen pflegten.

Übrigens lieferte nach Holtzendorff in England nicht blos der „grossstädtische Pöbel bei Hinrichtungen Proben seiner Leistungsfähigkeit. Eine sonst ruhige und anständige Landbevölkerung zeigte sich bei kleinstädtischen Hinrichtungen von der schlimmsten Seite, so dass man behaupten dürfte, die Vollstreckung von Todesurteilen bezeuge nicht nur die bereits vorhandene Ausartung verdorbener Menschen, sondern verderbe auch bessere Elemente. Dymond bezeugt von einer in der kleinen Stadt Chelmsford vollzogenen Hinrichtung, dass unter der herbeigeströmten Landbevölkerung „ein wahrer Carneval“ der Ausschweifung geherrscht habe. Dem Henker war in der Nacht vor der Hinrichtung ein Festessen in einem Wirtshause gegeben worden, um ihn dabei seine Hinrichtungsgeschichten erzählen zu lassen. Aus dem Umkreise von zwanzig englischen Meilen kamen die Landleute herbei. Junge

---

[1]) „Pouchot rapporte qu'un prêtre homme d'ailleurs excellent et instruit, ayant assisté quelquefois des condamnés à mort, avouait naïvement qu'il avait été ensuite poussé par je ne sais quel plaisir à voir de semblables exécutions. Qu'el n'est pas aujourd'hui encore l'empressement de la foule d'un échafaud.“ Bouillier a. a. O. S. 70.

Männer und Mädchen vereinigten sich dabei zu „Picknicks“.[1])

Auch die mehrere Stunden dauernde grauenvolle Hinrichtung und Tortur des Königsmörders Damiens in Paris im Jahre 1757 gab den in ungeheurer Menge versammelten Zuschauern männlichen und weiblichen Geschlechts reichliche Gelegenheit, ihre sadistischen Gelüste zu befriedigen.

Sehr bezeichnend für den die Grausamkeit fördernden Einfluss der Hinrichtungen ist die von Kriegk berichtete Thatsache, dass Henker mehrmals wegen Mordes selbst hingerichtet wurden![2]) Ähnlich legt der Marquis de Sade den in der „Justine“ auftretenden officiellen Henkern sadistische Neigungen bei. Sie vollziehen die Hinrichtungen zu ihrem eigenen Vergnügen.

Fast beinahe so gefährlich wie der Akt der Hinrichtung selbst wirkt die Schilderung derselben bezw. eines Mordes in der Hinrichtungs-, Mord- und Lustmordlitteratur. Ja, Holtzendorff hält sie für gefährlicher noch als die Exekution selbst. Er sagt: „Die wiederholten Berichterstattungen über schwere Verbrechensthaten sind sicher, auf ein allgemein menschliches Interesse zu stossen. Wer vermag zu sagen, welche Regungen in der Welt der Gedanken dadurch angefacht, welche Leidenschaften geweckt, welche Reizungen der Phantasie aufgestachelt werden? Weitaus gefährlicher, als die erste Nachricht von einer begangenen Mordthat, ist diese

---

[1]) Holtzendorff a. a. O. S. 345. Ähnliche sadistische Scenen kamen bei einer Hinrichtung in Lausanne vor, so dass „man nicht einmal in der verhältnismässig besser erzogenen Bevölkerung der Schweiz ein anderes erwarten darf.“

[2]) Holtzendorff a. a. O. S. 365.

zweite, im Zusammenhang mit der Hinrichtung zurückschauende Berichterstattung, welche sicherlich die ihr regelmässig in der Presse gegebene Gestalt nicht erhalten würde, wenn der Delinquent zur lebenslänglichen Zuchhausstrafe verurteilt worden wäre; denn dieser fehlt jener Zug des Romantischen, Heldenhaften, Pathetischen, Grauenvollen, welcher der Todesstrafe anhaftet. . . . Wie der Anblick strafloser Missethat und der dadurch erworbene Genuss schwache Menschen ohne sittlichen Halt zu Falle bringt und diese eigentümliche Macht des Beispiels zu keiner Zeit bestritten worden ist, so giebt es auch ein unendlich viel feineres, flüchtigeres, und darum unberechenbares Kontagium, welches, durch die Reizungen einer verdorbenen Phantasie auf die moralischen Gesinnungen einwirkend, den verbrecherischen Nachahmungstrieb in einigen Menschen anregt. Die Bilder, welche ein lebendig geschriebener Verbrechensbericht ausmalte, werden allmählich zu ständigen Begleiterinnen im Vorstellungskreise dieser reizbaren Naturen und dann häufiger hervorgeholt, um mit Vorliebe betrachtet zu werden. In ihrer eigenen Redeweise sagen die Eigentümer solcher Verbrechensbilder von sich aus, dass sie von einem gewissen Augenblicke an diesen oder jenen Gedanken nicht wieder los werden konnten. Langsam geht endlich, mit dämonischer Gewalt anwachsend, der verbrecherische Anreiz aus dem luftigen Reich der Einbildung in greifbare Gestalt über; er nähert sich mehr und mehr den wirklichen Dingen und gewinnt endlich sein Dasein in einem Verbrechen, das gleichsam auf dem sich mannigfach windenden Wege von der theoretischen Betrachtung eines verbrecherischen Vorgangs in die Phantasie emporstieg, von dieser wiederum in die Praxis und das Handeln zurückkehrte, ohne dass die

Beweggründe dazu unmittelbar aus einer bestimmt erkennbaren Anreizung hervorgegangen sein müssten." [1])

Besonders leicht werden geschlechlich stark erregbare Individuen durch die Lektüre von Hinrichtungs-, Mord- und Folterberichten zur Ausführung analoger grausamer Handlungen mit sexueller Betonung verführt. Neben den Zeitungsberichten spielt da besonders die sogenannte Hintertreppen- und Kolportagelitteratur eine äusserst gefährliche Rolle. Über die Verbreitung und den Inhalt dieser Schandschriften bemerkt Georg Keben:

„Von diesem Geschäftszweige des Buchhandels — denn von Litteratur kann hier ernsthaft nicht mehr gesprochen werden — fallen alljährlich Millionen solcher Blätter in Arbeiterwohnungen und die Hintertreppenstuben vornehmer Häuser. Bekanntlich bildet den Inhalt des Kolportage-Romans ausnahmslos eine Reihenfolge von Geschlechtsexcessen und Blutthaten und zwar in hinreichend grob- effektvoller Abwechslung, um von Heft zu Heft die Spannung der Leser künstlich wach zu erhalten. Hervorragende Psychiater, unter Anderen Krafft-Ebing, haben auf den inneren Zusammenhang von Unzucht und Mordlust, auf die psychosexuale Verwilderung, welche allmählich zur Strafthat ausartet, nachdrücklich hingewiesen. Der Kolportage-Roman ist der geeignete Pfleger solch' perverser Triebe im Individuum. Die Schauerromantik, welche der unkultivierte Geist urteilslos in sich aufnimmt, erhitzt die Phantasie des Lesers bis zur gefährlichen Siedegluth

---

[1]) Holtzendorff a. a. O. S. 119 u. 121.

und ist schon mehrfach die Ursache von Verbrechen geworden.“[1])

Als Vorläufer des modernen Kolportageromans betrachtet Keben die sogenannten „Relationen“ des 17. und 18. Jahrhunderts, welche Beschreibungen der Schuld und Sühne hingerichteter Verbrecher mit allen grausigen Einzelheiten enthielten und von allen Bevölkerungsklassen mit gleicher Begierde gelesen wurden, übrigens bis in die zweite Hälfte des 19. Jahrhunderts sich erhielten. Hierher gehören auch die alsbald an einen Mord und dessen Sühne durch Hinrichtung anknüpfenden Leierkasten- und Bänkelsängerlieder, die ebenfalls nicht wenig zur Verbreitung sadistischer Neigungen beitragen.[2])

Einige Beispiele dürften genügen, um den Zusammenhang zwischen solcher Lektüre und sadistischen Handlungen deutlich zu machen.

Im Jahre 1825 erregte in Paris die Mordthat eines jungen Mädchens, Henriette Cornier, grosses Aufsehen, welches ohne jedes denkbare Motiv ein völlig fremdes Kind grausam umbrachte.[3]) Durch die Zeitungs-

---

[1]) G. Keben „Die Prostitution und ihre Beziehungen zur modernen realistischen Litteratur“. Zürich 1892, S. 125.

[2]) So finde ich in einem Kataloge als in einem Bande vereinigt angezeigt: „W. Kolbe, Das Ende des 1864 enthaupteten L. Hilberg aus Ockershausen, Marburg 1864. Beigebunden: Stenographischer Bericht der schwurgerichtlichen Verhandlungen — Ludwig Hilberg, sein Leben und seine That, dargestellt in einem Gedicht — Ein neues Lied von der schrecklichen Mordthat, verübt durch den Schuster L. Hilberg auf dem Damenelsberg — Ludwig Hilberg, der berüchtigte Mädchenmörder aus Ockershausen. Schauergedicht (sic!) in 4 Gesängen.“

[3]) Mit grösster Wahrscheinlichkeit dürfen wir hier einen Lustmord annehmen.

berichte wurde die That in allen ihren Einzelheiten bekannt, und unmittelbar darauf kamen an anderen Orten ähnliche Fälle vor. Von einer „unerklärlichen Leidenschaft" ergriffen, schnitten einige Frauen fremden Kindern den Hals ab![1])

Nach Stoll wird „das sporadische Auftauchen „Jack des Aufschlitzers" nicht bloss in verschiedenen Gegenden Europa's, sondern selbst in überseeischen Ländern wohl am richtigsten so gedeutet, dass durch die Zeitungsberichte über die Thaten dieser mysteriösen Persönlichkeit an verschiedenen Orten Subjekte, welche für diese Art von Suggestion empfänglich waren, in sich den Drang verspürten, die Helden ähnlicher grausamer und geheimnisvoller Thaten zu werden."[2])

Wie viele Lustmörder aus dem niederen Volke mögen nicht durch die Lektüre der die Wollust des Blutdurstes schildernden Hintertreppenromane künstlich gezüchtet worden sein, während die zahlreichen sadistischen Erotica, allen voran die Werke des „divin Marquis" selbst diese Neigung bei Leuten der höheren Stände hervorrufen und schüren. Die unwiderstehtliche Mordlust, die „manie homicide" entsteht keineswegs immer von selbst, sondern meist erst auf einem durch starke und mannichfaltige Suggestionen der oben geschilderten Art vorbereiteten Boden.

Nicht weniger können die Inquisition und die Hexenprozesse als Vorschulen des Sadismus bezeichnet werden. Wie beide Kulturerscheinungen nur möglich waren, wenn man im Menschen eine natürliche

---

[1]) Holtzendorff a. a. O. S. 124—125.

[2]) Otto Stoll „Suggestion und Hypnotismus in der Völkerpsychologie." Leipzig 1894, S. 510.

Neigung zur Grausamkeit voraussetzt, die besonders in den gegen Weiber gerichteten Hexenprozessen eine deutliche sexuelle Beimischung erhielt, so bildeten sie andrerseits wieder bedeutsame aetiologische Faktoren für die weite Verbreitung sadistischer Neigungen.

* * *

Eine eigenartige Ursache sadistischer Erscheinungen stellt der sogenannte „Tropenkoller“ dar, der sich aus verschiedenen Elementen zusammensetzt.

Es ist eine bekannte Thatsche, dass Europäer, die in der Heimat als friedfertige, harmlose und menschenfreundliche Individuen bekannt waren, sich bei einem Aufenthalte in den Tropen plötzlich als brutale, blutdürstige und zugleich sexuell ausschweifende Tyrannen entpuppen. Ein Voulet und Chanoine, ein Leist sind die Typen hierfür, aber es sind diese keineswegs Ausnahmserscheinungen.

Fast immer kommen diese Ausbrüche des Tropenkollers bei Personen in amtlichen Stellungen vor, die mit einer gewissen Machtbefugnis ausgestattet sind, die sie in der Heimat nicht hatten, die also urplötzlich in die Lage versetzt werden, den „Genuss“ der Macht kennen zu lernen.

Zweitens können sie diese unumschränkte Macht in Gegenden ausüben, wo alle Schranken der konventionellen Moral und der landläufigen gesellschaftlichen Beziehungen beseitigt sind, und der civilisierte Mensch ohne Rücksicht auf diese seinen inneren Trieben ungeniert folgen und nachgeben kann.

Drittens richten sich die Ausbrüche des Tropenkollers gegen eine „inferiore“ Rasse, gegen „Wilde“, die

man als halb- oder ganztierische Wesen ansieht und demgemäss behandelt.[1])

Viertens scheint die tropische Hitze viel zur Entwickelung des Tropenkollers beizutragen, durch Erzeugung eines hohen Grades von Nervosität und Aufregung, womit sich häufig geschlechtliche Ausschweifungen verbinden.

So erklären sich exquisit sadistische Handlungen wie z. B. das beliebte Auspeitschen von Negerweibern und ähnliche Akte, ausgeführt von Männern, die in der Heimat deren nicht fähig waren, so dass wir in der That berechtigt sind, den Tropenkoller als eine besondere Ursache des Sadismus anzusehen.

* * *

Wenn, wie wir in der Einleitung dargelegt haben, der Mann das aktive Prinzip im Geschlechtsleben des Menschen vertritt, die Frau das passive, der Sadismus als eine Steigerung jener natürlichen Aktivität erscheint, so dürfen wir a priori annehmen, dass sadistische Handlungen häufiger bei Männern vorkommen als bei Frauen und dass sadistische Frauen meist solche sind, die eine politische und soziale Stellung einnehmen, wie sie sonst nur Männern zukommt.

Andrerseits kann Sadismus beim Weibe auch unabhängig vom Machtgenusse durch die übrigen erwähnten Ursachen hervorgerufen werden, insbesondere nach von Krafft-Ebing[2]) durch die „allgemeine Übererregung

---

[1]) Diesen Gesichtspunkt hat kürzlich Prof. Felix v. Luschan kritisch beleuchtet. Vgl. Politisch-anthropologische Revue 1902 No. 1 S. 71.

[2]) v. Krafft-Ebing, „Psychopathia sexualis", 10. Aufl. S. 78.

der motorischen Sphäre", ferner aus den von uns auf S. 32 und 33 auseinandergesetzten Gründen.

Der Charakter der Grausamkeit des Weibes ist im allgemeinen ein anderer als derjenige der männlichen Grausamkeit, und aus dieser Verschiedenheit entspringt die gewöhnliche Auffassung, dass das Weib von Natur grausamer sei als der Mann.

Während nämlich dieser bei grausamen Handlungen mehr leidenschaftlichen Impulsen folgt, ist die echte berechnende, „kalte" Grausamkeit besonders dem Weibe eigen, welche durch ihre Verknüpfung mit teuflischer Bosheit mehr Schrecken einflösst als die weniger überlegte Grausamkeit des Mannes.[1])

Diese Art der weiblichen Grausamkeit kann man unter primitiven Verhältnissen z. B. bei Prügeleien in den Armenvierteln der europäischen Grossstädte sowie bei den raffinierten Folterungen der nordamerikanischen Indianer beobachten, ebenso bei der aktiven Beteiligung der Weiber an der Blutrache, wofür Steinmetz viele Beispiele anführt.[2])

Nach Moraglia sollen gewisse Weiber beim Koitus oft einen grausamen Gesichtsausdruck annehmen. Er macht darüber folgende in Beziehung auf die Schlussfolgerungen interessante Bemerkungen:

„Als ich einst von befreundeter Seite hörte, dass die Physiognomie einer verbrecherischen Prostituierten beim Koitus einen wilden Ausdruck annähme, wurde ich davon sehr interessant berührt. Bevor ich jedoch eine

---

[1]) Vgl. das Kapitel „Züge und Zeugnisse von Grausamkeit in der weiblichen Natur" bei Bogumil Goltz „Zur Charakteristik und Naturgeschichte der Frauen" 3. Aufl., Berlin 1866 S. 226—233.

[2]) Steinmetz a. a. O. Bd. II. S. 100—105.

gewagte Hypothese aufstellte, wollte ich erst alle Experimente anstellen, die Zeit und Umstände mir ermöglichten, und ich kam denn auch zu dem Resultat, dass sich bei 9 Prostituierten, die alle wegen Streitigkeiten oder Körperverletzungen kurz zuvor arretiert worden waren, bei der Onanie und mehr noch beim Koitus, besonders beim Eintritt des sexuellen Erfolges, das Gesicht unter mehr oder minder deutlichen Zähnefletschen zu wildem oder grausamen Ausdruck verzog. — Doch wie hat man sich nun dieses Verzerren der Physiognomie während des Koitus zur Wildheit oder Grausamkeit unter bisweiligen Zähnefletschen bei einigen mehr oder minder blutdurstigen verbrecherischen Prostituierten anthropologisch zu erklären? . . . Meines Erachtens hat man dies als ein atavistisches Zeichen zu erklären, was noch in jene ferne Zeiten hineinreicht, in denen der Mann mit Gewalt die Frau bezwang, und diese sich mit allen Kräften ihm zu widersetzen bestrebt war, um doch fast immer von ihm überwältigt und befruchtet zu werden. Es darf also auch bei jenem Widerstande, den die Dirne der Umarmung des Mannes entgegensetzt, das wilde Verzerren der Physiognomie, der Versuch, zu beissen, das missmutige oder zornige Zähnefletschen nicht fehlen; letzteres nun kann aber nur noch eine letzte Manifestation ohnmächtigen Zornes sein, da die doch endlich besiegte Frau in der Umarmung des Mannes unterliegen musste, und, auch ihrerseits ergriffen von der wollüstigen Gier, welche in ihrem Bezwinger tobte, bisweilen mit ihm venerische Befriedigung erlangte." [1])

---

[1]) G. B. Moraglia „Neue Forschungen auf dem Gebiete der weiblichen Kriminalität, Prostitution und Psychopathie", Berlin 1897 S. 20—21.

Die Leser werden aus der Beschreibung Moraglia's erkennen, dass es sich bei seinen Beobachtungen um nichts anderes handelt, als um die gewöhnlichen physiologischen sadistischen Begleiterscheinungen des Beischlafes, wie sie oben geschildert wurden. Da nicht viele Ärzte in der Lage sein dürften, solche Beobachtungen anzustellen, so ist es immerhin interessant, den Eindruck kennen zu lernen, den diese als normal zu betrachtenden Mitbewegungen auf den Zuschauer machten, so dass Moraglia sogar zur atavistischen Erklärung dieses physiologischen Sadismus griff, während in Wirklichkeit nur eine besondere Steigerung einer physiologischen Erscheinung vorliegt.

Übrigens hat schon Rétif de la Bretonne in seiner „Antijustine“ (II, 109) den plötzlichen Ausbruch grausamer Instinkte beim Weibe während des Geschlechtsverkehrs erwähnt.

Nach Häussler bildet sehr häufig die Schwangerschaft ein aetiologisches Moment des weiblichen Sadismus. Eine Schwangere gelüstete es nach dem Blute ihres Mannes, sie gab ihm im Schlafe mehrere Stiche mit dem Federmesser und sog dann das Blut aus.[1]) Es scheint überhaupt bei sadistischen Weibern das „Aussaugen“ des Blutes besonders wollüstige Empfindungen hervorzurufen, wie auch aus einem von Krafft-Ebing[2]) berichteten Falle hervorgeht. Mit dieser Thatsache scheint die Vampyr-Sage zusammenzuhängen, über die weiter unten einiges mitgeteilt wird.

Historische Beispiele für den Sadismus der Frauen lassen sich zahlreich beibringen. Es sei nur an die

---

[1]) Joseph Häussler „Über die Beziehungen des Sexualsystems zur Psyche u. s, w.“ Würzburg 1826 S. 29.

[2]) a. a. O. S. 78.

Schilderungen von Juvenal (VI, 875—495; 219—623), Ovid (Ars amandi III, 239—242), Petronius (Cap. 21) der Verhältnisse im kaiserlichen Rom, von Prokopius (Anekdota) über die ausschweifenden Weiber in Byzanz erinnert. Eine Messalina liess bereits wie später Katharina von Medici junge Mädchen auspeitschen, um sich dadurch wollüstig zu erregen, und von der mit Geschlechtslust verbundenen Grausamkeit der Weiber bei den Dionysien und Bacchanalien wird später noch die Rede sein.

Nicht minder vereinigten eine Fredegunde, Brunhilde, Rigundis u. a. Grausamkeit mit geschlechtlichen Ausschweifungen.[1]) Die Renaissance liefert sadistische Typen wie die Lucrezia Borgia, die französische Revolution hat ihre „Tricoteuses“ und „Pétroleuses“.

Baudelaire schildert in No. 47 der „Petits poèmes en prose“ als „Mademoiselle Bistouri“ ein junges Mädchen, das mit Vorliebe Ärzte und Medizinstudierende anredet und sich ihnen hingiebt, da sie geschlechtlichen Verkehr mit solchen Männern wünscht, die mit Operationen zu thun haben, mit deren Vorstellung sie die Idee eines einem Anderen zugefügten Schmerzes verknüpft. „Je voudrais“, sagt sie, „qu'il vînt me voir avec sa trousse et son tablier, même avec un peu de sang dessus!“

Mit geschlechtlichen Motiven scheint auch in den meisten Fällen der Giftmord verknüpft zu sein, der ja beinahe als ein weibliches Monopol aufzufassen ist. Wenigstens waren die meisten professionellen Gift-

---

[1]) Vgl. C. Meiners „Historische Vergleichung der Sitten etc. des Mittelalters mit denen unseres Jahrhunderts“, Hannover 1793, Bd. I S. 134—136.

mischerinnen wie die Jegado, Ursinus, Brinvilliers, Gesche, Margarethe Gottfried u. a. geschlechtlich sehr stark erregbare bezw. ausschweifende Frauen, und man dürfte nicht fehlgreifen mit der Annahme eines direkten Zusammenhanges zwischen Wollust und Mordlust in diesen Fällen.

Unter Tribaden scheinen die eine aktive Rolle spielenden nicht selten sadistische Neigungen zu haben. So schreibt die bekannte, kürzlich verstorbene Ratazzi de Rute an ihre jugendliche Freundin: „Aber, voyou, ich liebe dich; dies Wort sagt mehr als dieser ganze Brief, es fasst alle meine Gedanken in sich. Ich werde dich töten, das ist gewiss, wahrscheinlich werde ich dich martern, ich werde dir vielleicht im Zorn die Eingeweide ausreissen; aber ich liebe dich, das sagt alles.“ [1]) Goltz berichtet von einer russischen Fürstin, die den Busen ihres aufwartenden Kammermädchens zum „Stecknadelkissen“ machte. [2])

* * *

Da der Sadismus im wesentlichen nur eine Steigerung physiologischer Vorgänge darstellt, so ist er nicht etwas einem „nervösen“ Zeitalter bezw. einer „zivilisierten“ Gesellschaft Eigentümliches, sondern eine exquisit anthropologische Erscheinung, die sich auch bei primitiven Völkern nachweisen lässt, ja oft bei diesen greller und drastischer zu Tage tritt als dies unter dem Einflusse der modernen Kultur der Fall ist.

Ohne Zweifel bietet die sogenannte Raubehe, welche unter wilden Stämmen weit verbreitet ist, sadistische Züge, woher es kommt, dass man auf

---

[1]) Lombroso und Ferrero a. a. O. S. 402.

[2]) Goltz a. a. O. S. 231.

sie den eigentlichen Ursprung der physiologischen sadistischen Erscheinungen während des Beischlafes hat zurückführen wollen. In der Raubehe aber ist gewissermassen der Sadismus nur ein praeparatorischer Akt. Damit der ungehinderte Geschlechtsgenuss erlangt werde, muss der Mann Gewalt und Grausamkeit anwenden, sowohl bei der Entführung der Braut als auch vor dem ersten Beischlaf.

Bei den Eskimo der Westküste Grönlands verteidigt sich noch heute das Mädchen bei der Trauung aus allen Kräften gegen den Mann, eine Andeutung der früheren Raubehe. Deutlicher tritt dies sadistische Element bei den Eskimo der Ostküste bevor. Nansen berichtet darüber: „Wenn ein Mann ein Mädchen zur Frau wünschte, ging er bloss nach ihrem Hause oder Zelte, nahm sie bei ihrem Haare oder bei dem, was ihm just einen Halt gab und schleppte sie ohne weiteres mit nach seinem Heim.[1]) Es wurde in Grönland wie in anderen Teilen der Erde als „recht anständig betrachtet, dass das Mädchen keinerlei Neigung für ihren Liebhaber zeigte, wie sehr sie ihn auch begehrte. Sie sollte Widerstand leisten, und nach besten Kräften weinen und schreien; wenn sie sehr gut erzogen war, setzte sie ihre Klagen mehrere Tage fort und lief sogar mehrmals aus dem Hause ihres Gatten weg. Wenn diese Zurschaustellung von Anständigkeit die Grenzen der Vernunft überschritt und der Mann nicht schon seines Weibes überdrüssig war, zerkratzte er ihr die Füsse bisweilen so sehr, dass sie nicht gehen konnte, und bevor die Wunden geheilt waren, hatte sie sich schon in ihr Schicksal ergeben. Diese

[1]) Citiert nach Steinmetz a. a. O. Bd. II S. 73.

Form der Eheschliessung ist auf der Ostküste noch immer die einzige, und heftige Auftritte sind öfter ihre Folge." [1])

Ausführliche Mitteilungen über die Ethnologie der Raubehe macht Westermarck.[2]) Danach betrachtet es bei den Tasmaniern die Braut ebenfalls als Ehrensache „zu widerstehen und sich zu sträuben, wie bereitwillig sie auch in Wirklichkeit sei."

Sehr bemerkenswert ist eine Hochzeitsceremonie der Betschuanen, welche darin besteht, dass der Bräutigam einen Pfeil nach der Hütte der Braut schleudert.[3])

Nach den Gesetzen Manu's war eine der acht Formen der Eheceremonieen der Râkschasa-Ritus die „zwangsweise Entführung der Maid aus ihrem Heim, während sie laut aufschreit und weint, nachdem ihre Verwandten erschlagen oder verwundet und deren Häuser erbrochen waren." [4])

Mehr oder weniger deutliche Spuren der Raubehe in Ceremonieen, Riten und Symbolen finden sich bei fast allen Völkern der Erde, worüber Westermarck die genaueren Nachweisungen giebt.

In dieser primitiven Form der Ehe wird der Geschlechtsgenuss zu einem Kampfe zwischen Mann und Weib, wie dies unvergleichlich schön im Nibelungenliede geschildert wird, in dem Kampfe zwischen Brunhild und Gunther beim ersten Beilager.

---

[1]) ibidem, und Westermarck „Geschichte der menschlichen Ehe" S. 389.

[2]) E. Westermarck „Geschichte der menschlichen Ehe" Jena 1893 S. 384—390.

[3]) ibidem S. 385.

[4]) ibidem S. 387.

Eine weitere anthropologisch-ethnologische Äusserung des Sadismus ist diejenige, welche in gewissen anthropophagischen, kannibalistischen Gelüsten sich zeigt. Die hierher gehörigen Thatsachen veranlasten Kiernan, eine besondere „kannibalistische“ Theorie des Sadismus aufzustellen, indem er die Anthropophagie als Grundphänomen des Sadismus auffasste.[1])

v. Krafft-Ebing bemerkt darüber: „Kiernan, der für seine Ansicht in der anglo-amerikanischen Litteratur mehrere Vormänner hat, geht von der Ansicht mehrerer Naturforscher (Dallinger, Drysdale, Rolph, Cienkowsky) aus, welche die sogenannte Conjugation, einen Geschlechtsakt gewisser niederer Tiere, als Kannibalismus, als Verschlingen des Partners auffassten. Er schliesst unmittelbar hieran die bekannten Thatsachen an, dass Krebse sich bei Gelegenheit der geschlechtlichen Vereinigung Glieder vom Leibe reissen, Spinnen den Männchen dabei den Kopf abbeissen und andere sadistische Akte brünstiger Tiere gegen den Consors. Von hier geht er zum Lustmord und anderen wollüstig-grausamen Akten bei Menschen über und nimmt an, Hunger und Geschlechtstrieb seien in ihrer Wurzel identisch, der geschlechtliche Kannibalismus der niederen Tierwelt wirke in der höheren und beim Menschen nach, und Sadismus sei ein atavistischer Rückschlag.“ [2])

Die Verbindung von Kannibalismus mit Wollust ist aber nur die Steigerung eines Teiles des physiologischen Sadismus, nämlich des Beissens, welches häufig genug in der höchsten geschlechtlichen Ekstase vorkommt

[1]) J. G. Kiernan „Psychological aspects of the sexual appetite“ in „The Alienist and Neurologist“ St. Louis, April 1891.

[2]) v. Krafft-Ebing a. a. O. S. 141—142.

und dann nur eine allzu deutliche Illustration der harmlosen, aber doch bezeichnenden Redensart: „einen vor Liebe aufessen wollen“ ist.

Eine weitere Stufe dieser Art des Sadismus ist das wirkliche Abbeissen von einzelnen Körperteilen von Menschen und Tieren im Zustande der wollüstigen Ekstase, wie sie sich insbesondere im Verlaufe phallischer Feste einzustellen pflegt, wobei oft durch Brüllen und Springen das Gebahren wilder Tiere nachgeahmt wird. Es ist dies eine sehr interessante ethnologische Erscheinungsform des Sadismus.

Bei den bacchischen Orgien der nordamerikanischen Indianer spielen derartige sadistische Handlungen eine grosse Rolle. Besonders kommt hier die sogenannte „Hamatsa-Ceremonie in Betracht. Der „Hametz“ gerät bei den dionysischen Feiern der nordamerikanischen Indianer in eine solche Ekstase, dass er mit den Zähnen grosse Stücke von Fleisch aus den Armen, Brüsten oder Beinen der Umstehenden herausreisst.[1])

Die Clallum-Indianer (Nordwestküste von Britisch Amerika) verschlingen daneben noch lebendige kleine Hunde.[2])

Ähnliche Orgien berichtet Bancroft von den Chimsyans in Britisch-Nordamerika.

Die Mandanen ahmen bei ihren wilden Festen Hunden nach, brüllen und beissen um sich.[3]) Dies

---

[1]) Franz Boas „Report on the North-Western Indians of Canada“ in: Proceedings of the British Association for the Advancement of Science 1889 S. 12.

[2]) P. Kane „Artist's Wanderings in North America“ London 1859 S. 212.

[3]) Maximilian von Wied „Travels etc.“, London 1843, S. 356, 446.

erinnert an die uralten hellenischen Sagen von der Krankheit der Kynanthropie und Lykanthropie, nach denen Menschen in Hunde und Wölfe verwandelt werden, welche Mythen neuerdings von W. H. Roscher einer äusserst scharfsinnigen wissenschaftlichen Untersuchung unterzogen worden sind. Ich zweifle nicht daran, dass auch diese Volksagen einen sadistischen Grundzug aufweisen.[1])

Ähnliches beschreibt Stoll von einer Methodistensekte in Kentucky und Pennsylvanien, deren Mitglieder sich durch die Reden ihrer fanatischen Prediger in eine „convulsivische Ekstase" versetzen liessen. Dabei ahmten sie Hunde nach, knurrten und bellten, fletschten die Zähne, liefen auf allen Vieren u. s. w. An diesen ekstatischen nächtlichen Gottesdiensten nahmen gegen 4000 Menschen Teil, und die Verknüpfung dieser kannibalistischen Geberden mit dem Geschlechtstriebe erhellt deutlich aus dem Berichte von Siddons:

„Wer weiss, dass diese Menschen beinah einzig aus den niederen Volksklassen ohne Erziehung und Bildung und meistens junge Leute beiderlei Geschlechts sind, die diese Gelegenheit mit Sehnsucht erwarten und aus einer bedeutenden Ferne herbeikommen, der wird sich nicht wundern, wenn er als Thatsache hört, dass nicht weniger als 80 uneheliche Kinder in einem Umkreise von 20 englischen Meilen den drei Nächten, die diese Versammlung dauerte, ihre Geburt verdanken." [2])

Die „Omophagen" der dionysischen Feste bei den alten Griechen waren Personen, die in der höchsten

---

[1]) Vgl. W. H. Roscher „Das von der Kynanthropie handelnde Fragment des Marcellus von Side" Leipzig 1896.

[2]) Otto Stoll „Suggestion und Hypnotismus in der Völkerpsychologie" Leipzig 1894 S. 382.

wollüstigen Ekstase ihre Zähne in lebende Tiere einschlugen und die abgebissenen Stücke Fleisch roh verschlangen. Ja, in Chios wurde sogar auf diese Weise ein menschliches Wesen lebendig in Stücke zerrissen.[1]) Euripides hat in einigen Dramen, besonders in den „Bakchen" diese eigenartige Verbindung der Wollust mit der Grausamkeit höchst anschaulich geschildert.

Die Fidschi-Insulaner fressen sogar ihre Weiber auf[2]), ob das aber ein „Aufessen vor Liebe" ist, dürfte zweifelhaft sein. Ebenso ob das Abbeissen eines Stückes des kleinen Fingers an der linken Hand der australischen Mädchen als „Heiratsceremonie"[3]) auf einen ursprünglich sadistischen Akt zurückzuführen ist.

In Poesie und Sage der Südslaven begegnen wir vielfach sadistischen Motiven.

Oft erscheint der Raubmord mit Wollust verknüpft. Krauss bemerkt darüber: „Das ist die Art der patriotischen Chronisten und sonstiger fragwürdiger Ehrenmänner, die Raubmörder, deren Andenken das Guslarenlied verewigt, als nationale Helden und Vorbilder zu feiern und himmelhoch emporzuheben; die Guslaren fassen die Grundabsichten der Helden und deren Thaten anders auf. Sie erblicken darin die Neigung zu Grausamkeiten und die Lust zur Befriedigung der Geschlechtstriebe."[4])

Es wurde schon erwähnt, dass die weitverbreitete Vampyrsage höchstwahrscheinlich aus der Beobachtung

---

[1]) Bryant „Mythology", London 1775 Bd. II S. 12—13.

[2]) Ploss-Bartels a. a. O. II, 450.

[3]) ibidem.

[4]) Krauss a. a. O. Bd. VI S. 276—277.

hervorgegangen ist, dass sadistisch veranlagte Weiber ihre Gelüste mit besonderer Vorliebe durch das Aussaugen von Blut zu befriedigen suchen, wofür mehrere Erfahrungen von Ärzten a. a. O. angeführt wurden. Als den poetischen Reflex dieser Thatsachen dürfen wir die Vampyrsage auffassen, wenn auch der Vampyr nicht immer als weiblichen Geschlechts geschildert wird.

Dass der „Vampyr“ bei seiner unheimlichen Thätigkeit zugleich seine sexuellen Gelüste befriedigt, erhellt z. B. aus den Mitteilungen Wlislocki's über den rumänischen „Nosferat“.

„Der gefährlichste Quälgeist im rumänischen Volksglauben, der nicht nur schlafenden Menschen vom Blute saugt, sondern auch als Incubus und Succubus eine gefährliche Rolle spielt, ist der Nosferat, das uneheliche Kind zweier Leute, die selbst uneheliche Kinder sind.... Bald erscheint er als schwarze Katze, oder als schwarzer Hund, oder als Käfer, als Schmetterling, ja selbst als Strohhalm. In solchen Gestalten besucht er nachts die Menschen und zwar wenn er männlichen Geschlechts ist, Weiber, ist er aber weiblich, so stattet er Männern seine Besuche ab. Als blutsaugendes Wesen tritt er nur bei älteren Leuten auf; mit jüngeren aber vermischt er sich geschlechtlich, die dann abzehren, hinsiechen und gar bald sterben .... Als schöner Jüngling, bezw. als üppig schöne Maid, erscheint nächtlicher Weile der Nosferat bei dem betreffenden Menschen, der sich seinen Umarmungen nicht entwinden kann und in halbwachem Zustand, kraft- und machtlos sich den Gelüsten des Nosferat überlassen muss.“ [1])

Auch Zimmermann nimmt eine sadistische Grund-

---

[1]) H. von Wlislocki „Quälgeister im Volksglauben der Rumänen“ in: Am Urquell 1896, Bd. VI S. 108—110.

lage des Vampyrglaubens an. Nach ihm spricht man in der russischen Sage von der Russalka, einer „grausam wollüstigen Nixe, welche sich im Mondlicht auf den Zweigen wiegt und singt und lockt, und den Mann, der sich ihr ergeben, zuletzt lachend mit ihren goldenen Haaren erwürgt." [1])

Eine ähnliche Rolle spielen die Nachtmännchen und Nachtweibchen der Babylonier und Assyrer, welche letzteren der Lilith des Talmud entsprechen, und unverkennbar birgt auch die Teufelsbuhlschaft des Mittelalters ein sadistisches Element in sich, zu welchen Teufeln auch die „Forst- und Waldteufel" der Germanen gehören.

„Auch heute noch müssen die Einwohner mehrerer indonesischer Eilande (Ambon, Uliase-Inseln, Serang) und zwar die Männer ebenso gut wie die Frauen, bei ihren Wanderungen im Walde sehr vorsichtig sein. Denn bestimmte Dämonen beiderlei Geschlechts hausen dort und zwingen die Menschen, die in ihre Nähe kommen, zum Beischlaf. Wem das geschehen ist, der stirbt in wenigen Tagen. Auf Eetar sind diese Walddämonen nur den Weibern und Mädchen gefährlich, so dass diese, wenn sie im Walde Holz sammeln, stets von einer Anzahl von Männern zum Schutze begleitet werden müssen. Auf den Aaru-Inseln hat der unzüchtige Waldgeist nur Macht über die menstruierenden Weiber, die in dieser Zeit daher den Wald nicht betreten dürfen." [2])

Der sadistischen Züge im Wärwolf-Glauben wurde bereits oben gedacht. Es sind nach dem Glauben der Südslaven verstorbene Menschen, die nach dem

---

[1]) Oswald Zimmermann „Die Wonne des Leids", Leipzig 1885 S. 113.

[2]) Ploss-Bartels a. a. O. I, 458.

Tode als Wärwölfe die überlebenden Angehörigen heimsuchen, um ihnen das Blut auszusaugen.

„Der Wärwolf sucht mitunter sein Weib heim, besonders wenn sie schön und jung ist, und liegt ihm bei; man sagt ein Kind aus solchem Beisammensein entsprossen, habe keine Knochen im Leibe.“ [1])

Im präcolumbischen Amerika scheinen lebendige Menschen als Vampyre fungiert zu haben. Nach Oviedo gab es in der Provinz Cueba eine Art von Schamanen, welche von den Spaniern als „Chupadores“ = Sauger bezeichnet wurden. Diese blutdürstigen Individuen schweiften nächtlicher Weile in den Dörfern umher, um aus den Körpern der Einwohner das Blut auszusaugen, womit sie sich kräftigten. Oviedo berichtet, dass sie, indem sie den Mund auf den Nabel der gesaugten Person brachten, mehrere Stunden lang ihre entsetzliche Arbeit fortsetzten, bis endlich, was nicht selten geschah, die unglücklichen Dulder in Ohnmacht fielen.[2])

Einen eigentümlichen Ausdruck fanden die Beziehungen zwischen Geschlechtslust und zerstörender Grausamkeit in dem wollüstigen Dienste des phoenicischen Moloch, der als die spezifisch sadistische Gottheit bezeichnet werden kann. Nach Movers stellt Moloch überhaupt das zerstörende Princip dar,[3]) welches in ganz Vorderasien durch Unzucht der Hierodulen und männlichen Priester verehrt wurde, und dessen sadistischer Dienst sich auch bei Assyrern, Persern, Lydiern, Ciliciern, Cappadociern, Juden und Griechen nachweisen lässt.

---

[1]) Friedrich S. Krauss bei Ploss-Bartels a. a. O. I, 458.

[2]) F. Chamberlain „Über den Zauber mit menschlichem Blut und dessen Ceremonialgebrauch bei den Indianern Amerikas“ in: Am Urquell 1893, Bd. IV S. 2.

[3]) Movers „Die Phoenicier“, Bonn 1841, Bd. I S. 400.

Bei den Juden scheint Baal Pegor die Rolle des Moloch gespielt zu haben. Dufour berichtet darüber: „Die Priester des Gottes waren schöne, junge Leute, ohne Bart, welche ihren Körper enthaarten und mit wohlriechenden Ölen einrieben. Sie trieben einen gemeinen Handel mit ihrer Unkeuschheit im Heiligtum des Baal. Die Vulgata nennt sie effoeminati: der hebräische Text bezeichnet sie mit Kadeschim, das ist so viel wie „Geweihte“. Bisweilen waren diese Geweihten nur Mietlinge, welche dem Tempeldienste beigegeben waren. Die gewöhnliche Beschäftigung bestand in mehr oder weniger thätiger Ausübung ihrer verrufenen Mysterien; sie verkauften sich den Verehrern ihres Gottes und legten auf seinen Altären den Lohn ihrer Preisgebung nieder. Noch nicht genug damit, sie hatten auch Hunde, die zu demselben Schandzwecke dressiert waren, und den Ertrag, den sie aus dem Verkaufe oder der Vermietung dieser Tiere zogen, verwendeten sie gleichfalls als Tempeleinkommen. Bei gewissen Feierlichkeiten endlich, welche Nachts, wenn die Sterne ihr Antlitz zu verhüllen und vor Entsetzen zu verbergen schienen, im Schatten der heiligen Haine begangen wurden, griffen sich Priester und Geweihte mit Messerstichen an, bedeckten sich mit Hautrissen und Schnittwunden und fielen endlich, erhitzt durch den Wein und berauscht von den Klängen ihrer Musikinstrumente, allmählich in ein Meer von Blut.“ [1])

---

[1]) Pierre Dufour „Geschichte der Prostitution“ übersetzt von A. Stille, Berlin 1900, Bd. I S. 31.

Einen wichtigen aetiologischen Faktor des Sadismus bildet die weit verbreitete, bis in die neueste Zeit ja auch von civilisierten Völkern geübte Sklaverei.

Bedenkt man, wie leicht schon in dem Verhältnisse zwischen zwei freien Menschen der Überlegene und Mächtige sich dazu verführen lässt, den Inferioren seine Macht und Herrschaft oft auf eine grausame Weise fühlen zu lassen, welches Bedürfnis aus dem mit der Zurschaustellung der Macht verbundenen eigentümlichen Lustgefühle hervorgeht, so werden wir es begreiflich finden, dass die Sklaverei d. h. das unbeschränkte Verfügungsrecht eines Menschen über Leib und Leben eines anderen, diese Instinkte in ausserordentlichem Masse fördert und verbreitet. Gesellen sich hierzu noch geschlechtliche Beziehungen bezw. Einwirkungen, wie sie sich bald herstellen, wenn Gebieter und Sklave verschiedenen Geschlechtes sind, so eröffnet sich hier ein weites Gebiet für die Bethätigung sadistischer Neigungen.

Die russische Leibeigenschaft[1]), die nordamerikanische Sklaverei u. s. w. liefern Belege und Beispiele in Menge für das thatsächliche Bestehen eines solchen aetiologischen Zusammenhanges zwischen Sklaverei und Sadismus, welcher zudem auch mannigfaltigen litterarischen Ausdruck gefunden hat in der spezifischen Gattung der Sklaven-Romane, deren vielbewundertes Paradigma „Onkel Toms Hütte" ist. Besonders deutlich schildern die sadistischen Elemente in der Sklaverei A. C. Gunter in seinem auf historische Thatsachen sich gründendem Romane „Susan Turnbull or The Power of Woman"

---

[1]) Vgl. die Bemerkungen bei Schlichtegroll a. a. O. S. 146 bis 147.

(London, 1897) und Roderich Herz in der Erzählung „In Sklavenketten“ (Dresden 1902). Eben dahin gehört die Sittenschilderung „Auf Hearnehouse“ (Dresden 1902).[1])

Von ganz besonderem Interesse ist die ausserordentlich grosse Verbreitung des Sadismus in Indien. Sadistische Handlungen kommen hier als Volkssitte vor. Die Lehrbücher der Ars amandi geben weitläufige, genaue Vorschriften zur Ausübung derselben während des geschlechtlichen Verkehrs, der ohne dieselben die Hälfte seines Reizes verlieren würde. Hierbei hat man wieder Gelegenheit, die ungewöhnliche Systematisiersucht der Inder selbst auf diesem heiklen Gebiete, sowie die Üppigkeit und Excentricitäten ihrer Phantasie zu bewundern.

Wenn wir von den ebenfalls sadistisch angehauchten „stossenden“, „durchbohrenden“ u. s. w. Umarmungen und Küssen absehen, kommen als sadistische Manipulationen der Inder besonders die sogenannten „Nägelmale“ (nakhacchedya) in Betracht. „Wenn die Leidenschaft gewachsen ist“, sagt der berühmte Lehrer der Liebeskunst, Vātsyāyana, „findet das Kratzen mit den Nägeln statt.“ Als Stellen, wo die Nägelmale anzubringen sind, bezeichneten Vātsyāyana und Suvarnanābha

---

[1]) In seiner berühmten „Sabina“ entwirft Boettiger eine eingehende Schilderung der grausamen Behandlung der römischen Sklaven und Sklavinnen durch ihre sadistischen Herrinnen. Galen erzählt von seiner Mutter, sie habe bisweilen ihre Sklavinnen gebissen! Vgl. C. A. Boettiger „Sabina oder Morgenscenen im Putzzimmer einer reichen Römerin“ 3. Ausgabe von K. Fischer, M. Gladbach 1878 S. 78.

die Achseln, Brüste, Hals, Rücken, Schamgegend und Schenkel. Aber Suvarnanābha fügt hinzu: „Wenn das Rad der Liebeslust ins Rollen gekommen ist, dann kennt man keinen Unterschied zwischen erlaubten und unerlaubten Stellen mehr.“ [1])

Dem Kratzen mit den Nägeln ebenbürtig ist das Beissen, von dem Vātsyāyana acht Arten aufzählt, darunter als „Juwel“ das Beissen mit sämtlichen Zähnen.

Weitere sadistische Handlungen bestehen in Schlagen und Peitschen des Körpers, Scheerenschnitten, Verletzungen mit anderen schneidenden Instrumenten, Haarzausen und dergl. mehr. Freilich verwirft Vātsyāyana diese letzteren eingreifenden Befriedigungen sadistischer Gelüste, die oft schlimme Folgen, ja sogar den Tod nach sich zogen, wie denn der König der Panchalas die Courtisane Madhavasena beim Koitus mittelst eines Keiles, König Shatakarni Shatavāhana die grosse Königin Malayavati durch einen Scheerenschlag töteten und Naradeva eine Tänzerin während des Beischlafes durch ein spitzes Instrument blendete! [2]) Man sieht, dass die Phantasien des mit Unrecht für verrückt gehaltenen Marquis de Sade hier durch die Wirklichkeit beinahe noch übertroffen werden.

Im „Anangaranga“ des Kalyānamalla werden verschiedene Arten eines sadistischen Koitus sehr anschaulich geschildert. So „umschlingt der Mann die Frau mit beiden Armen fest, beisst die Lippe er-

---

[1]) R. Schmidt „Beiträge zur indischen Erotik“, Leipzig 1902 S. 478 und 480.

[2]) „The Kama Sutra of Vātsyāyana“ Translated from the Sanscrit. Benares 1883, S. 70 und Schmidt a. a. O. S. 525.

barmungslos mit den Zähnen, bringt an der Achsel nach Herzenslust und heftig eine Menge Wunden mit seinen scharfen Fingernägeln an und führt an der Wölbung des Brüstepaares das tötende Nägelmal aus.“ Oder er bringt die Geliebte in seine Gewalt, wenn er „am Tage des Hara sie fest umarmt, die Decke der Zähne trinkt, fleissig auf die Vulva schlägt und mit den Nägeln alles ringsherum zerkratzt“.[1])

Diese Thatsachen sind sowohl in anthropologischer wie in medizinischer Hinsicht von grösstem Interesse, da sie klare und deutliche Belege dafür liefern, wie von gesunden Menschen nach den Anweisungen der Lehrbücher, die wiederum nur die als Volkssitte herrschenden Gebräuche fixieren, die scheusslichsten perversen sexuellen Akte ausgeführt werden! Zugleich erkennt man hier, zu welchen tollen Ausgeburten eine ausschweifende Phantasie gelangen kann. Denn es liegt am Tage, dass wir hier die Produkte einer üppigen Phantasie vor uns haben, die sogar nachträglich mittelst des kühlsten Verstandes in eine höchst subtile systematische Ordnung gebracht worden sind.

* * *

Unter den mannichfaltigen sadistischen Erscheinungen des menschlichen Geschlechtslebens treten einige Bethätigungen solcher Neigungen ganz besonders hervor, so dass deren Aetiologie noch einer eigenen Untersuchung bedarf. Dahin gehört vor allem die sogenannte Flagellation, welche man als Hauptform, in welcher sadistische Gefühle sich äussern, bezeichnen kann.

---

[1]) R. Schmidt a. a. O. S. 416.

Wie erklärt sich die ungeheure Verbreitung der Flagellation d. h. des Geisselns, Peitschens und Schlagens zum Zwecke der geschlechtlichen Erregung?

Meines Erachtens ist deshalb die Flagellation der hauptsächliche Modus der Bethätigung sadistischer Neigungen geworden, weil gerade bei ihr sich alle physiologischen sadistischen Begleiterscheinungen des geschlechtlichen Verkehrs vereinigen und stärker potenziert zu Tage treten. Der Sadist kann nur bei der Flagellation das vollständige Ensemble der aetiologischen Momente geniessen, die die sadistischen Lustgefühle in ihm wachrufen.

Die Flagellation wird daher ganz allgemein am besten aus einer Nachahmung und einer bewussten Synthese aller physiologisch auftretenden sadistischen Begleiterscheinungen des Koitus erklärt.

Dies gilt ganz besonders von dem aktiven Flagellanten, der durch den Anblick aller jener Folgen dieses potenzierten physiologischen Sadismus in hochgradige geschlechtliche Erregung gerät[1]), während dem Flagellierten — falls er nicht, wie sehr häufig, auch seinerseits der aktiven Flagellation huldigt — jenes Ensemble nicht so deutlich zum Bewusstsein gebracht wird, vielmehr sein wollüstiger Genuss auf einfachere Reize zurückgeführt werden muss.

---

[1]) Auch A. Eulenburg vindiciert dem aktiven Flagellanten jenen Genuss aus der Beobachtung der unmittelbaren Folgewirkungen bei dem Flagellierten, welche „gewisse Begleiterscheinungen des Koitus vortäuschen oder anticipieren". Vgl. A. Eulenburg „Sexuale Neuropathie", Leipzig 1895 S. 121.

Dieser Genuss beruht nämlich vorzüglich darauf, dass bei zahlreichen Individuen — durchaus nicht bei allen — heftige, schmerzhafte und anhaltende Einwirkungen auf die äussere Decke schliesslich die Genitalsphäre erregen, zumal wenn vorher die Phantasie auf einen solchen Endzweck absichtlich gerichtet wird. Natürlich wird dies um so eher erreicht, je näher der Regio genitalis die betreffende Einwirkung geschieht.

In dieser Beziehung kann das heftige Reiben und Betasten der Haut zum Zwecke geschlechtlicher Erregung, die sexuelle Massage und Friction als eine Vorstufe der Flagellation bezeichnet werden.

Die indische Erotik kennt als besondere Art des Liebesgenusses das „Frottieren", und die „Frottiererin" spielt in der Ars Amandi eine bedeutende Rolle.[1]) Auch Martial gedenkt in einem Epigramm der sexuellen Massage (III, 82), wie denn die „frictrices" der Römer unseren heutigen Masseusen durchaus entsprechen. In Chicago sollen mehr als 500 „Massageinstitute" bestehen, in denen ausserdem die berüchtigten „Fliegenbäder" verabreicht werden.[2]) Diese Verbindung von Bad und Massage zur Erregung wollüstiger Empfindungen ist ja im islamitischen Orient gang und gäbe.

Die sexuelle Massage nähert sich nun dadurch der typischen Flagellation, dass sie nicht, wie gewöhnlich, mit der Hand, sondern mit rauhen Tüchern, Bürsten u. s. w. ausgeführt wird, wodurch der Hautreiz ein schärferer wird und unter Umständen Schmerz und Blutung hervor-

---

1) Vgl. R. Schmidt a. a. O. S. 474—475.

2) F. Baumann „Im dunkelsten Amerika", S. 42.

gerufen wird. Es ist bezeichnend, dass diese Friction, wie die Flagellation, mit Vorliebe an den Nates ausgeübt wird. So wird in den „Denkwürdigkeiten des Herrn v. H." geschildert, wie der „Held" (s. v. v.) einer Londoner Schönen das Gesäss bis zur heftigen Rötung mit einem wollenen Tuche reibt, wodurch sie von einem noch nie vorher empfundenen „zehrenden Feuer" ergriffen wurde. Moll berichtet von einem Manne, der dadurch sexuell erregt wurde, wenn man ihn mit einer Bürste auf dem Rücken blutig rieb.[1]) Aus ähnlichen Gründen banden vielleicht einige Kranke Schüle's sich massenhaft Bürsten auf die blosse Haut auf.[2])

Es handelt sich in diesen Fällen fast immer um eine rein physische, reflectorische Erregung des spinalen und sympathischen Ejaculationscentrums, wodurch auch die Wirkung der passiven Flagellation erklärt wird, die um so schneller eintritt, je mehr die Flagellation als „untere" Disciplin gehandhabt wird. Hierbei verändern die Schmerzempfindungen allmählich ihren Charakter und gehen zuletzt in reine Wollustgefühle über, die sich bis zum Orgasmus und zur Ejaculation steigern können.

Die aktive Flagellation wird, wie erwähnt, zunächst durch die Begierde hervorgerufen, des Anblicks gewisser sadistischer Begleiterscheinungen des Koitus teilhaftig zu werden, die sich gleichfalls bei dem flagellierten Individuum in ähnlicher Weise zeigen.

---

[1]) A. Moll „Die konträre Sexualempfindung", Berlin 1899, S. 283.

[2]) H. Schüle „Handbuch der Geisteskrankheiten", 2. Aufl. Leipzig 1880, S. 110.

Die alten Inder, welche in Beziehung auf die Beobachtung und Zusammenstellung der äusseren Erscheinungen der Libido sexualis Ausserordentliches geleistet haben, bezeichnen als Symptom der wollüstigen Brunst des Weibes auch „zuckende Bewegungen der Hinterbacken".[1]) Ebendieselben Zuckungen jener Region treten im höchsten sexuellen Orgasmus in potenziertem Masse auf. Sie gleichen dann ganz den durch Schmerz oder Todeskampf verursachten reflektorischen Bewegungen und erregen eben deswegen, weil sie als vollkommen dem Willen entzogener Akt erscheinen, den sadistisch veranlagten Mann. Daher sollen nach den Berichten vieler Reisenden die auf die Nachahmung dieser reflektorischen Koitusbewegungen sich konzentrierenden erotischen Tänze der Wilden eine unglaublich stimulierende Wirkung haben. Diesen Zusammenhang hat auch Rétif de la Bretonne an einer Stelle seiner obscönen Schrift „Antijustine" richtig erfasst, indem er einen Mann seine Geliebte auffordern lässt, sie solle vor ihm solche Bewegungen ausführen, damit er das Bild des Koitus vor sich habe.

Ein weiteres sadistisches Motiv der aktiven Flagellation ist der Anblick der allmählichen Rötung und Farbenveränderung der flagellierten Teile. Wir haben bereits oben auf den Zusammenhang der roten Farbe und des Blutzuflusses mit dem Sadismus hingewiesen, welcher Zusammenhang als eine anthropologisch-ethnologische Erscheinung aufzufassen ist. Nach Delolme[2]) färben sich sogar wilde Völker die Nates,

---

[1]) Vgl. J. Jolly „Indische Medicin" in: Grundriss der indo-arischen Philologie" Bd. III, Heft 10. Strassburg 1901, S. 50.

[2]) „The History of the Flagellants, or the Advantages of Discipline; being a paraphrase and commentary on the Historia

ebenso wie diese bei Tieren (Affen u. a.) durch rote Färbung hervortreten.

Überhaupt scheint auch der Kontrast der Farben zwischen den nichtflagellierten und den flagellierten Stellen eine sexuelle Wirkung auszuüben sowie die Beobachtung der allmählich sich einstellenden Farbenveränderungen. Eduard Grisebach hat nach dem Vorgang von Jules Legras in seinem „Weltlitteratur-Katalog eines Bibliophilen" eine in der gewöhnlichen Heine-Ausgabe unterdrückte, sehr charakteristische Stelle des Gedichtes „Citronia" (aus den „Letzten Gedichten") mitgeteilt, welche eine sehr schöne Illustration zu Obigem darstellt. Heine schildert in dem Gedichte die Schullehrerin, wie sie im Lehnstuhl sitzt:

Und in der Hand die Birkenruth',
Womit sie schlug die kleine Brut.
Das weinend kleine arme Ding,
Das harmlos einen Fehl beging.
Das Röcklein wurde aufgehoben
Nach hinten, und die kleinen Globen,
Die dort sich wölben, rührend schön,
Manchmal wie Rosen anzusehen,
Manchmal wie Lilgen, wie die gelben
Violen manchmal, ach! dieselben
Sie werden von der alten Frau
Geschlagen bis sie braun und blau.[1])

Abgesehen von der köstlichen Satire, die sich in diesen Versen ausdrückt, werden hier von Heine ver-

---

Flagellantium of the Abbé Boileau, Doctor of the Sorbonne etc. By Somebody who is not Doctor of the Sorbonne. (Englische Übersetzung der Schrift von Boileau mit Kommentar von J. L. Delolme) London, 1777, S. 234.

[1]) Eduard Grisebach „Weltlitteratur-Katalog eines Bibliophilen u. s. w.", Berlin 1898, S. 279.

schiedene Motive zur Flagellation sehr fein angedeutet, wie der rein aesthetische Reiz kallipygischer Natur und die erwähnten Farbenveränderungen.[1])

Eine wie grosse Rolle der Anblick der Rötung und Blutung der flagellierten Teile beim Zustandekommen der sadistischen Empfindung des Flagellanten spielt, kann man aus den bildlichen Darstellungen solcher Scenen ersehen. Auf hervorragend künstlerisch ausgeführten Aquarellen, die sich in der Sammlung eines badischen Bibliophilen befinden, sind die Farbenveränderungen der flagellierten Teile sehr grell hervorgehoben und auch der Orgasmus des Flagellanten durch dementsprechende coloristische Nüancen an den Genitalien angedeutet.

Wenn auch die sexuelle Flagellation am häufigsten bei sadistisch prädisponierten Individuen vorkommt, so ist nicht zu leugnen, dass auch bei von Natur weniger

---

[1]) Überhaupt waren Heine sadistisch-masochistische Empfindungen durchaus nicht fremd, wie aus der Romanze in der Vorrede zur 3. Auflage des „Buches der Lieder" hervorgeht:

Sie trank mir fast den Odem aus —
Und endlich, wollustheischend,
Umschlang sie mich, meinen armen Leib
Mit den Löwentatzen zerfleischend.
Entzückende Marter und wonniges Weh,
Der Schmerz wie die Lust unermesslich,
Derweilen des Mundes Kuss mich beglückt,
Verwunden die Tatzen mich grässlich.
Die Nachtigall sang, oh schöne Sphinx,
Oh Liebe was soll es bedeuten,
Dass du vermischest mit Todesqual
All' deine Seligkeiten.

Vgl. Schlichtegroll a. a. O. S. 123.

grausamen Personen die Neigung zur aktiven oder passiven Flagellation durch gewisse occasionelle Veranlassungen hervorgerufen werden kann.

So vermag schon der blosse Anblick von Flagellationsscenen in ähnlicher Weise sexuelle Erregungen auszulösen[1]), wie dies bei den früher erwähnten Gladiatorenkämpfen und dergl. der Fall ist. Hieraus entwickelt sich allmählich die Neigung, selbst eine aktive oder passive Rolle in dem Akte zu übernehmen. Naturgemäss ist das Erstere der häufigere Fall, indessen scheint auch das Gelüste nach passiver Flagellation durch das Zuschauen erweckt werden zu können. Catulle Mendès schildert in „Le Souper des pleureuses" (Paris 1888), wie ein russisches Mädchen durch den zufälligen Anblick der Auspeitschung eines Leibeigenen gleichfalls nach diesem eigenartigen Genusse begierig wird und sich diesen zu verschaffen weiss, indem sie sich in der Kleidung ihrer Kammerjungfer an deren Stelle von dem die Strafe vollziehenden Manne peitschen lässt.[2])

Weiter wird die offizielle und rituelle Ausübung der Prügelstrafe in Schulen, Gefängnissen, Kasernen, Klöstern u. s. w. sowie das Prügeln und Schlagen bei Gesellschaftsspielen nur allzuhäufig der Ausgangspunkt sowohl der aktiven als auch der passiven Flagellomanie. Indem ich bezüglich der ausführlicheren Darstellung dieser Verhältnisse auf die Schriften von W. M. Cooper („Der Flagellantismus und die Flagellanten. Eine Geschichte der Rute in allen Ländern", Dresden 1899), Ullo („Die Flagellomanie",

---

[1]) Vgl. den sehr bezeichnenden Fall bei A. Eulenburg a. a. O. S. 124—125.

[2]) Vgl. Ullo „Die Flagellomanie", Dresden 1901, S. 73—76.

Dresden 1901), Hansen („Stock und Peitsche", 2. Aufl., Dresden 1902) und Neumann („John Bull beim Erziehen", 5 Bände, Dresden 1900—1902) verweise, sei vor allem auf die Gefährlichkeit des Prügelns von Kindern hingewiesen, deren Geschlechtstrieb durch Schläge auf die Nates nur allzuhäufig erweckt wird. Wenn auch die Phantasie des Kindes noch nicht in der raffinierten Weise erwachsener Lüstlinge von vornherein darauf abgerichtet ist, den bei der Züchtigung empfundenen Schmerz in einen bewussten Zusammenhang mit dem sich dunkel regenden sinnlichen Drange zu bringen, so kann doch allmählich dieser Causal-Nexus auch dem Kinde zum Bewusstsein kommen, diese Ideen- und Gefühlsassociation sich dauernd bei ihm festsetzen, woraus dann schliesslich eine sexuelle Perversion, eben die „Flagellomanie" hervorgeht. Ferner kann auch ohne diese associative Verknüpfung in rein physischer Weise der durch die Flagellation verstärkte Blutzufluss zur Beckenregion eine starke Erregung der Genitalsphäre mit sich bringen, die bei häufiger Wiederholung eine verfrühte und verstärkte Entwickelung der Vita sexualis zur Folge hat. Es ist daher Hansen's Annahme [1]), dass Kinder, die „arg gezüchtigt worden sind, in späteren Jahren einen stark entwickelten Geschlechtstrieb zeigen", durchaus gerechtfertigt, und ebenso richtig ist die folgende Bemerkung eines alten pädagogischen Schriftstellers: „Man ist in der Wahl der Strafen äusserst unbedächtig; dies gilt vorzüglich von der Züchtigung mit der Rute, ja

---

[1]) D. Hansen „Stock und Peitsche. Ihre Anwendung und ihr Missbrauch im Dienste des modernen Straf- und Erziehungswesens", 2. Auflage, Dresden 1902, S. 143.

auch nur mit der Hand auf den blossen Hintern. Die Schamhaftigkeit wird dadurch, zumal bei heranwachsenden Kindern, auf eine ganz unverantwortliche Weise compromittiert, und durch die vielfachen Spitzen des zuerst genannten Werkzeugs werden dann auch in der Nähe der Geschlechtsteile so unzählige Nerven auf eine, wenigstens hinterher, kitzelnde Weise gereizt und zugleich das Blut in einer solchen Masse nach jenen Teilen hingelockt, dass es damit recht geflissentlich auf Erregung wollüstiger Begierden, ja gewissermassen auf Unterricht in der Wollust selbst angelegt scheint. Ich kann nicht umhin, nach so mancherley, was darüber geschrieben ist, auch meine Stimme recht laut gegen diesen Missbrauch, den ich ganzen Ernstes abgestellt zu sehen wünsche, zu erheben, weil ich versichert bin, dass er — man glaube mir — unmittelbar mehr als vielleicht irgend etwas Anderes zur Verderbnis, besonders so weichlich organisierter Kinder, beyträgt, wie die unsrigen sind. Rousseaus Beyspiel, die von Archenholz beschriebene Sitte in den englischen Bordels, die auch in andern so unbekannt nicht seyn mag, sind weltkundig. Nirgends herrschen die gräulichsten Wollüste mehr, als auf solchen Schulen, wo die Rute noch als Strafe erwachsener Knaben gebraucht wird. Ein Mann, der jedoch mit Hülfe seiner Grundsätze und günstiger Umstände seine Unschuld in jedem Betracht unbefleckt bis ins Ehebette erhalten hat, hat dem Verfasser gestanden, dass ein, zwischen dem 6. und 7. Jahre, von einem Hofmeister empfangener Schilling, ja gewissermassen in seinen Nerven selbst, solche Eindrücke zurückgelassen hätte, die erst nach dem 10., 11. Jahre hin, bey ihm recht aufgewacht und noch zur Zeit nicht ganz ausgetilgt wären, die sehr oft

nach der Hand die Begierde bey ihm rege gemacht hätten, eine ähnliche Züchtigung, besonders von weiblichen Händen, zu empfangen, die nach der Hand, als er mannbar geworden, bey ihm, da seine Einbildungskraft im übrigen noch rein gewesen wäre, unzähliche wollüstige Reitze erweckt hätten, die von vielen nächtlichen Samenergiessungen, welche er in diesem Alter gehabt, beynahe einzig und allein der Grund gewesen wären. Nur der göttlichen Obhut habe er es, nächst einem tief eingeprägten Gefühle von Schamhaftigkeit, zu verdanken, dass er nicht in den früheren Jahren ein Raub der Verführung, in Rücksicht auf Selbstschwächung, geworden sey, und seinen, durch besondere Veranlassungen befestigten, Grundsätzen, dass dies nicht in späteren Jahren, in Rücksicht auf Hurerey, geschehen sey. Auch ich habe zum öftern bemerkt, dass Kinder, denen man mit dieser Strafe drohte, neben der darüber geäusserten Furcht, dennoch ein gewisses Gefühl von Wollust bey diesem Gedanken, von geheimer Begierde, ihn realisiert zu sehn, verrieten; wozu noch überdem der Spass, den man damit treibt, die Gewohnheit sie die Rute küssen und liederliche Verse darauf singen zu lassen, einiges, wiewohl nur minder wesentliches, beyträgt." [1])

An dem von Bauer berichteten Falle ist das Bemerkenswerteste das ausserordentlich frühe Auftreten sexueller Empfindungen bei der körperlichen Züchtigung, eine Bestätigung der von v. Schrenck-Notzing und mir (vgl. Teil I des vorliegenden Werkes) insbesondere verteidigten Anschauung, dass die sexuellen Perversionen

---

[1]) K. G. Bauer „Über die Mittel, dem Geschlechtstriebe eine unschädliche Richtung zu geben. Eine durch die Erziehungsanstalt zu Schnepfenthal gekrönte Preisschrift. Mit einer Vorrede und Anmerkungen v. C. G. Salzmann", Leipzig 1791, S. 234—237.

meistens in früher Jugend durch occasionelle Veranlassungen hervorgerufen werden.

Was den Lehrer und Zuchtmeister betrifft, so kann dieser im Anfange seiner Thätigkeit noch durchaus frei von irgendwelchen sadistischen Neigungen sein, die sich vielmehr erst im Laufe der gewohnheitsmässigen Ausübung der körperlichen Züchtigungen einstellen, so dass diese allmählich dem Betreffenden zu einem Genusse wird. Dieser Sadismus ist dann aber durchaus secundärer Natur d. h. künstlich gezüchtet durch eine gewohnheitsmässig erfüllte Obliegenheit. Des englischen Dichters Gay Vers[1]):

The Schoolmaster's joy is to flog.

ist in diesem Sinne zu nehmen. Ist es aber erst so weit gekommen, dann dienen die Züchtigungen von seiten der betreffenden Lehrer, Hofmeister, Gouvernanten u. s. w. nur noch dem Zwecke der eigenen sexuellen Befriedigung der betreffenden Züchtiger.

Das wird sehr drastisch illustriert durch den folgenden von Friedr. S. Krauss berichteten Fall eines südslavischen Schullehrers.

„Der Elementarlehrer Franjo M., ein „echter Chrowote“, in Požega pflegte nur allzuhäufig fünf, sechs der seiner Zucht anvertrauten Knaben auf nacktem Leibe blutig hauen zu lassen, um nach stundenlanger Abschindung der hilflosen Jungen schnurstracks zu einer Buhldirne zu eilen. Er lachte vor Vergnügen bei dem Jammergeschrei der Knaben und seine blauen Augen funkelten dabei vor Wollust.

Selbst unter den chrowotischen Volksschullehrern dürfte dieser Elende, dem wegen seines „chrowotischen

---

[1]) Bei Boileau-Delolme a. a. O. S. 70.

Patriotismus" gerichtlich leider nicht beizukommen ist, wenige Genossen haben." [1])

Hieraus kann man entnehmen, welche verhängnisvolle Wirkung die früheren öffentlichen Auspeitschungen von Verbrechern, Prostituierten, Soldaten in Zuchthäusern, Straf- und Correctionsanstalten und Kasernen gehabt haben müssen. Es versammelten z. B. die Auspeitschungen der Londoner Prostituierten in Bridewell im 18. Jahrhundert jedes Mal ein zahlreiches Publikum, das seine grausam-wollüstigen Begierden befriedigen wollte. Niemand hat dies besser geschildert als W. Reinhard in seinem berühmten auf wahren Thatsachen beruhenden sittengeschichtlichen Roman „Lenchen im Zuchthause".

Solch eine Auspeitschung im Zuchthause zu Waldheim war ein „wahres Fest für das grosse gebildete Publikum. Alles schwamm, mehr oder weniger, in einem still aufwallenden Meere, das von Augenblick zu Augenblick, von Empfindung zu Empfindung, von Vorstellung zu Vorstellung, von Bild zu Bild führte, und bei Alten und Jungen Eindrücke hinterliess, die gewiss nicht ohne Folgen und Früchte geblieben sein werden . . . Man zeigte hohen Nachgenuss, indem man die Scenenreihe meiner Marter mit dem treuesten Gedächtnis aufrollte".[2])

Auch manche Spiele, wie z. B. das „la main chaude" genannte, das „französische Heiraten" und andere,

---

[2]) Friedrich S. Krauss „Die Zeugung in Sitte, Brauch und Glauben der Südslaven" in: *Κρυπτάδια*, Bd. VI, Paris 1899, S. 209–210.

[2]) W. Reinhard „Lenchen im Zuchthause. Schilderung des Strafverfahrens (Flagellantismus) in einem süddeutschen Zuchthause vor 1848. Ein Beitrag zur Sittengeschichte." Hamburg 1895, S. 223—224.

bei denen zwischen jungen Mädchen und jungen Männern Schläge verabreicht werden, in scherzhafter Weise, aber mit stark erotischer Betonung, können den Geschmack an aktiver oder passiver Flagellation hervorrufen.[1])

Endlich kann die Neigung zu beiden Flagellationsarten erst im späteren Alter erwachen, wenn nämlich auf normale Weise eine geschlechtliche Befriedigung nicht mehr erreicht werden kann. Die Impotenz ist ein uraltes Motiv der aktiven oder passiven Flagellation, wie schon die bekannte Stelle in Petrons „Satyricon" bezeugt. Wie Eulenburg bemerkt, ist die Flagellation bei den „vieux marcheurs" aller Nationen seit Jahrtausenden beliebt[2]) und spielt zu diesem Zwecke in der erotischen Litteratur eine grosse Rolle, z. B. in der „École des filles", wo die „insensibles amoureux" auf diese Weise beischlafsfähig gemacht werden. Aus solchen impotenten aktiven und passiven Flagellanten rekrutiert sich ein grosser Teil der Bordell- und Masseusenkundschaft, wie denn schon Hogarth in dem „Weg einer Buhlerin" die Rute als Bestandteil des Bordell-Interieurs angebracht hat.

Die Ableitung der erotischen Flagellation aus den physiologischen sadistischen Begleiterscheinungen des Koitus macht ihre ubiquitäre Verbreitung wahrscheinlich, und wir können annehmen, dass bei primitiven und civilisierten Völkern das Schlagen und Geisseln zum

---

[1]) Vgl. darüber Schlichtegroll a. a. O. S. 32—33.

[2]) A. Eulenburg „Sexuale Neurasthenie" in: „Deutsche Klinik", Wien u. Berlin 1902, Bd. VI, S. 206.

Zwecke geschlechtlicher Erregung in gleichem Masse vorkommt, auch da, wo wir nicht speziellere Nachrichten darüber besitzen.

Auf den erotischen Flagellantismus im alten Aegypten spielt schon Herodot (II, 61) an.[1]) Unter den Sculpturen von Beni Hassan befindet sich eine mit der Darstellung einer Flagellation. Eine sitzende Frau empfängt von einem Manne Schläge auf ihren Rücken. Noch jetzt ist nach Wilkinson die Züchtigung mit dem Stocke unter den Nilbewohnern ein überaus beliebter Brauch, und das Sprichwort „Der Stock kam herunter als ein Segen von Gott" ist gewiss bedeutungsvoll.[2])

Dass in Indien die sexuelle Flagellation einen der Hauptteile der sadistischen Liebeskunst bildet, wurde bereits oben erwähnt. Es ist dabei von grösstem Interesse, dass die Lehrer der Ars amandi auf genau dieselbe Weise den Ursprung der Flagellation aus dem physiologischen Sadismus zu erklären suchen, wie wir dies gethan haben. Vātsyāyana bemerkt: „Man sagt, der Liebesgenuss sei eine Art Streit, indem die Liebe ihrem Wesen nach ein Streiten und von schlechtem Charakter ist. Darum ist das Schlagen ein Zubehör des Liebesgenusses." Die Liebe geht im Koitus erbarmungslos zu Werke, daher heisst es im Kirātārjunīya (IX, 49): „Mit Nägelmalen sind die Umarmungen erwünscht, die Küsse mit dichten Zahnwunden: die Liebe, die doch ihren Ruhm durch den Vorzug der Zartheit erwarb, ist bei dem Koitus hart." [3])

---

[1]) Vgl. Teil I dieses Werkes S. 119.

[2]) J. G. Wilkinson „Manners and Customs of the ancient Egyptians", London 1837, Bd. II S. 41—42.

[3]) Vgl. R. Schmidt a. a. O. S. 511.

Bemerkenswert ist die Einteilung der indischen Frauen nach ihrer Vorliebe für die passive Flagellation. So „verlangen die Frauen in Strirājya und Kośalā harte Schläge, sind eben heissblütig.“ Auch die Frauen aus dem Mālavalande, die Verwundungen abgeneigt sind, sind durch Schläge zu gewinnen. Eben dieselbe Neigung schreibt man auch den Schönäugigen zu, die aus Ābhīra stammen.[1])

Auch aus dem übrigen Orient liegen Berichte über das Geisseln zum Zwecke sexueller Erregung vor. So sollen die parthischen Könige ihre Lieblinge in ihrer Gegenwart haben peitschen lassen, und die jungen Parther sollen um die Ehre dieser Auszeichnung gewetteifert haben. Ebenso wurden bei den Syrern beide Geschlechter gegeisselt, während die Priesterin den Gottesdienst leitete.[2]) Josephus berichtet die Auspeitschung eines persischen Königs durch seine Frau.[3]) Die Existenz der Flagellation unter den alten Scythen bezeugt Justinus (II, 5).

Im klassischen Altertum wurde ebenfalls das Geisseln als sexuelles Stimulans verwendet. Sehr charakteristisch ist eine Stelle bei Lucian im Leben des Peregrinus Proteus, wo erzählt wird, wie Peregrinus coram publico onaniert, dabei gleichzeitig Schläge austeilt und sich von dem Umherstehenden schlagen lässt.[4]) In Lacedaemon wurden Auspeitschungen en masse vorgenommen, meist im Tempel, wobei, wenn junge Männer flagelliert wurden, eine Priesterin die Aufsicht hatte,

---

[1]) ibidem S. 317.

[2]) Zimmermann a. a. O. S. 78.

[3]) Schlichtegroll a. a. O. S. 50.

[4]) Boileau-Delolme a. a. O. S. 86.

während Priester die Striemen und blutigen Male inspizierten und — daraus weissagten (Lucian)[1]). Diese öffentliche Flagellation gestaltete sich zu einem wahren Volksfeste.

Gewisse griechische Hetären erfreuten sich eines grossen Rufes als geschickte Flagellantinnen. Timokles nennt eine solche Buhlerin *Καμετύπη* (von *Καμέω* = schmieden und *τύπη* = der Schlag) und widmete ihr folgende Verse: „Wahrlich eine Nacht an der Seite der Koriske oder der Kametype zuzubringen ist wie zum Gotte erhoben werden. Welche Festigkeit! Welche Weisse! Welche zarte Haut! Welcher Atem! Welcher Reiz in ihrem Widerstand! sie kämpfen gegen ihren Sieger: er muss ihre Gunst rauben, man wird geohrfeigt; eine liebliche Hand schlägt uns . . . o Wonne!“ [2])

Bei den Römern tritt der erotische Charakter der Flagellation deutlich bei der Feier der Lupercalien hervor. Cooper berichtet darüber: „Das Fest der Lupercalien am fünfzehnten der Kalenden des März — das ist am 15. Februar — oder wie Ovid sagt, am dritten Tage nach den Iden. Virgil spricht von tanzenden Salii und nackten Luperci, und der Commentar belehrt uns darüber, dass die letzteren Männer waren, die sich bei feierlichen Gelegenheiten ganz nackt auszogen und in den Strassen umherliefen, mit einem ziegenledernen Riemen in der Hand, mit dem sie die Weiber schlugen, die ihnen begegneten. Und diese liefen nicht fort, sondern hielten ihre Handflächen hin, um sich schlagen zu lassen, denn die Schläge auf die

---

[1]) ibidem S. 73—74.

[2]) R. Dufour a. a. O. Bd. I, S. 83.

Hände oder andere Körperteile sollten die Frauen fruchtbar machen [1]) und ihnen zu einer leichten Niederkunft verhelfen. In den ersten Zeiten gab es zwei Verbindungen von Luperci, die nach den vornehmsten römischen Familien genannt wurden: die Quintiliani und die Fabiani, zu denen späterhin noch eine dritte Verbindung, die Juliani, nach Julius Caesar genannt, hinzukam. Marc Anton verschmähte es nicht, als Lupercus herumzulaufen und in diesem Zustand sogar zum Volk zu reden. Zur Zeit des Augustus ward das Fest abgeschafft, wurde späterhin erneuert und bestand bis zur Zeit des Anastasius, bis zum Jahre 496, lange nach dem Bestehen des Christentums. Glieder der edelsten Familien liefen als Luperci, und eine grosse Verbesserung (sic) wurde mit der Zeit in den Ceremonien gemacht. Die Frauen begnügten sicht nicht länger mit den Schlägen, die sie auf die Hände erhielten, sondern sie entkleideten sich ebenfalls, um den Luperci Gelegenheit zu geben, die Kraft und Geschicklichkeit seines Armes noch mehr zu bethätigen. Die Spötter behaupten, dass die Damen so sehr entzückt waren von diesem „Vergnügen“, dass die Festlichkeit so vorzüglich ausgebildet wurde und von allen Beteiligten so gründlich genossen, dass sie noch lange bestehen blieb, nachdem die meisten heidnischen Gebräuche abgeschafft waren. Der Papst Gelasius machte der Sache ein Ende, erfuhr aber soviel Widerspruch, dass er eine besondere Entschuldigung deshalb schreiben musste.[2])

---

[1]) Diesem Gedanken liegt wohl die Vorstellung zu Grunde, dass die durch die Flagellation gesteigerte geschlechtliche Erregbarkeit einer Conception besonders günstig sei.

[2]) Cooper a. a. O. S. 12—13.

Es scheint sogar im alten Rom eine flagellantistische Prostitution gegeben zu haben. Denn Festus bemerkt in seinem Wörterbuch bei dem Worte „Flagratores", dass dasselbe diejenigen Leute bezeichne, welche sich gegen Bezahlung auspeitschen liessen.[1])

Vom Kaiser Claudius berichtet Sueton, dass er während der Mittagsruhe „ferula flagrove velut per ludum excitabatur a Copreis"[2])

Nach Kolbe besteht bei den Hottentotten die eigentümliche Heiratsceremonie, dass sich Mann und Frau niederlegen und sich so stark wie sie können in die — Hinterbacken zwicken.[3])

In den modernen europäischen Ländern ist die sexuelle Flagellation sehr stark verbreitet. Ohne Zweifel steht England in dieser Beziehung allen anderen Ländern voran. Aus Cooper's „History of the Rod" geht hervor, dass in keinem Lande so viele Liebhaber der Rute existieren wie in England, wo schon die Angelsachsen eine stark erotisch nüanzierte Vorliebe für aktive und passive Flagellation zeigten. Der beste Beweis für diese „Flagellomanie" der Engländer ist die Thatsache, dass ihre erotische Litteratur fast ausschliesslich eine flagellantistische ist, und es wohl keine erotische Schrift ohne die Schilderung einer Flagellationsscene giebt. Ja, man begegnet dieser Lieblingsneigung sogar in den besseren belletristischen und wissenschaftlichen

---

[1]) Boileau-Delolme a. a. O. S. 85.

[2]) ibidem S. 86.

[3]) C. J. Weber „Demokritos", 7. Auflage, Stuttgart 1862, Bd. V, S. 137, über die Verbreitung der Flagellation im übrigen Afrika s. Cooper S. 91—94.

Schriften (Johnson, Marlowe, Otway, Byron, Coleman u. A.).[1])

Auch in Frankreich ist die Flagellation zur Erregung der Sinnlichkeit seit alter Zeit bekannt. Schon Brantôme erwähnt in den „Vies des dames galantes" das häufige Vorkommen dieser sadistischen Akte, und unter Bezugnahme auf diese Stellen Brantôme's analysiert der Marquis de Sade in der subtilsten Weise die einzelnen sadistischen Elemente der aktiven und passiven Flagellation (Histoire de Juliette III, 133—138). Nach Cooper war die Geisselung besonders in den französischen Klosterschulen verbreitet und wurde von den gelehrigen Schülerinnen der Nonnen in die profane Welt verpflanzt, wie so manche authentische Boudoirgeschichte bezeugt. Während der französischen Revolution goutierten „Modedamen" und „vornehme Wüstlinge" die aktive Flagellation, wofür die Auspeitschung der Thèroigne de Méricourt durch eine Bande von Weibern das bekannteste Beispiel ist.[2]) Neuerdings scheint besonders von England aus die Flagellomanie in Frankreich eingeführt worden zu sein. Es ist aber bemerkenswert, dass auch in französischen Schriften des 19. Jahrhunderts die erotische Flagellation erwähnt wird. So z. B. schildert Touchard-Lafosse in seinem Roman „Die Operndamen" mit sichtlichem Behagen die Züchtigung und Geisselung des Gesässes einer vornehmen Courtisane durch ihren Liebhaber.

Auch in den übrigen europäischen Ländern, in

---

[1]) Über den Flagellantismus in England vgl. Hansen „Stock und Peitsche" S. 165—171.

[2]) Vgl. Cooper a. a. O. S. 102—108. — Ein Liebhaber der Rute aus sexuellen Gründen war bekanntlich auch Rousseau.

Spanien[1]), Italien[2]), Deutschland[3]), Holland[3]), Polen[4]), und Russland[5]) war und ist der erotische Flagellantismus eine durchaus nicht seltene Erscheinung. In Deutschland gehört bereits die Rute zu dem notwendigen Inventar eines Bordelles bezw. Absteigequartiers, während in Russland von jeher die Frauen eine besondere Vorliebe für die passive Flagellation haben sollen, wie aus der bekannten schon von Meibom erzählten Anekdote erhellt, übrigens ausführlicher in den auf Thatsachen beruhenden „Mémoires d'une danseuse russe" geschildert wird.

Gerade bei der Flagellation spielt ein aetiologischer Faktor eine hervorragende Rolle, der, allerdings in geringerem Masse, auch für die Verbreitung der übrigen geschlechtlichen Verirrungen Bedeutung hat. Das ist die psychische Ansteckung, die durch Wirkung suggestiver Einflüsse hervorgebrachte Neigung zur Flagellation.

Nirgends tritt dieses Moment der psychischen Contagion deutlicher hervor als in den mittelalterlichen Geisslerfahrten und den Flagellantensekten. Indem sich zunächst einzelne Personen vereinigten und in aller Öffentlichkeit die Geisselung an einander oder an sich selbst vollzogen, inspirierten sie Tausende zu gleichem Thun. Mochte auch ursprünglich das Motiv dieser öffentlichen Kasteiungen ein ausschliesslich religiöses

---

[1]) Boileau-Delolme a. a. O. S. 242.
[2]) Eulenburg a. a. O. S. 124.
[3]) Cooper a. a. O. S. 109—111.
[4]) ibidem S. 111—112.
[5]) ibidem S. 79 ff.

gewesen sein, so musste die damit verbundene Entblössung allmählich auf die Teilnehmer und Zuschauer eine sexuell erregende Wirkung ausüben, die noch durch die damit verbundenen krampfhaften Bewegungen und Tänze gesteigert wurde. In der Schrift des Kanzlers Gerson gegen die Geissler, welche er im Jahre 1417 dem Konzil zu Konstanz vorlegte, wurde besonders betont, dass „der Stand der vornehmen Personen beiderlei Geschlechts, die Schamhaftigkeit der Mädchen und Jünglinge, die Würde der Männer und das Ansehen der Eltern, das alles wird durch jene öffentlichen Entblössungen und Geisselungen beleidigt und geschwächt.“ [1])

Eigentlich standen, wie schon Boileau hervorhebt [2]), diese angeblich aus religiösen Gründen vorgenommenen Geisselungen im Widerspruche mit den alten klösterlichen Geboten, dass Niemand einen Teil seines oder eines anderen Körpers im nackten Zustande betrachten dürfe, weil dies zu unkeuschen Empfindungen Veranlassung geben könne.

Neben der öffentlichen Entblössung waren auch die konvulsivischen Bewegungen der Geissler eine Quelle der psychischen Ansteckung. Ein neuerer Schriftsteller äussert sich darüber folgendermassen:

„Des weiteren wissen wir, dass das Drehen im Kreise im Organismus eine Erregung hervorruft, die

---

[1]) Ernst Günther Förstemann „Die christlichen Geisslergesellschaften,“ Halle 1828 S. 153. Ähnlich schon Tertullian (nach Boileau-Delolme S. 330): „Quid turpius excogitari potest sive viro sive feminae, quam, lumbis et femoribus ad radios solis apertis, seipsum diverberare? . . . Quis in edito et aperto loco, plenis comitiis, in conspectu hominum, lumbos natesque virgis caedere non pertimescat?“

[2]) Boileau-Delolme a. a. O. S. 327.

auf Nerven und Gehirn mehr wirkt als geistige Getränke und Narkotika. Wollust und Betäubung gewährten die Geisslerprozessionen ihren Teilnehmern infolge der eigenartigen Bewegungen, die dabei üblich waren. Also nicht sowohl das sexuelle Individual-Moment als ein autosuggestives sexuelles General-Moment bildet den Schlüssel für die so absonderlichen Geisslerfahrten.

Des religiösen Anstriches entkleidet, höchstens unter dem Gesichtspunkte des Nationalen, könnten wir der Wirkung wegen das Vergnügen am Tanzen als Analogon aufführen. Czardas, Cancan, Mazurka, von Tausenden täglich dauernd getanzt müssten ähnliche Folgen wie die grossen Geisslerprozessionen haben."[1])

* * *

Eine eigentümliche Form des Sadismus geht aus der Vorstellung hervor, dass die grausame Behandlung der geliebten Person weniger durch eine Misshandlung, als vielmehr durch eine Wehrlosmachung und Beeinträchtigung der Bewegungsfreiheit ihren Zweck, Lustgefühle zu erwecken, erreiche.

Diese Wehrlosmachung spielt in der Ars amandi der Roués, besonders derjenigen des 18. Jahrhunderts, eine grosse Rolle. Man erreichte sie entweder durch das Eingeben von Betäubungsmitteln (Narkotika und berauschende Substanzen)[2]), durch das Anlegen von Fesseln und endlich durch die Konstruktion eigener „Fauteuils", deren berühmtestes Prototyp der vom Duc de Fronsac erfundene Stuhl war. Rétif de la Bretonne beschreibt diesen „Fronsac" in dem „Du

---

[1]) Castor „Das sexuelle Moment im Flagellantismus" Berlin 1899 S. 28—29.

[2]) Hierher gehören manche „Liebestränke" früherer Zeiten.

fauteuil" betitelten 39. Kapitel seiner „Antijustine". Wenn sich das betreffende Mädchen auf diesen Stuhl setzte, wurde sie sofort von den Armen desselben gefasst, sie sank mit gespreizten Beinen nach rückwärts, konnte so gefesselt und vergewaltigt werden.

Eine solche Beeinträchtigung der Bewegungsfreiheit aus sadistischen Motiven stellt auch die sogenannte Korsettdisciplin dar, auf welche neuerdings eine Schriften - Serie von grösstem kulturgeschichtlichen Interesse „John Bull beim Erziehen. Eine Sammlung Briefe von Anhängern und Gegnern der körperlichen Züchtigung und der Korsettdisciplin" (Dresden, 1900 bis 1902, 5 Bände) aufmerksam macht. Diese Korsettdisciplin besteht darin, dass das betreffende Mädchen in ein ganz enges Korsett eingezwängt wird. Es ist dies „ein Korsett mit recht langer Taille und sehr kräftigen Stäben, welches ganz geschlossen, nur 13 ½ Zoll misst, und so fest angezogen wird, bis Haken und Ösen sich schliessen lassen. Oben sind ein paar Schulterriemen befestigt, welche so stramm wie möglich geschnallt werden. Ausserdem hat sie einen steifen Lederhalskragen um, so dass sie den Kopf weder beugen, noch hin- und herbewegen kann. Schliesslich trägt sie Schuhe, welche noch eine Nummer schmäler sind, als diejenigen, welche sie gewöhnlich gebraucht, und die auch schon eng genug sind. Sie werden fest zugeknöpft und sind mit besonders hohen Absätzen versehen."[1])

Es wird ausdrücklich betont, dass diese Korsettdisciplin eine Strafe sei. Wie aus den weiteren Mitteilungen hervorgehen, scheint auch das Tragen enger Schuhe und Handschuhe ähnliche sadistische

---

[1]) „John Bull beim Erziehen" Bd. III, S. 76.

Gefühle in dem diese Thatsache sich Vorstellenden hervorzurufen. In der englischen Zeitschrift „Society“ wurden diese Dinge mit einer Ausführlichkeit erörtert, die einer besseren Sache würdig gewesen wäre.

Ernster sind die mit eingreifenden Körperverletzungen einhergehenden Äusserungen des Sadismus, wie wir sie bereits aus Indien kennen gelernt haben.

Es scheint auch hier die Phantasie einen grossen Einfluss zu haben, indem sie die mannigfaltigsten Arten schwerer sadistischer Körperschädigungen hervorruft.

So berichtet das „Berliner Tageblatt“ No. 286 vom 9. Juni 1902, dass die Breslauer Strafkammer am 7. Juni einen 22jährigen Buchdrucker zu 5 Jahren Gefängnis verurteilte, weil er in dreizehn Fällen junge Damen mit Schwefelsäure begossen hatte! Nähere Einzelheiten sind nicht mitgeteilt, es lässt sich aber aus der grossen Zahl der Fälle und der häufigen Wiederholung derselben Handlung der Schluss ziehen, dass hier sadistische Neigungen obwalteten.

Nicht minder eigentümlich ist eine andere Erscheinungsform des Sadismus, nämlich die absichtliche Übertragung einer venerischen Krankheit auf den Partner im sexuellen Genusse, wie dies schon der Marquis de Sade wiederholt in seinen Schriften schildert. Einen derartigen Fall teilt Tarnowsky mit.[1])

Häufiger und mehr im Zusammenhange mit dem physiologischen Sadismus ist der sexuelle Vampyrismus, die wollüstige Begierde nach dem Blute des Partners, dessen Anblick den geschlechtlichen Orgasmus

---

[1]) B. Tarnowsky „Vorträge über venerische Krankheiten“ Berlin 1872, S. 371.

auslöst. Die Möglichkeit der Entstehung solcher entsetzlicher Phantasien ist bereits eingehend begründet worden. Der sexuelle Vampyrismus äussert sich im Blutabzapfen, Beibringen von Verletzungen mit scharfen Instrumenten und in seinem äussersten Extrem im Lustmorde, der freilich auch bisweilen das Erwürgen den blutigen Gewaltakten vorzieht. Diese durchaus nicht immer geisteskranken Scheusale beherrscht, ob sie sich nun auf blosse Nadelstiche beschränken oder als „Aufschlitzer" sich bethätigen, ein und dieselbe Leidenschaft, nämlich die, am Anblicke des fliessenden Blutes sich wollüstig zu berauschen. Auf sie wirkt das Blut mehr als andere Äusserungen der gepeinigten oder sterbenden Individuen.

Kaum sollte man es aber für möglich halten, dass es noch eine Steigerung des blossen Lustmordes giebt. Der Marquis de Sade schildert in der „Juliette", wie König Ferdinand von Neapel den Lustmord mit Vorliebe an schwangeren Frauen ausübt (Juliette VI, 21—22). Es scheint, als ob auch hier de Sade die Wirklichkeit kopiert habe. Denn der münstersche Chronist Johann Christian Klinghamer, der im 16. Jahrhundert Küster in dem jetzt oldenburgischen Städtchen Dinklage war, berichtet: „1575 wird im Stift Bremen eine schwangere Frau von ihrem Manne verkauft an Mörder, die schon 15 schwangere Frauen getötet hatten." [1]) Auch hier dürfen wir wohl vermuten, dass diese grauenhaften Morde aus sadistischen Motiven entsprangen.

* * *

[1]) K. Willoh „Der Chronist Johann Christian Klinghamer" in: Jahrbuch für die Geschichte des Herzogtums Oldenburg" Bd. IX, Oldenburg 1900, S. 67.

Es bleibt noch übrig, die Aetiologie einiger abgeschwächter Formen des Sadismus zu erörtern, welche aber immer noch in einem gewissen Zusammenhange mit dem physiologischen Sadismus stehen.

Als solch eine schwächere Äusserung des Sadismus ist der sogenannte Wort-Sadismus anzusehen d. h. das laute und stark betonte Aussprechen (oder Schreiben) von brutalen, rohen und obscönen Worten und Schelten zum Zwecke der geschlechtlichen Erregung.

Es ist dies zwar hauptsächlich eine Art von psychischem Sadismus, doch hat das gesprochene Wort auch eine sehr starke physisch-sinnliche Wirkung. Nach Friedrich Theodor Vischer übt der wirklich gehörte Laut einen „stärkeren Stoss aus, als der (im Lesen) nur innerlich gehörte“. Denn „alles Unmittelbare trifft ja stärker, als was sich durch Zeichen vermittelt“.[1]

Andererseits wiederum ist auch der Ursprung des Wortes ein körperlicher, sinnlicher, weshalb es auch in diesem Sinne als ein körperlicher Akt wirken kann. Der Psychiater Schüle bemerkt: „Die Wurzeln der Wortsprache treiben aus demselben psychomotorischen Mechanismus empor. Das Gefühl veranlasst die Reflexbewegung des Lautes; mit dem Gefühl ist aber die Wahrnehmung verbunden — beide stammen ja aus derselben Quelle primitiver Empfindung — und so verbindet sich der Laut auch mit dieser. Dies alles geschieht in unbewusster Gesetzmässigkeit.

Sehr schön sagt Steinthal: Der Mensch spricht, wie der Hain rauscht. Luft, welche Töne und Gerüche

[1]) Friedrich Theodor Vischer „Mode und Cynismus. Beiträge zur Kenntnis unserer Kulturformen und Sittenbegriffe“. 3. Aufl., Stuttgart 1888. S. 99.

trägt, Luftäther und Sonnenstrahlen und der Hauch des Geistes fahren über den menschlichen Leib hin, und er tönt.“ [1])

Hiernach ist zu ermessen, welche grosse Bedeutung dem gesprochenen Worte in der Vita sexualis zukommt, wo es an die tiefe und mächtige Erregung des Geschlechtstriebes anknüpft und sich in bewusste Beziehung zu demselben setzt.

Abgesehen aber von dieser gewissermassen körperlich greifbaren Wirkung des Wortes ist bei der sehr häufigen Verwendung roh-obscöner Worte beim Geschlechtsverkehr von Seiten gebildeter und social hochstehender Männer [2]) vielleicht auch eine gewisse Erregung durch die Kontrastwirkung anzunehmen, indem der Betreffende durch den grellen Gegensatz dieser Redeweise zu der sonst in seinen Kreisen üblichen pikant erregt wird.

Doch hat die direkt physische Wirkung des Wortes entschieden grössere Bedeutung, wie die ungeheuere Verbreitung des Gebrauches brutal-obscöner Worte unter den niederen Volksschichten aller Länder beweist. Der Wortsadismus ist nicht etwa ein besonders ausgeklügeltes Raffinement moderner Wüstlinge, sondern stellt sich als eine folkloristische und ethnologische Erscheinung dar, als eine ausserordentlich

---

[1]) H. Schüle „Handbuch der Geisteskrankheiten“, 2. Aufl. Leipzig 1880, S. 23.

[2]) In einem deutschen Sotadicum „Die Priesterinnen der Freude“ heisst es, dass man „gerade bei feingebildeten Männern findet, dass sie beim geschlechtlichen Umgange mit einem Weibe nur dann die rechte Lust empfinden, wenn sie sich durchaus keinen Zwang auferlegen brauchen und wenn auf beiden Seiten Worte und Handlungen den stärksten Charakter tragen.“

verbreitete Ausdrucksform der primitiven sadistischen Instinkte des Genus Homo.

Man braucht nur die Sammlungen von Sprichwörtern, Redensarten, Rätseln der verschiedenen europäischen Völker, die mittelalterlichen „Contes“, „Farces“, „Fabliaux“, Novellensammlungen und dergl. mehr zu mustern, um sofort zu erkennen, dass überall eine obscöne Redeweise, die mit brutaler Deutlichkeit und ungenierter Derbheit sich ausdrückt, uns entgegentritt. Gerade die Naivetät dieser tausendfach variierten geschlechtlichen Cynismen und Flüche bezeugt ihren Ursprung aus rein instinktiven Quellen der Volksseele. Ganz vorzüglich handeln darüber die Gebrüder Grimm in ihrem Wörterbuche unter den verschiedenen obscönen Worten.

Es ist bemerkenswert in Beziehung auf die primitiven sadistischen Instinkte, dass gerade in der Volkssprache aller Länder das Schimpfwort und der Fluch sich so häufig mit geschlechtlichen Dingen verbinden bezw. geschlechtlich nüanciert werden. Als besonders drastische Beispiele führe ich die von dem Verfasser des „Folklore de l'Ukraine“ mitgeteilten, unter den Bewohnern der Ukräne gebräuchlichen obscönen Flüche an,[1]) sowie die Thatsache, dass am Rio de la Plata das Wort „Puta“ auf alle Lebensverhältnisse angewendet wird. „La voz „puta“ anda en boca del paisano rioplatense como la sangre por el cuerpo!“ [2])

Reiches Material für das Studium der Quellen des Wort-Sadismus bieten die Vocabularia erotica, aus

---

[1]) „Folklore de l'Ukraine“ in: *Κρυπτάδια,* Paris 1898, Bd. V, S. 151—164.

[2]) „Chistes y desverguenzas del Rio de la Plata“ in: *Κρυπτάδια,* Paris 1901, Bd. VII, S. 394.

welchen man erkennt, ein wie grosses Bedürfnis der Mensch zu allen Zeiten gehabt hat, durch die Erfindung und Zusammenstellung von Bezeichnungen der geschlechtlichen Funktionen in möglichst drastischer, durch Begriff und Laut die Sinnlichkeit stark aufregender Weise, seinen geschlechtlichen Empfindungen einen möglichst derben und deutlichen Ausdruck zu geben, der hinwiederum auf die letzteren in einer sie steigernden Weise zurückwirkt. Dabei hat die Phantasie Gelegenheit gehabt, sich in den tollsten Ausschweifungen zu ergehen. Dies war schon bei den Alten der Fall. Für die Griechen kommt hier besonders das von Hesychios in seinem Wörterbuche zusammengestellte erotische Vocabular in Betracht[1]. Ebenso reichhaltig ist der erotische Sprachschatz der Römer, den Rambach in einer mustergültigen Weise zusammengestellt hat.[2] Aber beide Völker werden übertroffen durch die mittelalterlichen und modernen Franzosen, wie dies Mantegazza und Dufour hervorheben, und wie es durch die zahlreichen „Dictionnaires érotiques“[3] in

---

[1]) Vgl. darüber den demnächst erscheinenden Teil II meines „Ursprung der Syphilis“.

[2]) C. Rambach „Thesaurus eroticus linguae latinae“, Stuttgart 1833. — Vorher erschien „Glossarium eroticum linguae latinae etc. auctore P. P. (Pierrugues)“ Paris 1826.

[3]) Die wichtigsten sind: a) N. Blondeau „Dictionnaire érotique Latin-Français“, Paris 1885 (Nach dem Originalmanuskript des 17. Jahrhunderts). — b) Ph. J. Leroux „Dictionnaire comique, satirique, critique, burlesque, libre et proverbial“, Lyon 1735 u. ö. — c) L. de Landes „Glossaire érotique de langue française depuis son origine jusqu'à nos jours etc.“, Brüssel 1861. — d) A. Delvau „Dictionnaire érotique moderne“, Brüssel 1864 u. ö. — e) „Le petit Citateur. Notes érotiques et pornographiques etc.“ par J. Ch. X., Paphos (Paris) 1869. — f) A. Macrobe „Le flore

deutlicher Weise bezeugt wird. Die französische Sprache des 16. Jahrhunderts hat allein mehr als 300 Wörter zur Bezeichnung des Koitus und mehr als 400 Namen für die männlichen und weiblichen Geschlechtsteile.[1]) In Beziehung auf die Crudität der Ausdrucksweise behauptet allerdings die englische erotische Sprache den ersten Rang[2]), welcher sich die deutsche Sprache beinahe ebenso würdig anschliesst.[3])

Ein typisch ausgebildeter Wortsadismus findet sich bei den Indern, bei welchen besonders die Frauen denselben zu lieben scheinen, während bei den andern Völkern mehr die Männer hierfür ein Faible haben. Vātsyāyana leitet den Wort-Sadismus der indischen Frauen aus den verschiedenen Lauten ab, die auch im normalen Beischlafe ausgestossen werden. Er unterscheidet acht Arten derselben. Yaśodhara belehrt uns, dass Schreie während des Geschlechtsverkehrs ausgestossen werden bei Schlägen sowohl als auch dann, wenn keine Schläge ausgeteilt werden.[4])

---

pornographique. Glossaire de l'école naturaliste", Paris 1883 (Sehr interessante, hauptsächlich Zola's Romanen entlehnte Zusammenstellung des Vocabularium eroticum der naturalistischen Schule).

[1]) Mantegazza bei v. Schrenck-Notzing „Litteraturzusammenstellung über die Psychologie und Psychopathologie der vita sexualis" in: Zeitschrift für Hypnotismus, Bd. VIII, S. 283. — Vgl. auch das Verzeichnis der „Erotica Verba" in der Ausgabe der „Oeuvres de Rabelais", Paris 1837, S. 579—601.

[2]) Vgl. Grose „A Classical Dictionary of the vulgar tongue", London 1785. — In vermehrter Auflage von Pierce Egan, London 1823.

[3]) Die reichste Ausbeute liefert das „Deutsche Wörterbuch" der Gebrüder Grimm, ferner die lokalen und provinziellen Rätsel- und Sprüchwörter-Sammlungen.

[4]) R. Schmidt a. a. O. S. 514—515.

Hieraus konnte sich die Neigung zum Gebrauche roher Worte als Bestandteile der Ars amandi entwickeln, und es wird von den Frauen der Landschaften Mahārāstra und Nagara hervorgehoben, dass sie im Geschlechtsverkehr „unanständige, grobe Reden“ lieben, wobei zwischen ihnen nur der Unterschied besteht, dass die Ersteren das öffentlich und im Geheimen thun, die Letzteren es nur im Geheimen thun.[1])

Der Wort-Sadismus spielt in der erotischen und pornographischen Litteratur aller Zeiten und Völker eine grosse Rolle und überall lässt sich die Umwandlung geschlechtlicher Ausdrücke in Fluch- und Schimpfworte verfolgen, welche etymologische Metamorphose ein Beweis für das primitive sadistische Empfinden des Volkes ist.

In einem gewissen Zusammenhange mit dem Wort-Sadismus steht die öfter beobachtete Thatsache, dass gewisse Individuen einen sexuellen Genuss dabei empfinden, wenn sie vor Personen des anderen Geschlechts, am liebsten unschuldigen Kindern, sich in den lascivsten Gesprächen ergehen und in ausführlichster Weise geschlechtliche Dinge erörtern.

Eulenburg bezeichnet diese Individuen, denen „es genügt, einer Frau schmutzige Worte ins Ohr zu rufen, als „verbale Exhibitionisten“ [2]), während mir doch die sadistische Nüance bei dieser Neigung stärker ausgeprägt zu sein scheint bezw. der „Exhibitionismus“ selbst eine abgeschwächte Form des Sadismus darstellt.

---

[1]) ibidem S. 319—320.

[2]) A. Eulenburg „Sexuale Neuropathie“ Leipzig 1895 S. 104.

Ein solcher charakteristischer Fall von „verbalem Exhibitionismus“ wird in einem englischen Eroticum „Lascivious Gems“ (London 1866 S. 65—69) geschildert, wo ein 50 jähriger „eccentric lover“ sich mit jungen Mädchen über die intimsten Details des geschlechtlichen Verkehrs unterhält und hierin eine grosse sexuelle Befriedigung findet.

Hieran reiht sich eine gegenwärtig überaus verbreitete sexuelle Aberration, die ich als Erotographomanie bezeichnen möchte, gewissermassen ein „Schrift-Sadismus“ und „Schrift-Exhibitionismus“. Es ist mir in der zuverlässigsten Weise bekannt geworden, dass es zahlreiche Männer und Frauen giebt, welche sich von ihren weiblichen und männlichen Geliebten, von Prostituierten, Masseusen u. s. w. Briefe mit obscönem Inhalte schreiben lassen oder auch, was ebenso häufig vorkommt, selbst derartige stark mit Obscönitäten versetzte Briefe schreiben.

Schon Parent-Duchtaelet hat die Schreibwut der Tribaden und die leidenschaftliche Exaltation ihrer Briefe hervorgehoben: „Die merkwürdigste Beobachtung in dieser Richtung betrifft eine Reihe von Briefen, die zwischen zwei Gefangenen gewechselt wurden; der erste Brief enthielt eine in verschleierten und zurückhaltenden Ausdrücken gehaltene Liebeserklärung; der zweite war schon expansiver, der nächste drückte in lüsternster Erregtheit das heftigste Verlangen aus“. Lombroso bestätigt diese Beobachtung [1]), welche aber durchaus nicht für Homosexuelle allein zutrifft, ebensowenig als Zeichen einer typischen Geisteskrankheit anzusehen ist. Denn diese von glühendster Erotik erfüllten, ja obscönen

---

[1]) Lombroso u. Ferrero a. a. O. S. 403.

Correspondenzen scheinen neuerdings als besonderes sexuelles Raffinement bei Lebemännern und Bordell-Habitués in Aufnahme zu kommen und in ähnlicher Weise als „geistige Onanie" zu wirken wie die von Eulenburg[2]) geschilderte „ideelle Cohabitation", nur dass in ersterem Falle die ideelle sexuelle Berührung zwischen zwei Personen durch die Schrift fixiert und daher noch greif- und fühlbarer gemacht wird.

Während diese Art der Erotographomanie, für welche wir sogar ein berüchtigtes litterarisches Specimen in den vielbändigen obscönen Romanen des Marquis de Sade besitzen, als besonderes sexuelles Raffinement mehr von Erwachsenen geübt wird, giebt es auch eine unschuldigere, gewissermassen physiologische Erotographomanie der Pubertätszeit. Hier macht sich der übermächtige, dunkle Drang des zuerst sich regenden Geschlechtstriebes oftmals in leidenschaftlichen Briefen an eine wirkliche Geliebte oder in glühenden poetischen Apostrophen an ein fictives Mädchenideal Luft. In dieser Lebensepoche ist fast jeder Mann ein Dichter, insofern die ersten Regungen seiner Vita sexualis seine Phantasie ungemein befruchten und mit glänzenden Bildern von Liebe und Liebesglück erfüllen.

Eine ganz eigenartige Form des ideellen Sadismus stellt die Einbeziehung religiöser Dinge in den Geschlechtsgenuss dar, die Gotteslästerung aus sexuellen Motiven oder der sogenannte Satanismus.

---

[2]) Eulenburg a. a. O. S. 104.

Dass die innige Verbindung von Religion und Vita sexualis, das Vicariieren beider eine exquisit anthropologische Erscheinung ist, habe ich im ersten Teil dieses Werkes sehr ausführlich begründet. Dieses ständige Umschlagen des Religiösen in das Geschlechtliche kann auf die mannichfaltigste Weise erfolgen und daher sämtliche sexuellen Aberrationen hervorrufen. Der religiöse Sadismus trat uns bereits in einer bestimmten Form als „Kannibalismus“ entgegen. Auch gewisse Tier- und Menschenopfer bei Gelegenheit dionysischer und anderer religiöser Feiern dürften hierzu gehören. Als non plus ultra — wenigstens der Idee nach — des religiösen Sadismus ist aber die sexuell betonte Bekämpfung, Beschimpfung und Lästerung des höchsten Begriffes selbst aufzufassen, nämlich der Gottheit, nächstdem der Heiligen, aller religiösen Einrichtungen, Dogmen, Vorstellungen und Riten, endlich der die Religion verkündenden und vertretenden Personen, der Priester, Päpste und Mönche.

Der stärkste Ausdruck des „Satanismus“ ist die sogenannte „messe sacrilège“, (schwarze oder Satans-Messe), mit welchem Namen man alle in Verbindung mit religiösen Handlungen und zur Beschimpfung und Verspottung derselben vollzogenen geschlechtlichen Akte bezeichnen kann, deren einzelne Details man am besten aus dem Studium des mittelalterlichen Satanismus kennen lernt, wie ihn z. B. Michelet's Werk über die Hexe schildert und die Akten des Prozesses gegen die Templer erläutern. Einen deutlichen Begriff von dem, was unter „Satanismus“ zu verstehen ist, bekommt man durch die schreckliche Satansscene in Rétif de la Bretonne's „Antijustine“ (II, 123 bis 124), wo die Personen des neuen Testamentes als Prostituierte, Zu-

hälter, Päderasten und ausschweifende Wüstlinge auftreten, die in einem höchst obscönen „Gebet“ angefleht werden.[1])

Sind auch diese Scheusslichkeiten in den meisten Fällen die Produkte einer ausschweifenden, nach einer unerhörten Steigerung des sexuellen Raffinements begierigen Phantasie, so lässt sich nicht leugnen, dass schwächere satanistische Gelüste dem Menschen überhaupt eigentümlich sind; das beweist die überall im Folklore sichtbar werdende Neigung, Religion und Klerus durch Beziehung auf geschlechtliche Verhältnisse herabzuwürdigen.

Die grosse Sammlung *„Κρυπτάδια“* bringt dafür unzählige Belege aus allen europäischen Ländern, unter welchen wiederum besonders Frankreich, Österreich und die südslavischen Länder am meisten diesen Zweig des erotischen Folklore pflegen.

Beiläufig sei an dieser Stelle als Ergänzung meiner in Teil I und oben S. 65 ff. angestellten Betrachtungen über den religiösen Sadismus darauf hingewiesen, dass noch gegenwärtig religiöser Unterricht und religiöse Kunst besonders für jugendliche Individuen die Gefahr der Einpflanzung sadistischer Neigungen darbieten. So schreibt ein Leser der „Vossischen Zeitung“ (No. 96 vom 26. Februar 1902): „Seit noch nicht 1½ Jahren besucht mein 7 jähriger Sohn eine höhere städtische Schule in Charlottenburg. Da er unser „Einziger“ ist, so wird sein Werdegang naturgemäss mit besonderer Aufmerksamkeit verfolgt, wie auf die Erziehung über-

---

[1]) Man vergl. auch das französische Volkslied in *Κρυπτάδια* 1886, Bd. III S. 67—68, in welchem der Cunnus als eine Kapelle besungen wird und diese Fiction in Bezug auf den ganzen „Gottesdienst“ (=Koitus) durchgeführt wird.

haupt die grösste Sorgfalt verwendet wird. Da hat es denn von Anfang an unser Missfallen erregt, dass dem Religionsunterricht ein so weiter Spielraum in Bezug auf die Schularbeiten eingeräumt wird. Auf Kosten der übrigen Fächer werden dem kleinen Köpfchen Kirchensprüche und Lieder eingetrichtert, die nicht nur dem Inhalt nach, sondern allein schon in der Diktion für das Verständnis eines Kindes ganz unverdaulich sind. Welche Gedanken mag sich der kleine Kerl machen, wenn er zu Hause lernen muss: „O Lamm Gottes, unschuldig für uns am Stamme geschlachtet?“ Kürzlich kommt nun mein Kleiner aus der Schule mit der Aufgabe, aus Wangemanns „Biblische Geschichten“ No. 31 zum folgenden Tage auswendig zu lernen. Diese Geschichte beginnt folgendermassen: „Die Juden aber wollten nicht, dass den Sabbath über die Leichname am Kreuze blieben. Sie baten den Pilatus, dass ihre Beine gebrochen und sie abgenommen würden. Da kamen die Kriegsknechte und brachen dem ersten die Beine und dem andern, der mit Jesus gekreuzigt war. Als sie aber zu Jesus kamen, da sahen sie, dass er schon tot war: Da brachen sie ihm die Beine nicht, sondern einer der Kriegsknechte stiess ihn mit einem Speer in die Seite und alsbald ging Blut und Wasser heraus.“ Machen diese Einzelheiten der Kreuzigung Christi schon auf den Erwachsenen einen etwas unheimlichen Eindruck, um wieviel tiefer muss erst die Vorstellung bei einem so viel empfänglicheren Kinderherzen sein! Angesichts dieser Thatsachen drängt sich doch die Frage auf, was es wohl schaden würde, wenn der Schüler mit diesen Einzelheiten noch einige Jahre verschont würde. Hat man sich deshalb allezeit bemüht, das Kind vor

Rohheiten aller Art zu bewahren, um es jetzt so grausige Schilderungen durchkosten zu lassen?“

Dass diese von einem verständigen Vater hier ausgesprochene Anschauung von der Gefährlichkeit derartiger Lektüre nicht übertrieben und unbegründet ist, beweist die schauerliche Passionstragödie von Wildisbuch in den zwanziger Jahren des 19. Jahrhunderts, die durch das bekannte Buch von Johannes Scherr bekannt geworden ist,[1]) und in welcher ein Mädchen, durch die Lektüre des neuen Testamentes mit Phantasien erfüllt wurde, in denen sich Religion, Grausamkeit und Wollust in der schrecklichsten Weise vermischten, welche Ideen sie anderen Mädchen und Burschen suggerierte, bis die erhitzte Phantasie zur veritablen Kreuzigung, zu Mord und Todschlag schritt! Wahrlich, unsere Psychiater sollten diesen Dingen ihre volle Aufmerksamkeit zuwenden. Denn gerade das jugendliche Gemüt ist für derartige suggestive Einflüsse in höchstem Masse empfänglich, und meist wird in der Kindheit der Keim zu Verirrungen dieser Art gelegt, die dann so tief einwurzeln können, dass sie als „angeborene“ imponieren, was man allen Ernstes vom Masochismus und Sadismus behauptet hat!

Auch gewisse religiöse Bilder sind in Beziehung auf die auf ihnen dargestellte Verbindung von Sinnlichkeit und Grausamkeit gefährlich. Muther bemerkt über die religiöse Malerei des 17. Jahrhunderts: „Freilich die Keuschheit ward trotz dieser Beschränkung auf biblisch legendarische Stoffe nicht grösser. Im Gegenteil! statt der gesunden Sinnlichkeit, wie sie damals

---

[1]) J. Scherr „Die Gekreuzigte“ u. s. w., Leipzig 1874. — Vgl. auch O. Stoll a. a. O. S. 370—371.

geherrscht, tritt eine perverse, hysterische Sinnlichkeit hervor. Der Aufenthalt im Venusberg hatte zu lange gewährt. Die Venetianer hatten ihre Venusbilder, Correggio hatte seine Jo gemalt, die in Seligkeit zurücksinkt. Ähnliches malte man jetzt, nur dass man es christlich etikettierte. Was damals Venus hiess, heisst jetzt Magdalena; was damals Jo hiess, heisst jetzt Therese. Auch Magdalene trägt die Reize ihres Körpers zur Schau, auch Therese küsst mit aller Liebesglut, deren ein Weib fähig. Aber Magdalenas Nacktheit erregt keinen Anstoss, denn sie bereut ihre Sünden. Und Thereses Küsse sind heilig, denn sie presst sie auf keine Männerlippen, sondern auf die Füsse des Crucifixes. Es ist eine ähnliche Sinnlichkeit, wie sie in der Litteratur etwa bei Zinzendorf sich äussert, wenn er den Lanzenstich, die Seitenwunde Christi mit den Worten besingt: „Du Seitenkringel, du tolles Dingel, ich fress und sauf mich voll.“ Wie früher die alten Schriftsteller, durchsuchte man jetzt die Bibel nach erotischen Scenen. Und was man da fand, war nicht so harmlos, wie die heiteren Märchen der Hellenen. Wenn besonders häufig Judith als Mörderin des Holofernes vorkommt, so ist der Grund wohl, dass sich damit der Gedanke an Beatrice Cenci verband. Ähnliche Möglichkeiten zur Einschmuggelung profaner Reize bot die Legende der Heiligen . . . Man malte Cristina, die von ihrem Vater gepeischt, Apollonia, der die Zähne ausgerissen werden. Noch beliebter ist das Martyrium der Agathe, weil hier noch inniger Sinnlichkeit und Grausamkeit sich mischt.“[1])

* * *

[1]) R. Muther „Geschichte der Malerei“, Leipzig 1900, Bd. IV, S. 12–14.

Als letzte Äusserungsform des Sadismus muss die Beeinträchtigung und Schädigung fremden Eigentums als Wegnahme oder Zerstörung lebloser Objekte im Zusammenhange mit dem Geschlechtstriebe bezeichnet werden.

Die Konstruktion eines sogen. „Stehltriebes", der Kleptomanie ist gewiss unrichtig, aber andererseits ist eine häufige organische Bedingtheit der Kleptomanie nicht von der Hand zu weisen, und diese Bedingtheit geht nicht selten von dem Geschlechtstriebe aus,[1]) insbesondere wenn dieser zuerst in der Pubertät in die Erscheinung tritt bezw. später durch irgend welche Umstände gesteigert wird oder Veränderungen erleidet.

Dass ein gesteigerter Geschlechtstrieb sehr oft eine Prädisposition für die Neigung zum Diebstahl schafft, war schon in früheren Zeiten bekannt. Darüber belehrt eine sehr interessante Stelle in Lichtenberg's Schriften:

„In England ward vorgeschlagen, die Diebe zu kastrieren. Der Vorschlag ist nicht übel: die Strafe ist sehr hart, sie macht die Leute verächtlich, und doch noch zu Geschäften fähig; und wenn Stehlen erblich ist, so erbt es nicht fort. Auch legt der Mut sich, und da der Geschlechstrieb so häufig zu Diebereyen verleitet, so fällt auch diese Veranlassung weg." [2])

Ebenfalls schildert de Sade in seinen Romanen mehrere Fälle von Diebstahl aus sexuellen Motiven

---

[1]) Hiernach ist die Ansicht Moll's „Libido sexualis" I, 619: „Die sexuelle Perversion ist an ein Organ, nämlich die peripheren Genitalien, geknüpft, nicht aber ist dies bei dem Stehltrieb, dem Brandstiftungstrieb u. s. w. der Fall", zu berichtigen.

[2]) G. Chr. Lichtenberg's Vermischte Schriften herausgegeben von L. Chr. Lichtenberg und Friedrich Kries, Göttingen 1801, Bd. II, S. 447.

bezw. zur Steigerung des Geschlechtsgenusses. Es ist dabei merkwürdig, dass an einer Stelle bereits die Theorie vom Machtgenusse als Ursache solcher sadistischer Diebstähle angeführt wird. Dorval begründet in der „Juliette“ seine Kleptomanie folgendermassen: „Une seule distinction différencie les hommes dans l'enfance des sociétés: c'est la force. La nature leur a donné à tous un sol à habiter, et c'est de cette force, qu'elle leur a inégalement départie, que va dépendre le partage qu'ils en feront. Mais ce partage sera-t-il égal, pourra-t-il l'être, dès que la force seule va le diriger? Voilà donc déjà un vol établi; car l'inégalité de ce partage suppose nécessairement une lésion du fort sur le faible, et cette lésion, c'est-à-dire le vol, la voilà donc décidée, autorisée par la nature.“ [1]) Dorval, der selbst reich ist, erklärt dann, dass er trotzdem stehle, weil der Diebstahl ihm einen „choc voluptueux“ auf seine Nerven bereite und dadurch sein geschlechtlicher Genuss gesteigert werde.[2])

Fälle von Diebstahl in Verbindung mit geschlechtlicher Erregung berichten z. B. Worbe[3]), Gönner und Schmidtlein[4]), Unzer[5]) und Häussler.[6]) Lombroso teilt den folgenden charakteristischen Fall mit:

„Die 15jährige A., Tochter eines geisteskranken Paares, glaubte sich während jeder Menstruation

---

[1]) de Sade „Histoire de Juliette“, Bd. I S. 203.

[2]) ibidem Bd. I S. 222.

[3]) Worbe im Journal de Médecine etc. par Leroux T. XXII nach Salzburger medic. chirurg. Zeitung 1815, No. 83 S. 91.

[4]) Gönner und Schmidtlein in: Jahrbücher der Gesetzgebung etc., Erlangen 1819, Bd. II, S. 324.

[5]) Im 105. Stück seiner Wochenschrift „Der Arzt“.

[6]) Häussler a. a. O. S. 29.

von Feinden umgeben, entfloh auf das freie Feld, stahl, was sie fand, drohte mit Brandstiftung und Giftmord. Zehn bis fünfzehn Tage nach Beginn des Anfalles kam sie ruhig zurück und erklärte, von unwiderstehlichen Impulsen angetrieben worden zu sein. Später schien sie acht Jahre lang gesund zu sein, aber in einer Schwangerschaft kehrten dieselben Symptome wieder mit sexueller Erregung und dem Verlangen, sich zu prostituieren, verbunden." [1])

Es ist sehr bemerkenswert, dass in diesem Falle als Ausfluss der sexuellen Erregung sowohl Neigung zu Diebstahl als auch zu Brandstiftung und Mord auftraten, ein Beweis, dass alle drei Begierden aus ein und demselben Grundtriebe entspringen, nämlich der sadistischen Zerstörungslust.

In einem Fall von Bourneville und Raoult trieb ein heterosexueller 14 jähriger Knabe Päderastie, Sodomie, Koprolagnie u. s. w., und war ausserdem Kleptomane [2]).

Der Verdacht einer sadistischen Grundlage des Stehlens ist in allen den Fällen gerechtfertigt, in welchen reiche Damen sich wiederholt geringfügige Diebstähle zu Schulden kommen lassen, besonders wenn der Nachweis erbracht werden kann, dass die That in eine Periode gesteigerter Sexualität (Menstruation, Gravidität) fällt.

Höchst merkwürdig, aber zweifellos festgestellt ist das Auftreten der Neigung zum Brandstiften in den Pubertätsjahren, sowohl beim weiblichen als auch beim männlichen Geschlechte. Besonders haben hierauf

---

[1]) Lombroso und Ferrero a. a. O. S. 527—528.

[2]) Moll „Die konträre Sexualempfindung", 3. Aufl., Berlin 1899, S. 352.

nach dem Vorgange Osiander's und Henke's J. B. Friedreich und sein Schüler Häussler hingewiesen.[1])

Dass dieser Neigung im allgemeinen ein sadistischer Trieb, eine sexuell betonte Zerstörungslust zu Grunde liegt, ist sicher. Wie erklärt sich aber im speziellen gerade die Vorliebe für das Feueranlegen? Wie erklärt sich die enge Beziehung der Feuergier zum Genitalsystem?

Häussler sagt: „Die Neigung zum Brandstiften scheint die Folge einer besonderen Lichtgier oder Feuergier zu seyn, die übrigens auch noch in einer anderen Beziehung zum Sexualsystem steht, wie ich noch zeigen werde. Diese Lichtgier nun lässt sich wahrscheinlicher Weise in der Entweichung des arteriösen Blutes an einer und Anhäufung des venösen Blutes an einer andern Stelle, besonders in der Gegend der Augennerven suchen. Denn gerade dann, wenn bey der Pubertätsentwickelung das Blut seine Richtung nach den Geschlechtsteilen nimmt, äussert sich die Begierde nach Feuer d. i. nach dem Lichtreize der irritabilitätsarmen Sehwerkzeuge Auch ist bey dem weiblichen Geschlechte, wo überhaupt die Venosität sehr stark hervortritt, dieser Trieb viel häufiger als beym männlichen Geschlechte. Unter den von mir, in den schon citierten Schriften von Platner und Klein zwanzig aufgefundenen Fällen waren nur 4 Subjekte männlichen Geschlechts.“[2])

Inwieweit diese Erklärung richtig sei, muss dahingestellt bleiben. Näher liegt eine andere Auffassung.

---

[1]) Vgl. J. Häussler a. a. O. S. 16—21. Daselbst auch das Verzeichnis der einschlägigen Litteratur.

[2]) Häussler a. a. O. S. 19—20.

Wenn man sich nämlich an die Bedeutung der roten Farbe in der Vita sexualis des Menschen erinnert, auf welche wir oben hinwiesen, dann wird es klar, dass neben der Zerstörungslust an sich auch der Anblick und die Vorstellung der dunkelroten Glut des Feuers eine sexuell erregende Wirkung in ähnlicher Weise ausüben wie dies der Anblick der geröteten Körperteile bei der Flagellation oder des fliessenden Blutes bei sadistischen Verwundungen u. s. w. thun. Es ist derselbe synaesthetische Reiz, dasselbe aetiologische Moment, welches bei diesen so verschiedenen Handlungen eine Rolle spielt.

Der folgende von Klein mitgeteilte Fall beleuchtet aufs deutlichste den rein sexuellen Ursprung mancher Fälle von Brandstiftung:

„Ein Mädchen, welches viermal Feuer anlegte, gab als Ursache eine innere Unruhe an, die sie dazu antriebe, und diese Unruhe sei immer weit stärker gewesen, wenn ihr Liebhaber, der an einem entfernten Orte wohnte, und von dem sie auch schon einmal schwanger war, sie eine Zeit lang nicht besucht hatte.“ [1])

Es machte sich also hier das lange Zeit nicht befriedigte geschlechtliche Bedürfnis in der Anlegung von Feuer Luft, wobei direkt zugegeben wird, dass diese Handlung als ein adäquater Reiz empfunden wurde.[2])

* * *

---

[1]) Häussler a. a. O. S. 21.

[2]) de Sade lässt zwei Weiber Brandstiftung im Grossen begehen, nämlich die Stadt Rom wie einst Nero anzünden und durch den Anblick des ungeheueren Flammenmeeres in stärkste geschlechtliche Erregung versetzt werden. Vgl. Histoire de Juliette, Bd. IV, S. 258 ff.

Den Gegensatz des Sadismus, gewissermassen einen „negativen Sadismus“ stellt der Masochismus, die passive Algolagnie dar, d. h. ganz allgemein das Erleiden von Demütigung, Beeinträchtigung und Schmerz in Verbindung mit dem Geschlechtsgenusse d. h. als Bedingung oder Steigerung des letzteren.

Man hat auch diese eigentümliche Neigung als eine Folge der Degeneration betrachtet, als eine Äusserung des desequilibrierten Nervenlebens der „civilisierten“ Menschheit, welche daher häufig als ein angeborener Zustand zu betrachten sei.

Indessen habe ich schon in der Einleitung gelegentlich der Darstellung des Verhältnisses zwischen Mann und Weib dargelegt, dass die masochistischen Erscheinungen im letzten Grunde auf einen allgemein menschlichen, dem Genus Homo eigentümlichen Unterschied in der Stärke und Art der Äusserungen des geschlechtlichen Empfindens von Mann und Weib zurückzuführen sind, indem die stärkere Aktivität und grössere Sinnlichkeit des Mannes gegenüber der Passivität des Weibes den Kürzeren zieht, und dieses in rein physischer Beziehung die Herrschaft über den Mann gewinnt (vgl. oben S. 2—12)[1].

---

[1]) In einer gewissen Übereinstimmung mit meinen Anschauungen stehen folgende Äusserungen eines ungenannten Schriftstellers: „Das Weib trachtet instinktiv nach Unterwerfung des Mannes, den es instinktiv verachtet; normal ist das Weib nicht wollüstig, Wollust ist ihm Mittel zum Zwecke (Muttersucht und Herrschsucht). Das Weib ist auch kein Gegensatz zum Manne, der Mann ist dem Weibe nur Mittel zum Zweck, — gleichgestellt mit dem Manne, würde das Weib den Mann durch alle Mittel der Intrigue zum Sklaven herabdrücken wollen, — die Folge wäre: brutaler Ausbruch

Da dieses ein Elementarphaenomen des menschlichen Geschlechtslebens ist, so dürfen wir a priori das Vorkommen masochistischer Erscheinungen bei allen Völkern, auch primitiven, voraussetzen.

In der That kann man die „Geschlechtshörigkeit“ des Mannes gemäss ihrer grossen Verbreitung und ihrem Auftreten in allen Phasen der menschlichen Geschichte und Kultur als ein anthropologisch-ethnologisches Phaenomen bezeichnen, welches von der Degeneration und sonstigen krankhaften Bedingungen völlig unabhängig ist, und seinen Ursprung ableitet:

1. aus der Überlegenheit der Frau über den Mann in rein sinnlicher Beziehung;

2. aus der infolge hiervon, den Frauen von den Männern freiwillig zugestandenen socialen Superiorität, die sich im „Mutterrecht“ und der damit verbundenen hohen politischen und gesellschaftlichen Stellung der Frau ausspricht.

---

der stärkeren Gewalt und abermalige Sklaverei des Weibes! — Das Weib ist instinktiv konsequent in allen seinen Massnahmen! — (Freundschaft zwischen Weib und Mann ist nonsens.) Das Weib weiss instinktiv geschlechtlich auf den Geschlechtsreiz des Mannes einzuwirken, ästhetische Auffassung geht dem Weibe gänzlich ab (Künste sind ihm nur Toilettemittel). — Das Weib ist konzentrierte Natur! (Der Mann ist Abstractum.) Die Natur will und muss aber zur Geltung kommen! Sie kennt keinen Intellekt, besiegt ihn durch materielle Kraft, — wie das Weib ihn durch Wollust! — Der Mann ist eine Null, er kämpft als Intellekt, ohne seinen Gegner zu kennen, — er ist Sklave! — Der Mann ist das tragische Moment in dieser grauenhaften Erscheinungswelt, in welcher das Weib wie der Fisch im Wasser herumplätschert!“ Anmerkung eines Anonymus zu H. Kistemaecker's „Die Kleidung der Frau, ein erotisches Problem“ in: Zürcher Diskussionen, Nr. 8, S. 8.

Diese beiden Faktoren erzeugten die sogenannte Gynaikokratie, die Weiberherrschaft, zu deren Betrachtung im allgemeinen und bei den einzelnen Völkern wir uns nunmehr wenden.[1])

Der Ursprung der Gynaikokratie geht durchweg auf rein natürliche Verhältnisse zurück. Sie wird durch das auf durchaus physischer Grundlage ruhende ius naturale bestimmt, nach welchem, wie Bachofens tiefsinnige Forschungen dargethan haben, die Frau den Mittelpunkt der Familie repräsentiert, da sie in jenen primitiven Zeiten der allein gewisse Ausgangspunkt des einzelnen Geschlechts war, während bei der notorischen Promiskuität, auf die wir weiter unten zurückkommen, die „recherche de la paternité" meistens ein vergebliches Bemühen war. Unter diesem Mutterrechte mussten sich alle Verwandschafts- und Erbschaftsbestimmungen nach der Frau richten, woraus sich naturgemäss eine weithin sichtbare, überragende gesellschaftliche Stellung des Weibes, der Mutter entwickelte, die Mutter-

[1]) Die nachfolgenden Erörterungen laufen durchweg auf eine Rehabilitation der viel bekämpften und nur noch, wie z. B. von Ploss-Bartels, beiläufig erwähnten Untersuchungen Bachofens über das Mutterrecht hinaus, dessen genialem Forscherblicke auch an dieser Stelle die gebührende Huldigung dargebracht sei. Bachofens philosophisch-philologische Darlegungen fanden wohl hauptsächlich deshalb keinen Anklang, weil ihnen die exakte Basis der naturwissenschaftlich-medizinischen Betrachtung fehlte, wodurch ihr Wert aber keineswegs geschmälert wird. Ich betrachte die in der Einleitung dieses Werkes niedergelegten Anschauungen als eine solche biologische Ergänzung der Bachofenschen Untersuchungen.

herrschaft, das Matriarchat, welches wiederum die Weiberherrschaft im allgemeinen, die Gynaikokratie zur Folge hatte.[1])

Die Nachkommenschaft gehört der Mutter, in der Genealogie wird also auf den mutmasslichen Vater gar keine Rücksicht genommen. Er sinkt zu einem blossen Gaste im Hause herab. Der Bruder der Frau behauptet ihm gegenüber in allen Dingen den Vorrang.

Das Mutterrecht gründet sich auf die rein physische Thatsache der Geburt des Menschen aus dem Weibe, wobei dieses als das Primäre, Schöpferische erscheint. Erst eine fortgeschrittenere Stufe kehrte das Verhältnis um, wie die hebräische Schöpfungssage beweist, im Anschluss an welche der Apostel Paulus den tiefsinnigen Ausspruch that: *Οὐ γάρ ἐστιν ἀνὴρ ἐκ γυναικὸς, ἀλλὰ γυνὴ ἐξ ἀνδρός* (Korinth. 1, 10, 5—13), womit dem Principe, der letzten Ursache der Gynaikokratie der Todesstoss versetzt wird.

So ist das Matriarchat ohne Zweifel eine Vorbedingung für die Superiorität des Weibes, welche erst zur vollen Gynaikokratie sich erhebt, wenn andere aetiologische Faktoren mit ins Spiel kommen.

Hierzu gehört erstens der oben S. 2 ff. gekennzeichnete grundsätzliche Unterschied in der Stärke des Geschlechtstriebes, wodurch der aktive Mann ein Sklave des in dieser Hinsicht mehr passiv sich verhaltenden Weibes wird. Dies kann man nach Bastian bereits bei

---

[1]) Diese Erklärung der Gynaikokratie aus dem Mutterrecht schlechthin giebt Fr. v. Hellwald „Kulturgeschichte in ihrer natürlichen Entwicklung bis zur Gegenwart", 4. Auflage, Leipzig 1896, Bd. I, S. 143—144. Wir werden sehen, dass das Mutterrecht allerdings die wichtigste, aber nicht die alleinige Ursache der Gynaikokratie ist.

primitiven Horden erkennen, wo „sich der Gegensatz der Geschlechter so entschieden ausspricht, dass sie sich feindlich gegenüberstehen. Nicht liberorum quaerendorum causa findet gelegentliches Zusammentreffen statt, sondern die Ursächlichkeit liegt in der Brunst des Geschlechtstriebes, und hierbei vermögen die Frauen, als das passiv gewährende Element, durch die zustehende Macht der Versagung eine Art Superiorität zu bewahren, so dass bei den Papua z. B. jede Beiwohnung mit dem dort üblichen Muschelgeld besonders bezahlt werden muss." [1]) Bis auf den heutigen Tag dauert diese durch den Unterschied der geschlechtlichen Brunst bedingte Superiorität des Weibes fort.

Eine weitere Ursache der Gynaikokratie ist die unter der Herrschaft des Mutterrechts dem Weibe eingeräumte hohe sociale Stellung wie wir sie noch im einzelnen kennen lernen werden. Es geht diese politische Superiorität des Weibes nicht ohne weiteres aus dem Mutterrecht hervor, Matriarchat und Gynaikokratie sind nicht immer identisch. Denn es giebt Völker, bei denen trotz Geltung des Mutterrechts die Frauen keineswegs eine herrschende Stellung innehaben, vielmehr eine wahre Androkratie existiert. [2]) Besonders in friedlichen Zeiten und bei Überfluss an Nahrungsmitteln, also in Zuständen, die dem primitiven Mann keine genügende Beschäftigung und Ablenkung geben, kann die Frau, kraft des Mutterrechts und ihrer aus den geschlechtlichen Beziehungen entspringenden Superiorität leicht ein Übergewicht in politischer und socialer

---

[1]) Bastian bei Ploss-Bartels a. a. O., Bd. I, S. 525.

[2]) Vgl. die bei Ploss-Bartels a. a O. Bd. I, S. 525—526 angeführten Beispiele.

Beziehung erlangen, welche sogar dann später im Amazonentum auf kriegerische Zeiten übertragen wird.

Endlich ist als dritte Ursache der Gynaikokratie die religiöse Bedeutung des weiblichen Wesens in Anspruch zu nehmen. „Durch die religiöse Seite seiner Natur,“ sagt J. J. Bachofen, „hat das Weib zu allen Zeiten sich den mächtigsten Einfluss gesichert, und die grösste Macht über das Geschlecht der Männer ausgeübt. Strabo's Bemerkung, dass die *δεισιδαιμονία* in des Weibes Natur begründet sei, und von diesem unter die Männer verbreitet werde, enthält gewissermassen den Schlüssel zu dem Verständnis der Stellung, welche in dem dionysischen Kulte die Weiber einnehmen und die Macht, zu welcher sie durch ihn emporsteigen.“[1]) Der religiöse Principat der Frau tritt deutlich hervor in des Tacitus berühmter Schilderung in der Germania, wo sich das bedeutungsvolle Wort von dem Heiligen und Prophetischen im Weibe findet, zu dem der Mann in demütiger Verehrung aufblickt.

Diese Grundzüge der Gynaikokratie und ihre allgemeine Bedeutung für die Entwicklung der Menschheit hat Bachofen unübertrefflich geschildert.

„Ihm (dem Weibe) giebt die Obliegenheit der Sorge und des Dienstes die Gelegenheit, früher und unausgesetzter, als dies beim Manne eintritt, seinen Verstand zu üben. In dem Verhältnis zu den Kindern seines Mutterschosses lernt es seine Liebe über die Grenzen der eigenen Persönlichkeit zu erstrecken und das Gefühl befriedigter Sinnenlust im Geschlechtsumgange reinern Empfindungen unterzuordnen. Schneller wird unter dem Einfluss solcher Stellung das Prophetische seiner Natur

---

[1]) J. J. Bachofen „Das Mutterrecht“, Stuttgart 1861, S. 234.

und lebhafter die ihm eingeborne Ahnung des Göttlichen erwachen, als dies bei dem in den Leiden oder dem Genuss des Augenblicks untergehenden, nur der Übung physischer Kraft obliegenden Manne der Fall ist. Alles vereinigt sich, die erste Erhebung des Menschengeschlechts an das Weib anzuknüpfen. Von diesem Standpunkte aus erscheint die Begründung der Gynaikokratie als der erste grosse Schritt in der Gesittung der Welt. Ist dem wilden Zustande die Gewalt des stärkeren allein entsprechend, so verkündet das höhere Recht des schwächeren Weibes den Sieg gemilderter Sitten. Von dem Weibe erzogen reift das Menschengeschlecht heran, um zuletzt, der stofflichen Bevormundung entwachsen, die Gewalt wieder an den Mann zurückzugeben und den Scepter, den ehemals die rohe physische Kraft missbrauchte, der höhern geistigen Bedeutung des Vaters wieder zu überliefern. Aber das dankbare Geschlecht knüpft auch jetzt noch, in Erinnerung der empfangenen Wohlthaten, den Ackerbau, das Recht, die göttliche Offenbarung und Alles, was es Wertvolles besitzt, an den Namen und die Verehrung grosser weiblicher Gottheiten." [1])

Die Entwickelung des Mutterrechts setzt einen Zustand des Hetärismus voraus, bei welchem die Beziehungen zwischen dem einzelnen Manne und der Frau nur ephemerer Natur sind und patre incerto die Mutterschaft das einzig Gewisse war.

Meiner Ansicht nach ist die geschlechtliche Promiskuität als Urzustand der primitiven Mensch-

[1]) Bachofen a. a. O. S. 110—111.

heit über jeden Zweifel erhaben, da das von mir in Teil I geschilderte geschlechtliche Variationsbedürfnis des Mannes, welches eine anthropologische Erscheinung darstellt, sich um so stärker und ungezügelter äussern musste als noch das ganze Leben sich nicht über das Niveau rein physischer Bedürfnisse erhob. Wenn nun heute, im Zustande der vorgeschrittensten Civilisation, nach Ausbildung einer das ganze gesellschaftliche Leben durchdringenden und beeinflussenden geschlechtlichen Moral, dieses natürliche Variationsbedürfnis sich beinahe noch in unverminderter Stärke äussert[1]), so bedarf es eigentlich keines Beweises mehr, dass in primitiven Zuständen geschlechtliche Promiskuität das Ursprüngliche, ja eigentlich, wie wir sehen werden, das Natürlichere ist als die Ehe.

Und was das Allerwichtigste ist, noch heute weist die folkloristische Beobachtung die Existenz der geschlechtlichen Promiskuität in bestimmten Völker- und Gesellschaftskreisen nach und bestätigt so die Behauptungen eines Bachofen, Bastian, Giraud-Teulon, von Hellwald, Kohler, Lubbock, Mac Lennan, Morgan, Friedrich Müller, Post, Wilken u. A. über den Hetärismus der Urzeit. Aus-

---

[1]) Blaschko hebt aus einer Statistik über die Verbreitung der venerischen Krankheiten in Berlin hervor, dass von 106 verheirateten Männern sich nur 7 die Erkrankung von ihrer Frau zuzogen, 98 auf extramatrimonialem Wege dieselbe acquirierten. Dagegen von 67 verheirateten Frauen wurden 64 von ihren Männern angesteckt und nur 3 ausserhalb der Ehe infiziert. Vgl. Blaschko „Neues über die Verbreitung und Bekämpfung der venerischen Krankheiten in Berlin“ S. A. aus: Hygienische Rundschau 1898 S. 6. — Deutlicher und greller kann das Vorhandensein eines starken sexuellen Variationsbedürfnisses beim Manne wirklich nicht zum Ausdruck gebracht werden!

schlaggebend sind besonders die neuesten Forschungen von Friedrich S. Krauss über den noch gegenwärtig existirenden Hetärismus bei den Südslaven.

Er sagt darüber: „Eine solche Fülle von einem Berufs-Folkloristen erhobener zuverlässiger Belege über eine Form der geschlechtlichen Promiskuität innerhalb eines sehr engen Gebietes einer einzigen geographischen Provinz, wie sie in dieser Sammlung zum Teil schon vorliegt und späterhin abgeschlossen wird, stand der Forschung bisher nicht zur Verfügung.“ [1])

Auf die uralte Promiskuität weist auch die spätere Prostitution der Bräute hin, welche gewissermassen als eine Ablösung erscheint, da Aphrodite „durch die Eingehung der Ehe verletzt und durch eine Periode des Hetärismus, dem sich das Mädchen hingiebt, gesühnt und so der Ehe günstig gemacht werden muss.“ [2]) Solche Gebräuche, die, wie aus Teil I ersichtlich, bei zahlreichen Völkern sich finden, lassen sich nur verstehen, wenn man die geschlechtliche Promiskuität als ursprünglichen Zustand voraussetzt.

Vom rein anthropologischen Standpunkte — nur von diesem, nicht vom sittlichen und socialen ist hier die Rede — erscheint also die Ehe als ein durchaus künstliches Gebilde, welches auch heute noch dem sexuellen Variationsbedürfnisse des Mannes nicht Genüge thut, indem de jure wohl zahlreiche Männer monogam, de facto aber die meisten polygam leben, worauf schon Schopenhauer hinwies. Immer aber bezieht sich

---

[1]) Friedrich S. Krauss a. a. O., *Κρυπτάδια* 1901 Bd. VII, S. 98.

[2]) J. J. Bachofen „Versuch über die Gräbersymbolik der Alten“ Basel 1859, S. 187.

das auf die rein physischen, sinnlichen Beziehungen, entspricht also nicht ganz dem Inhalt der modernen Ehe, welche vorzüglich als ein geistig-sittliches Institut gedacht ist.

* * *

In Beziehung auf die ethnologische Verbreitung der Gynaikokratie seien zunächst einige Beispiele derselben bei Naturvölkern erwähnt. Wir finden da die Weiberherrschaft in allen Weltteilen.

Unter den Irokesen und anderen Stämmen aus dem Osten des Mississipi ist „nichts so einleuchtend als die Superiorität der Frauen. Sie machen den Stamm, pflanzen den Adel des Blutes fort, erhalten den Stammbaum und die Erbfolge aufrecht und setzen die Familie fort. Sie besitzen alle wirkliche Superiorität, besitzen das Land, die Felder und die Ernten, sie sind die Seele des Rates, entscheiden über Krieg und Frieden, verwahren den gemeinsamen Schatz, sie erhalten die Sklaven, stiften die Ehen, besitzen die Kinder, und aus ihrem Blute baut sich der Stammbaum auf. Die Männer dagegen sind ganz isoliert und auf sich angewiesen, ihre Kinder sind Fremde für sie, mit der Frau stirbt alles aus, und nur eine Frau kann ein Haus wieder emporbringen, wenn aber in einem Hause nur Männer sind, gleichviel wie viele, so mögen sie noch so viele Kinder haben, ihre Familie erlischt, und wenn auch aus ihrer Mitte glücklicherweise ein Häuptling gewählt wird, er hat doch nur die Frauen zu vertreten und das zu thun, was die Sitte den Frauen verbietet.“[1])

[1]) P. E. Richter „Die sociale und politische Stellung der Frauen bei den Huronen und Irokesen“ in: Globus, Illustrierte Zeitschrift für Länder- und Völkerkunde 1885, Bd. 47 No. 2, S. 25.

In sehr charakteristischer Weise tritt uns die Gynaikokratie in ihrer Verbindung mit dem Hetärismus bei den Itälmen (Itälmenen) auf Kamtschatka entgegen. Die Itälmen „lieben ihre Frauen so sehr, dass sie gerne ihre Sklaven sind, und doch wechseln sie ihre Frauen fortwährend. Die Frau hat alles in ihrem Gewahrsam und verfügt über Alles. Der Mann kocht und ist ihr Bedienter. Macht er etwas verkehrt, so erhält er keine Liebkosungen und keinen Tabak. Die Frauen sind sehr unkeusch und rühmen unter einander, wer die meisten Liebhaber hat; aus Eifersucht töten sie einander leicht. Wer eine Frau heiraten will, dient ihren Eltern Jahre lang, versucht dann mit ihrer Zustimmung die tüchtig versicherten Hosen des Mädchen zu öffnen und den Finger in ihre Vagina zu stecken, gelingt es ihm nicht, so wird er von ihren Verwandten durchgeprügelt; wenn sie ihn nicht zum Gatten wünscht, muss er sie aufgeben, und verkehrt sie inzwischen geschlechtlich mit andern Männern, so darf er sich nicht darüber ärgern.“ [1])

Auch in Afrika findet sich noch heute die Gynaikokratie bei verschiedenen Naturvölkern. Alexander Gordon Laing berichtet über den Stamm der Sulimas in Westafrika, dass die Männer die Rollen mit den Frauen vertauscht hätten. Der Ackerbau wird von den Frauen besorgt, während sie die Kühe melken und die Obhut über die Milchkammer haben. Die Frauen bauen Häuser, sind Barbiere und Wundärzte. Die Männer nähen und waschen.[2])

---

[1]) Steinmetz a. a. O. Bd. II, S. 263.

[2]) A. G. Laing „Reise in das Gebiet der Timannis, Kurankos und Sulimas in West-Afrika“ in: Ethnographisches Archiv von F. A. Bran, Jena 1826, Bd. 30 S. 138.

Von den Balonda, einem schönen und kräftigen Negerstamm am Zambesi in Ostafrika teilt Livingstone mit, dass er sehr überrascht worden sei, in Rücksicht auf die einflussreiche Stellung der Frauen. Sonst sei es Regel im Heidentum, die Frau in der menschlichen Gesellschaft zu erniedrigen und zu knechten wie z. B. bei den Kaffern und anderen Eingeborenen. Dass aber Frauen im Rate der Nation sassen, dass ein junger Mann bei seiner Verheiratung von seinem Dorfe in das seiner Frau wandern musste, dass er beim Ehekontrakte sich verbindlich machen musste, die alte Mutter seiner Frau lebenslänglich mit Brennholz zu versorgen, dass die Frau allein den Mann entlassen konnte, und dass im Fall der Trennung die Kinder das Eigentum der Mutter wurden, dass der Mann nicht einmal einen ordinären Kontrakt eingehen oder den einfachsten Dienst für einen anderen leisten konnte, ohne die Genehmigung der übergeordneten Frau — dies Alles waren doch gewiss Kennzeichen der weiblichen Übermacht, welche Livingstone sonderbar finden musste unter den Einwohnern von Innerafrika. — Sehr ergötzlich ist der Umstand, dass der Mann in Beziehung auf seine Nahrung von der Frau abhängig ist und daher oft, wenn sie ihn bestrafen will, hungern muss und vergeblich bei anderen Frauen anklopft, so dass er schliesslich mit kläglichen Tönen ausruft: „Hört, hört; ich dachte, ich hätte Weiber geheiratet, aber sie sind mir Hexen!“ Oft machen die Frauen sogar ihre Autorität mit Ohrfeigen und Schlägen geltend.[1])

[1]) Bachofen „Das Mutterrecht“ S. 105.

Die Spuren der Gynaikokratie unter den Kulturvölkern der alten Welt reichen bis in die graue Vorzeit zurück. In verschiedenen uralten Mythen und Erzählungen lernen wir Thatsachen kennen, welche auf die Existenz der Gynaikokratie in der ältesten Zeit mit Bestimmtheit hinweisen.

Ein eigenartiges Verhältnis zur Gynaikokratie geben die Mythen der Hellenen dem Herakles. Auf der einen Seite erscheint er als der ingrimmige Bekämpfer der Herrschaft des Weibes, daher er auch das Epitheton *μισογύνης* bekommt. Auf der anderen Seite entbrennt er in glühender Liebe zu Omphale und wird ihr Sklave. Symbolisch ist dies letztere Verhältnis dargestellt auf einigen antiken geschnittenen Steinen, wo Herakles daherkeucht unter der Last des Amor auf seinem Rücken, oder auch daliegt in Verzückung zu den Füssen der Omphale, „la vertue vaincue par la volupté".[1])

In Herakles ist der uralte Widerstreit zwischen dem Geistigen und Sinnlichen im Manne und sein Verhältnis zum Weibe dargestellt. Der Sieg des Geistigen ist zugleich ein Sieg über die im Weibe verkörperte Sinnenlust, der Sieg der rein physischen Natur ist gleichbedeutend mit der Gynaikokratie, wie dies in der Bibel bereits durch die Geschichte von Simson und Delila symbolisiert wird.[2])

---

[1]) Vgl. A. Lenoir, Chery etc. „Dissertations, recherches et observations critiques sur les statues dites la Vénus de Médicis etc.", Paris 1822, S. 37.

[2]) Das gynaikokratische Element in der Simson-Delila-Sage hat Max Liebermann in seinem Aufsehen erregenden Gemälde der diesjährigen Berliner Secession packend zum Ausdruck gebracht.

Auch der Mythus von Attis und Kybele spiegelt die Thatsache einer antiken Gynaikokratie deutlich wieder.[1])

Auf ihrem Gipfel erscheint diese Weiberherrschaft in der Sage von den männermordenden Lemnierinnen. „Wer den Männermord", sagt Bachofen, „in das Gebiet der Dichtung verweist, verkennt den Charakter des in seinem Blutdurste unersättlichen Weibes (Euripides, Jon. 628; Med. 264), schlägt den Einfluss, welchen Besitz und Übung der Herrschaft auf Steigerung ihrer natürlichen Leidenschaften ausübt, nicht richtig an, und entzieht der Geschichte des Menschengeschlechts die Erinnerung einer Prüfung, die gebildetern, aber auch schwächlichern, Zeiten und zahmern Geschlechtern als *βεκκεσέληνος ληρός* erscheinen mag, und dennoch unleugbar unter die Zahl der wirklichen Erlebnisse gehört. Blut und Mord knüpft sich an die Gynaikokratie der alten Zeit. . . . In der blutigen That der Lemnischen Frauen tritt uns die Gynaikokratie in ihrem höchsten, gewaltigsten Ausdruck entgegen. Die Vollbringung des Männermordes zeigt die Macht des Weibes auf dem Gipfelpunkt."[2])

Die Gynaikokratie des Altertums erscheint wesentlich in zwei Formen. Ist unter der Geltung und Herrschaft des Mutterrechts das Weib zu einer hohen gesellschaftlichen und politischen Stellung emporgestiegen, während der Mann auf inferiorer Stufe verharrend sogar weibliche

---

[1]) Vgl. v. Schlichtegroll a. a. O. S. 48.

[2]) J. J. Bachofen „Das Mutterrecht" S. 86—87.

Obliegenheiten (Hausarbeit u. dgl.) verrichten muss, so fällt auch gegebenen Falls dem Weib die Pflicht der Verteidigung von Haus und Herd gegen auswärtige Feinde zu. Es entwickelt sich der Typus des kriegerischen Weibes, der Amazone, deren Gesamtheit die amazonische Gynaikokratie bildet.

Mit der allmählichen Beseitigung des Mutterrechts geht keineswegs stets eine Aufhebung der Gynaikokratie einher, wie ja überhaupt Mutterrecht und Weiberherrschaft nicht immer zusammenfallen. Vielmehr kann die Gynaikokratie auf durchaus sinnlich-religiöser Grundlage ruhen, ohne dass das Mutterrecht daran beteiligt ist. Es ist dies die aphroditische oder, nach ihrem angeblichen Gründer Dionysos, dionysische Gynaikokratie, deren Repräsentantin das „dionysische Weib“ ist, wie es uns besonders in den bacchischen Kulten entgegentritt.

„Dionysos ist wie kein Anderer „der Frauen Gott.“ Jede Seite ihres aus sinnlichen und übersinnlichen Trieben so wunderbar gemischten mehr seelischen als geistigen Daseins weiss er gleichmässig zu befriedigen, den körperlichen und den psychischen Bedürfnissen bietet sich Dionysos als der ersehnte und gesuchte Heiland an. Er erweckt in dem Weibe das Gefühl der Penia, und giebt sich als Plutos dar. Er wird zu gleicher Zeit zum leiblichen und geistigen Befruchter, zum Mittelpunkt des ganzen Daseins auf seinen verschiedenen Stufen. Allen Seiten des weiblichen, das Diesseitige und Jenseitige, Irdische und Himmlische, Religiöse und Erotische so innig verbindenden Gemütslebens bringt er Erfüllung, begründet das geistige Leben auf die Regelung des sinnlichen, adelt das Sinnliche durch Verknüpfung mit dem Übersinnlichen, lässt seinem Munde

Honig und Nektar zugleich entströmen, und stellt so das Muttertum als den Inhalt und die Quelle aller weiblichen Vollendung, als das letzte Ziel alles weiblichen Strebens dar. *Kein Gott zeigt mit der Natur der Frau so vollkommene Congenialität wie Dionysos.* Darum hat sie keiner mit so unwiderstehlicher Gewalt fortgerissen, keiner den Orgiasmus, dessen sie fähig ist, zu solcher Höhe gesteigert, keiner in dem Weibe einen so begeisterten Anhänger und Verbreiter gefunden . . .

Durch sein Mysterium ergreift *Dionysos* die weibliche Seele bei ihrem Hange für alles Übernatürliche, dem Gesetzmässigen sich Entziehende, durch seine sinnlich blendende Erscheinung wirkt er auf die Einbildungskraft, welche für das Weib den Ausgangspunkt aller seiner inneren Erregungen bildet, und auf das Liebesgefühl, ohne welches es Nichts vermag, dem es aber unter dem Schutze der Religion einen alle Schranken durchbrechenden Ausdruck verleiht. Auf dem Wege der Reflexion werden wir es nie vermögen, die Erscheinungen des dionysischen Frauenlebens in ihrer ganzen Eigentümlichkeit zu erfassen. Aber sie darum aus dem Gebiete der Wirklichkeit in das der Poesie und künstlerischen Erfindung zu verweisen, würde zu gleicher Zeit geringe Kenntnis der Tiefen des menschlichen Wesens und Unverstand in Vermengung der Zeiten, der Länder, der Religionen verraten. Im Süden, wo man tiefer fühlt und glühender empfindet, wo die Natur durch die Wärme und Fülle ihrer Erscheinung im Sterblichen zur Hingabe an ihre Reize und zum Sinnengenuss einladet, unter der Herrschaft einer Religion, die des Menschen Erhebung nicht auf Unterdrückung, sondern auf Entwickelung der Sinnlichkeit

gründet, der das Gesetz des Kampfes fremd, und die Scheidung des diesseitigen und jenseitigen Daseins keine absolute ist; endlich unter der Nachwirkung von Zuständen, deren Trostlosigkeit die Sehnsucht nach Erlösung und das Verlangen nach Begründung eines gesegneteren Daseins zur Unwiderstehlichkeit entwickeln mussten, da sind Erscheinungen möglich, welche nicht nur die Grenzen unserer Erfahrung, sondern auch die unserer Einbildungskraft weit hinter sich lassen. Die Verbreitung des amazonischen, später die des bacchischen Kultes durch kriegerische Frauen kann so wenig überraschen als die ähnliche Erscheinung, welche die ersten Zeiten des Islam darbieten. Wenn dann mit dem Siege die Wut der ersten Begeisterung sich beruhigt und die wild erregten Wogen allmählich sich legen, dann tritt der Zeitpunkt ein, wo an der Stelle der Waffen und physischen Gewalt der allmächtige Einfluss der religiösen Weihe sich geltend macht. Durch diesen haben die Frauen der alten Welt sich nicht nur vor Unterdrückung zu sichern, sondern eine neue Gynaikokratie zu begründen vermocht. Mit der religiösen verbindet sich zuletzt die sinnlich-erotische Macht ihres Geschlechts, und beide Faktoren gewinnen an Bedeutung und Einfluss, je weiter der politisch-staatliche Verfall fortschreitet."[1])

In den mit den Dienste des Dionysos verknüpften bacchischen Kulten (Dionysien) hatte das Weib Gelegenheit, diese sinnlich-erotische Macht in schrankenlosester Weise zu bethätigen.

Die „dionysische Frau" erscheint als Stimula, die den Mann zu den stärksten geschlechtlichen Aus-

---

[1]) Bachofen a. a. O. S. 235—236.

schweifungen verführt und so zum Sklaven seiner Sinnlichkeit macht.

„Als Stimula ist die bacchische Frau eine verführende, buhlerische Aphrodite, die als Peitho-Suadela den Mann stets von Neuem an sich fesselt, eine Eva-Pandora, bei deren Anblick die Unsterblichen das dem Menschengeschlecht bereitete Schicksal zum Voraus erkennen, eine Ariadne, deren Liebe zu Dionysos als Pantomime dargestellt, die Gäste des Kallias sofort ihren Frauen in die Arme trieb (Xenophontis Symposion cap. 9), ein *καλὸν κακὸν ἀνϑ' ἀγαϑοῖο,* stets darauf bedacht, die Naturzeugung zu befördern und des phallischen Gottes Gebot zu erfüllen. Das ganze Streben des Weibes muss fortan darauf gerichtet sein, seinem Dasein den höchsten Liebreiz zu leihen, und mit aller Erfindungsgabe des weiblichen Geistes die natürliche Schönheit durch die Mittel der Kunst zu erhöhen.“ [1])

Es wird eben die Verfeinerung und Erhöhung der sinnlichen Reize das Mittel, mit welchem das dionysische Weib seines Gottes Reich verbreitet. Es übt rücksichtslos seine Herrschaft aus und wird zur „janua diaboli“ und zum „*ἁμάρτηματης φύσεως*“ der Kirchenväter. Infolge der dionysischen Religion kehrt sich das Verhältnis der Geschlechter um. Das Weib überragt den Mann. Ja, der Mann wird zum Weibe, er nimmt in weiblicher Kleidung an dem Kulte der Frauen Teil und trägt durchsichtige Gewänder. Nur allzu wahr und gültig für alle Zeiten sagt Bachofen: „Jede erotisch-sinnliche Civilisation wird zu demselben Resultate

---

[1]) Bachofen a. a. O. S. 237.

führen, das Weib über den Mann erheben und diesen zum Werkzeug der Lust erniedrigen, jenes mit allen Reizen eines verfeinerten Daseins ausstatten, diesen dem Wesen seiner Mannesnatur entfremden. Mit Verachtung wendet sich nun das Weib selbst ab von dem Manne, den es in solcher Entartung sieht.“ [1])

Das durch wollüstiges Wesen reizende und den Mann unterjochende bacchische Weib zeigt zugleich Züge wilder Grausamkeit, die *μανία* in den „Bacchen“ des Euripides. Der Orgiasmus der bacchisch begeisterten Mädchen steigert sich oft zu wilder Raserei, zu Blutthat und Mord. Dieser Vorgang wiederholt sich in so vielen Sagen, dass wir nach Bachofen hierin „die Erinnerung wirklicher Ereignisse nicht verkennen können.“ [2]) Die *ἄγρια ἔργα γυναικῶν* spielen in den alten gynaikokratischen Mythen eine grosse Rolle.

Auch in der späteren hellenischen Zeit hat es nicht an Versuchen gefehlt, die Gynaikokratie wiederherzustellen. Insbesondere schreibt man dem Pythagoras eine Erneuerung des weiblichen Prinzipates zu. In der That kontrastiert die „eigentümliche Grösse“ der pythagoreischen Frauen seltsam mit der Knechtschaft der Athenerin und dem glänzenden Hetärentum der jonischen Stämme. „Es ist, als träte eine längst untergegangene Welt von Neuem aus dem Grabe ans Licht hervor.“ [3])

Nach Bachofen war die Grundlage des ganzen Religionssystems des Pythagoras die alte asiatisch-pelasgische, welche „dem empfangenden und gebärenden

---

[1]) ibidem S. 237.
[2]) ibidem S. 229.
[3]) ibidem S. 379.

Muttertume der Materie den Prinzipat des diesseitigen und des jenseitigen Lebens zuerkennt.“ [1])

Eine hervorragende Stellung nahmen die Frauen immer in Sparta ein, und man kann auch in Beziehung auf die späteren Zeiten von einer Gynaikokratie sprechen. Sagt ja doch noch Plutarchos im Leben des Königs Agis (cap. 7). dass die spartanischen Männer mehr als je „den Weibern unterthan“ seien (*τοὺς Λακεδαιμονίους κατηκόους ὄντας ἀεὶ τῶν γυναικῶν*). Dort herrschte, sagt Erwin Rohde, die Kypris unter martialischem Getöse, und in den Kämpfen der Stadt, treten Frauen stets lebhaft hervor.[2])

Merkwürdig ist auch das Wort des Aristoteles, sowohl auf Gynaikokratie wie auf Maîtressenwirtschaft anwendbar: dass es keinen Unterschied ausmache, ob Weiber herrschen oder ob die männlichen Herrscher von Weibern beherrscht würden (Polit. II, 9).

Als klassisches Land, ja als Urheimat der Gynaikokratie betrachtet Bachofen Aegypten, von wo Mutterrecht, Weiberherrschaft und Dionysos-Kult nach Hellas verpflanzt worden seien, wo aber auch später noch solche Zustände herrschten. Auch Georg Ebers' Ansicht stimmt damit überein. Er sagt: „Dem Griechen Herodot, der wie alle Hellenen gewohnt war, dass die Männer auf den Markt gingen, während die Frauen das Haus hüteten, musste es auffallen, dass in Aegypten die Weiber den Einkauf besorgten, während ihre Gatten zu Hause blieben und webten; Diodor wollte gehört haben, dass es unter den Aegyptern den Töchtern, nicht

---

[1]) ibidem S. 379.

[2]) Vgl. Erwin Rohde „Der griechische Roman“, 2. Aufl., Leipzig 1900, S. 66—67.

den Söhnen obliege, ihre alternden Eltern zu ernähren, und beide Schriftsteller zuckten über die Weiberknechte am Nil die Achseln, von denen es hiess, dass sie sich ihren Frauen gehorsam zu sein verpflichteten, und die jedenfalls dem schwächeren Geschlechte im häuslichen und öffentlichen Leben Rechte einräumten und Freiheiten gestatteten, welche einem Griechen unerhört vorkommen mussten."[1]) Auf den Grabmälern heisst die Frau die „Herrin des Hauses", und man nennt die Kinder häufig nur nach der Mutter und lässt den Namen des Vaters unerwähnt, was entschieden auf matriarchalische Verhältnisse hindeutet.[2])

Bachofen führt mehrere Beispiele für die „Erniedrigung der Männer durch wilde Weiber" aus Aegypten an und verweist vor allen auf Kleopatra, diese „dionysische Aphrodite", in welcher bacchisch-aphroditisches Frauenleben einen Ausdruck erhalten hat, wie die Geschichte keinen vollkommeneren bietet.[3])

Auch im Orient fehlt es nicht an Zügen der auf sinnlicher Grundlage ruhenden Gynaikokratie. Solche Weiberherrschaft wird von den hinreissend schönen Tänzerinnen der Perser berichtet.

„Alle Reisebeschreiber versichern, dass diese bezaubernden Tänzerinnen die ungeheure Üppigkeit der Morgenländer und den schleunigen Untergang ganzer Familien befördern, die so lange der Raubsucht der grossen und kleinen Despoten entgangen sind. Sie richten nicht blos Jünglinge, sondern die vornehmsten Männer häufig zu Grunde; sie verstricken selbst Könige, geben ganzen Völkern nicht selten künftige Regenten,

[1]) Georg Ebers bei Ploss-Bartels a. a. O. Bd. II, S. 478.
[2]) ibidem.
[3]) Bachofen a. a. O. S. 411.

und reizen durch ihre wollüstigen Tänze und Schauspiele die Sinnlichkeit der Orientalen bis zur Wut. Chardin kannte viele vernünftige Männer, die einer oder der andern Tänzerin so ergeben waren, dass sie es selbst für unmöglich hielten, sich ihren Fesseln zu entreissen. Diese unglücklichen Neigungen entschuldigten sie damit, dass sie von ihren Geliebten bezaubert seien. Solche Sklaven der Liebe werden an den Brandmalen, die sie am ganzen Körper, besonders an den Armen und in den Seiten haben, erkannt. Die Perser machen diese mit einem glühenden Eisen, und zwar um desto mehr und tiefer, je verliebter sie sind, und je mehr sie ihre Gebieterinnen von ihrer Leidenschaft überzeugen wollen.“ [1])

In Indien scheint nur in der ältesten Zeit das Mutterrecht und eine Art von Gynaikokratie geherrscht zu haben. Später ist hiervon nur noch wenig zu merken, und das Weib wird als Sklavin des Mannes betrachtet, wenngleich jene rein sinnliche Oberherrschaft des Weibes hier ebenso wenig gefehlt haben wird wie anderswo [2])

Eine sehr deutlich ausgesprochene Gynaikokratie herrschte früher auf den Diebsinseln in der Südsee. Es heisst in einem authentischen Reiseberichte darüber:

„Die Männer gehen ganz nackend, die Weiber bedecken bloss ihre Schamteile. Letztere färben die Zähne schwarz, und die Haare mit künstlichen Wassern weiss. Sie sind im Genuss der Vorrechte, welche andernorts das männliche Geschlecht in Anspruch

---

[1]) „Eros“, Stuttgart 1849, Bd. II, S. 336—337. Darstellungen dieser masochistischen Proceduren findet man noch jetzt auf persischen Bildern.

[2]) Vgl. Ploss-Bartels a. a. O. Bd. II, S. 473.

nimmt; dieses hat gar keine Gewalt über sie, und in keinem Fall, selbst nicht wegen Untreue dürfen die Männer ihre Frauen züchtigen. Es bleibt ihnen nichts übrig, als die Scheidung; wenn aber sie selbst gegen die eheliche Treue sich verfehlen, so nimmt die Frau eine ausgezeichnete Rache an ihnen; alle Frauen des Cantons werden alsbald von diesem Fehltritt benachrichtigt, sie begeben sich nun, die Lanze in der Hand, und die Mützen ihrer Männer auf dem Kopfe, in dessen Wohnung, verheeren die Ernte, hauen die Bäume ab, plündern sein Haus, und reissen es zuweilen ein. Es giebt Frauen, die sich damit begnügen, von ihrem Manne sich loszusagen, wenn sie sich über denselben zu beschweren haben, und die dann gegen ihre Verwandte vorgeben, dass sie nicht mehr mit ihm leben können; solche Frauen leisten dann auf jenes grausame Verfahren Verzicht, und der schuldige Gatte schätzt sich noch sehr glücklich, wenn er nur seine Frau, und all sein Eigentum verliert. Nach einer Scheidung hat die Frau das Recht, sich wieder zu verheiraten, sie mag Veranlassung zur Trennung gegeben haben, oder nicht; ihre Kinder folgen ihr, und werden von dem neuen Gatten adoptiert; daher kommt es, dass ein Mann oft den Verdruss hat, durch den Eigensinn oder die Laune seiner Gattin, plötzlich Frau und Kind zu verlieren. Ähnliche Gesetze verleihen der Frau eine solch unbeschränkte Herrschaft im Hause, dass der Mann ohne ihre Einstimmung auch nicht über das Geringste verfügen kann. Zeigt er nicht alle die Unterwürfigkeit, die sie von ihm erwarten zu können sich berechtigt hält, ist seine Aufführung nicht geordnet, ist er mürrisch, ungefällig, widerspenstig, so plagt sie ihn, verlässt ihn, und betrachtet sich als völlig losgebunden von allen

Pflichten gegen ihn. Durch dieses Übergewicht der Frauen über die Männer sind auch die Ehen selten. Die meisten halten sich lieber Mädchen, die sie ihren Eltern abkaufen, verschaffen diesen eine abgesonderte Wohnung, und überlassen sich dann mit ihnen den schändlichsten Ausschweifungen.“ [1])

Auch gewisse philosophisch-religiöse Sekten des ausgehenden Altertums und des Mittelalters haben eine erotisch-religiöse Gynaikokratie zum Mittelpunkte ihrer Lehren gemacht.

Solche gynaikokratische Züge sind z. B. im Gnosticismus unverkennbar. Die gnostische Sekte der Canaiten oder Judaiten löste die Göttlichkeit in zwei weibliche Prinzipien auf, die *Σοφία* uud die *Ὑστέρα*. Der Karpokratianismus ruht ganz auf weiblich-stofflicher Grundlage und wurde auch durch Frauen hauptsächlich gepflegt und verbreitet, wie z. B. durch die Marcellina (Epiphan. haer. 27, 6; Irenaeus advers. haeres. 1, 24, 6) die in ihrem Wesen an Stimula, das Vorbild der dionysischen Frau, erinnert. Auch die nächtlichen karpokratianischen Mysterienfeiern gleichen den dionysischen vollkommen in Beziehung auf die mit ihnen verbundenen ungeheuerlichen geschlechtlichen Ausschweifungen (Minucius Felix, Octavius cap. 9; Eusebius, Historia eccles. 4, 7). Bachofen zählt die verschiedenen Frauen dieser Sekten auf, die grosse Macht gewonnen haben

---

[1]) Witmalett „Der Mann und das Weib in ehelicher Verbindung“, Leipzig und Stuttgart 1833, S. 43—44. (Eine Sammlung von interessanten authentischen Reiseberichten über das Ehe- und Liebesleben verschiedener Völker.)

und als Repräsentantinnen der Gynaikokratie erscheinen. „Von Neuem sehen wir hier den Einfluss des Weibes geknüpft an einen in seiner ganzen Anlage sinnlich-dionysischen Mysterienkult.“ [1])

Selbst der Epikureismus weist deutliche Spuren gynaikokratischer Einflüsse auf. Besonders knüpfen sich diese an den Namen der Hippaukia aus Maronea in Thracien, der Schwester des Epikureers Metrokles (Suidas s. v.; Diogenes Laert. 6, 7; 6, 5, 5). Sie feierte in der Poikile zu Athen mit Krates ihre *Κυνογαμία,* d. h. sie vollzog coram publico den Beischlaf mit diesem, wie die Hunde das *προφανῶς λαγνεύειν* lieben.[2])

Über die gynaikokratische Tendenz der gnostisch-templerischen und anderer christlicher Mysterien bemerkt Bachofen: „Unter dem Einfluss des Zauberreizes asiatischer Natur hat es der lange Zeit von den Päpsten mit so vielen Privilegien ausgestattete christliche Templerorden nicht vermocht, den Sieg des geistigen Prinzips über das sinnlich-natürliche der ophitischen Gnosis und seiner mütterlich-dualistischen Achemoth (acha-*μωϑ*) aufrecht zu erhalten. Die zu Wien und Mannheim zahlreich erhaltenen Baphometen (von welchen die vollends entscheidenden Mannheimer bisher unbenützt geblieben sind, Graf, das Grossherzogl. Antiquarium II, S. 51—55) lassen nach des Herrn von Hammer Untersuchungen in dem 6. Bande der Fundgruben des Orients 1818 (Mysterium baphometis revelatum p. 1—120; Gegenrede wider die Einrede der Vertheidiger der Templer S. 445—449) keinen Zweifel über die phallische, in tiefster Sinnlichkeit gedachte Grundlage des gnostisch-

---

[1]) Bachofen a. a. O. S. 386.

[2]) Vgl. Bachofen a. a. O. S. 386.

templerischen Mysteriums, und für halb-christliche Völkerschaften des Libanon bezeugen Männer wie Burkhardt und Silvestre de Sacy die Fortdauer aphroditischer Verehrung des weiblichen κτείς bis auf den heutigen Tag.“[1])

Endlich lassen sich auch im Hexenglauben, der ja, wie ich in Teil I (S. 100—106) nachgewiesen habe, einen durchaus sexuellen Ursprung hat und auf erotischer Grundlage ruht, deutliche gynaikokratische Züge nachweisen. Das Weib als Hexe hat etwas Furchtbares, Gebieterisches an sich. Es ist mit unheimlichen Kräften ausgestattet, mit Hülfe welcher es den Mann bändigen, besiegen, bezaubern und vernichten kann. In dieser Beziehung ist der Hexenwahn der Niederschlag uralter gynaikokratischer Zustände im Volksglauben.

Bevor wir auf die Gynaikokratie der Neuzeit eingehen, müssen wir noch die einseitige Ausbildung der unter der Herrschaft des Mutterrechtes entstandenen Gynaikokratie zum Amazonentum verfolgen.

Das Amazonentum betont, ohne die allgemeine sinnliche Grundlage der Gynaikokratie zu verleugnen, mehr die politisch-kriegerische Seite der letzteren, ja sucht die Gynaikokratie noch um eine Stufe zu steigern durch bewusste Vermännlichung des weiblichen Wesens, die eine natürliche Folge der amazonischen Lebensweise ist.

---

[1]) ibidem S. 389.

Dass die Amazonensagen des Altertumes auf wirkliche Thatsachen sich gründen, ist zweifellos und sogar durch Gräberfunde bestätigt worden.[1]) Auch Carus Sterne erblickt in allen Amazonensagen die Schilderungen von Gynaikokratien und von Hellwald bemerkt: „So viel Sagenhaftes in den darüber auf uns gekommenen Erzählungen auch enthalten sein mag, so liegt doch jedenfalls einige geschichtliche Wahrheit zu Grunde, und es ist nicht undenkbar, dass die Sage auf einen uralten erbitterten Kampf der beiden Geschlechter hinweisen soll, der schliesslich mit der Besiegung und Unterjochung des durch seine Natur benachteiligten weiblichen Geschlechts endete." [2])

Der kriegerische Charakter der Amazonen bedingte ihre Grausamkeit, „Wo es gilt, die Rechte ihrer Herrschaft zu wahren, leihen die Amazonen keiner weichen Betrachtung Gehör; sie dürfen nie zart sein und wollen lieber blutig und grausam als mild und liebreich heissen. Auch hierin liegt eine Seite der weiblichen Natur, die jeder Zeit verständlich ist, die aber doch nur der Periode vollendeter Gynaikokratie in ihrer ganzen Berechtigung klar sein konnte." [3]) Daher heisst die Amazone *'Ανδροφόνος* (Herodot 4, 110) und führt noch andere, ihre wilde Grausamkeit ausdrückenden Namen (Pindar, Pyth. 4, 116).

Aber auch die ursprüngliche sinnliche Grundlage der amazonischen Gynaikokratie tritt uns in dem buhlerischen Charakter des Amazonentums ent-

---

[1]) Vgl. Ploss-Bartels a. a. O. Bd. II, S. 547.

[2]) Fr. von Hellwald „Kulturgeschichte", 4. Auflage, 1896. Bd. I, S. 145.

[3]) Bachofen a. a. O. S. 95.

gegen. Man nannte die Amazonen *κόραι*, Mädchen, da sie keine Ehe führten, sondern nur Kinder von verschiedenen Vätern hatten (Serv. Ecl. 3, 39). Nach Bachofen haben wir hierin eine „Andeutung jenes mit dem Amazonentum verbundenen Hetärismus, der in Semiramis' Auswahl der Schönsten ihres Heeres (Diod. 2, 13), in ihrem babylonischen Standbild, das die Amazone mit aufgelöstem Haare an der einen Hälfte ihres Kopfes darstellt (Valer. Max. 9, 3), sowie in den oben mitgeteilten Erzählungen von der durch die Amazonen den anlangenden Helden erwiesenen Gunst hervortritt.“ [1])

Betrachten wir nunmehr einzelne besonders charakteristische Berichte über das antike, mittelalterliche und bei Naturvölkern vorkommende Amazonentum, welche die eben gegebene Charakteristik derselben näher erläutern und beleuchten.

Diodoros erzählt (I, 45) von der Königin der afrikanischen Amazonen am Flusse Thermodon: „Von Tag zu Tag wuchs ihre Tapferkeit so wie ihr Ruhm, und so wie sie eines der Nachbarvölker überwunden hatte, überzog sie stets das nächst angrenzende mit Krieg. Da das Glück sie begünstigte, so wuchs ihr Stolz; sie nannte sich jetzt eine Tochter des Mars, und wies den Männern die Wollarbeit und die häuslichen weiblichen Verrichtungen an. Sie gab Gesetze, durch welche sie die Weiber zur Verrichtung der Kriegsarbeiten erhob, den Männern dagegen Erniedrigung und Knechtschaft auferlegte. Den neugeborenen Knaben wurden Beine und Arme gelähmt, um sie zu kriegerischen Verrichtungen untüchtig zu machen; den Mädchen aber

---

[1]) Bachofen a. a. O. S. 118.

wurde die rechte Brust verbrannt, damit sie, sich hebend, in den Schlachten nicht hinderlich wäre. Hiervon soll die Nation selbst den Namen Amazonen erhalten haben."

Ähnlich lauten die Berichte der Alten über die Amazonen im Scythenlande und im Kaukasus (Homer, Herodot, Strabo u. a.), wobei besonders der Umstand erwähnenswert ist, dass die Scythen die Amazonen als „Oiarpata" d. h. Männermörder bezeichneten.[1])

Bei den alten arabischen Schriftstellern Quazwinî und Ibrâhîm ibn Jâcûb finden sich sehr interessante Nachrichten über Amazonen und ihre männlichen Sklaven-Geliebten, woraus zugleich die erotisch sinnlichen Beziehungen des Amazonentums und der mit ihm verbundene Hetärismus erschlossen werden können, während auf der anderen Seite die „Geschlechtshörigkeit" der Männer eine eigenartige Beleuchtung erfährt.

Quazwinî sagt: „Die Stadt der Frauen, eine grosse Stadt mit weitem Territorium auf einer Insel im westlichen Meer. Tartûschi sagt: ihre Bewohner sind Frauen, über welche die Männer keine Macht haben. Sie betreiben die Reitkunst und nehmen den Krieg selbst in die Hand. Sie besitzen grosse Tapferkeit beim Zusammenstoss. Auch haben sie Sklaven. Jeder Sklave begiebt sich in der Nacht zu seiner Herrin, bleibt bei ihr die Nacht hindurch, erhebt sich mit dem Morgengrauen und geht heimlich bei Tagesanbruch hinaus. Wenn eine von ihnen dann einen Knaben gebiert, tötet sie ihn auf der Stelle, wenn sie aber ein Mädchen gebiert, lässt sie es leben. Tartûschi sagt:

[1]) Vgl. Ploss-Bartels a. a. O. Bd. II, S. 544—547.

die Stadt der Frauen ist eine Thatsache, an der man nicht zweifeln darf.“ [1])

Bei Ibn Jacûb heisst es: „Im Westen von den Rûs liegt die Stadt der Frauen. Sie besitzen Äcker und Sklaven und werden von ihren Dienern schwanger, und wenn das Weib einen Knaben gebiert, tötet sie ihn. Sie betreiben die Reitkunst und nehmen den Krieg selbst in die Hand. Sie besitzen Mut und Tapferkeit. Der Jude Ibrâhîm îbn Jacûb sagt: „Der Bericht von dieser Sache ist wahr; Otto, der römische König, hat mir davon erzählt.“ [2])

Von Amazonen auf den Timorlao-Inseln berichtet Riedel. Sie prügeln ihre Männer mit dem Stocke und und die „ausserordentlich verliebten Männer geben sich viel Mühe, den Frauen zu gefallen.“ [3])

Ebenso war früher bei nordamerikanischen Indianern ein Amazonentum ausgebildet. Auch hier besassen die Frauen „gar empfindliche Mittel, um unbotmässige Männer zur Vernunft zu bringen.“ [4])

Adam von Bremen, um 1050 n. Chr., erzählt von Amazonen am Ufer des Baltischen Meeres, deren Hetärismus durch die Nachricht genugsam bezeugt wird, dass sie sich mit den fremden Kaufleuten oder mit Kriegsgefangenen, die ihnen in die Hände fielen, fleischlich vermischten.[5])

Im böhmischen Mädchenkriege verordnete die siegreiche Wlasta: dass fortan nur Mädchen aufgezogen, den Knaben das rechte Auge ausgestochen und

---

[1]) ibidem S. 548.

[2]) ibidem S. 548.

[3]) Steinmetz a. a. O. Bd. II, S. 111.

[4]) ibidem II, S. 255.

[5]) Ploss-Bartels a. a. O., Bd. II, S. 549.

beide Daumen abgehackt werden sollten, um sie zur Führung der Waffen unfähig zu machen.[1] Es handelt sich hier um das Weiberreich der Libussa und Valesca, welches von Aeneas Sylvius geschildert worden ist und eine typische Gynaikokratie darstellte, indem die Männer unterjocht wurden und durch grausame Misshandlung der neugeborenen Knaben einer künftigen Androkratie vorgebeugt wurde.[2])

In der russischen und tscherkessischen Tradition spielt das kriegerische Weib eine grosse Rolle[3]), was wohl auf einen Nachklang des alten Amazonentums in jenen Gegenden hinweist.

Auch die Neuzeit weist Spuren und Reste der alten Gynaikokratie auf oder knüpft zum Teil an die ja allbekannte Gynaikokratie der Minnezeit an, welche nach Johannes Scherr's Schilderung in seiner „Deutschen Kultur- und Sittengeschichte" ebenfalls durchaus geschlechtlicher Art war.

von Schlichtegroll verweist auf die gynaikokratischen Bilder Hans Baldungs, auf eine 1651 in Paris erschienene Schrift. „Advis donné aux hommes martyrisez par leurs femmes." [4])

In den Ritterromanen der Spanier wird die Galanterie zu einer sklavischen Unterwerfung unter das Weib.

---

[1]) Josef Schiffner „Gallerie der merkwürdigen Personen Böhmens", Prag 1802, Bd. I, S. 47.

[2]) Ploss-Bartels a. a. O. II, 549.

[3]) Steinmetz a. a. O. Bd. II, S. 106.

[4]) v. Schlichtegroll a. a. O. S. 175—176.

„Die spanische Galanterie damaliger Zeit stellte als Grundregel für den Liebhaber folgendes auf: Unterwerfung unter den Willen und die Laune der Geliebten bis zur Selbstvernichtung. Er muss geduldig Schläge hinnehmen und sich in die wahnwitzigsten Situationen fügen, und darf, wie der im Sinne jener alten Spanier schreibende Franzose d'Urfé in seinen 12 Gesetzen der Liebe sagt: „bei allen Leiden, allen Qualen keine andere Belohnung erwarten, als die Ehre, allein zu lieben."

Der berühmteste dieser, die sexuelle Hörigkeit des Mannes schildernden Ritterromane ist „Amadis de Gaula", von dem Ritter Vasco de Lobeira aus Oporto verfasst. Prinz Amadis von Gallien, der Liebhaber der Prinzessin Oriana, ist das Prototyp des Weiberknechtes. Keine Unterwerfung, keine Schmach ist ihm zu schwer oder zu ekelhaft, wenn er dadurch nur den Ruf seiner Dame verbreiten kann. Neben der Oriana tritt noch die Gräfin Solandra unter den Frauengestalten besonders hervor." [1])

Dieser gynaikokratische Zug scheint der Spanierin noch heute eigentümlich zu sein. Ich finde in Christian August Fischer's, eines sehr scharfen Beobachters, Beschreibung seiner Reise nach Spanien die folgende Schilderung des herrischen Charakters de· Spanierin, der sich aber bezeichnender Weise, wie er vorher ausgeführt hat, mit einer glühenden Sinnlichkeit paart.

„Es ist wahr, die Spanierin erklärt sich über solche Gegenstände mit männlicher Freiheit; ihre Lippen, ihre Augen und Ohren sind nichts weniger als keusch, aber ihr Stolz verhindert sie, sich hinzugeben. Ein Angriff von Seiten des Mannes würde eine Überlegenheit ver-

---

[1]) v. Schlichtegroll a. a. O. S. 141—142.

muten lassen, aber sie will die Überwinderin sein, und jeder Antrag, jede Bitte wird mit Verachtung abgewiesen. Sie will selbst wählen, nicht sich wählen lassen, sie übernimmt die Rolle des Mannes und ihm bleibt nichts übrig als sich ihr hinzugeben und aufzuopfern. Das ist die Ursache, warum zurückhaltende, blöde und kalte Männer mehr Glück bey ihnen machen, als der feurigste, leidenschaftliche Liebhaber. Ihr Stolz muss jenen zwingen, ihren Reizen zu huldigen, denn ihre Herrschsucht hat ihn einmal zu ihrem Sklaven erwählt.

Je kälter er scheint, je feuriger zeigen sie sich; je mehr er sich entfernt, je eifriger verfolgen sie ihn. Sie scheinen ihn zu lieben, und sie wollen sich bloss lieben lassen; sie scheinen sich hinzugeben, und sie wollen ihn unterjochen.

Eine Spanierin zeigt Treue und Anhänglichkeit, ihr fester Charakter bewahrt sie vor der Veränderlichkeit, und ihr Stolz vor Niederträchtigkeiten; aber sie erfüllt jene Tugenden mehr um ihrer selbst, als um anderer willen. Sie ist der erhabensten Gesinnungen, der grössten Aufopferungen, der edelsten Handlungen fähig, aber die Motive sind in ihrer Achtung für sich selbst, nicht in ihrer Liebe zu suchen. Sie betrachtet ihren Liebhaber als ein Eigentum, als einen Sklaven, der ihr am Herzen liegt, den sie um ihrer selbst willen schonet, aber von dem sie auch die völlige Hingebung seines ganzen Wesens fordert.

Die Dienste eines solchen Liebhabers sind äusserst beschwerlich, und eine Reihe immerwährender Aufmerksamkeiten. An den Arm seiner Dame gekettet, muss er ihr unaufhörlicher Gesellschafter, ihr beständiger Begleiter sein; und weder der Prado noch die Messe,

weder das Theater noch der Beichtstuhl kann sie von ihm trennen; nie und am wenigsten an Festtagen, darf er mit leerer Hand vor ihr erscheinen; ihr leisester Wunsch, ihr flüchtigster Einfall muss ein Befehl für ihn seyn; wie die tiefste Achtung für ihre Launen und eine immer gleiche Unterhaltung eine Pflicht für ihn ist. Mit einem Worte, er wird nichts als die Kreatur seiner Schönen, deren glühende Phantasie mit egoistischem Trotze häufig Unmöglichkeiten fordert.“ [1])

Diese sehr charakteristische Schilderung wird durch die Mitteilungen der Madame d'Aulnoy vollkommen bestätigt, welche ebenfalls sehr bezeichnende Beispiele für die ausgesuchte Galanterie und die Liebessklaverei der spanischen Männer anführt, welche „Liebesthorheit nach und nach alle Stände“ ergriff.[2])

Diese Frauendiener oder „Cortejos“ waren sehr häufig die Liebhaber einer verheirateten Frau und spielten dann die Rolle der italienischen Cicisbei, besonders dann, wenn sie nur zur Parade dienten und nicht die sonstigen Rechte des Ehemannes genossen.[3])

In der That leistet der italienische Cicisbeo oder „Cavaliere servente“ seiner Dame alle jene, soeben vom spanischen „Cortejo“ erwähnten Dienste, er ist im wahren Sinne der Sklave seiner Herrin, aber zunächst ohne geschlechtliche Beziehungen zu derselben haben zu dürfen, die allein dem Ehegatten reserviert wurden. Indessen ist auch der Ursprung des Cicisbeates kein platonischer, indem es zuerst die eigenen Ehe-

---

[1]) Christian August Fischer „Reise von Amsterdam über Madrid und Cadiz nach Genua in den Jahren 1797 u. 1798.“ S. 196—198.

[2]) Ploss-Bartels a. a. O. Bd. II, S. 508.

[3]) Vgl. Fischer a. a. O. S. 199—200.

männer waren, welche bei Mahlzeiten hinter den Stühlen der Frauen stehen und ihnen Speise und Trank darreichen mussten.[1])

Auch die französische „Galanterie“ ist eigentlich nichts als eine Frucht der in feinere Formen sich hüllenden Gynaikokratie. Die „Dame“ gebietet über den Mann. Auch in der Galanterie fehlen die edleren geistigen Beziehungen zwischen Mann und Weib gänzlich, sie ist ganz erotisch-sinnlicher Natur. Das Sexuelle schimmert überall durch.

Nach Möbius ist „die rechte Dame zum Vergnügen da, zum Vergnügen der Anderen, und zum eigenen Vergnügen. Alles, was schwer, unrein, mühselig ist, das existiert für sie nicht, sie schwebt wie eine griechische Göttin in sonniger Schönheit über dem irdischen Dienste. Sie will lieben, herrschen und sprechen, die Männer sind dazu bestimmt, sie zu lieben, ihr zu dienen und mit ihr zu plaudern. Ihr Thron steht im „Salon“. Ursache der Schwäche der vorrevolutionären französischen Gesellschaft war der Salon, in dem „im Damen-Sinne das Vergnügen als einziges Lebensziel galt, der alles weichlich und weibisch machte.“ [2])

Weil die Galanterie dem Weibe eine Gleichberechtigung und Superiorität nur in rein geschlechtlicher Beziehung einräumt, wird sie mit Recht von den Frauenrechtlerinnen ingrimmig bekämpft und als gefährlichste Widersacherin der Bestrebungen der Frauenemancipation betrachtet.

---

[1]) Ploss-Bartels II, 511. Vgl. die ausführlichen Mitteilungen über das Ciscisbeat in „Eros“ Stuttgart 1849, Bd. I, S. 218ff.

[2]) P. J. Möbius „Über den physiologischen Schwachsinn des Weibes“, 4. Auflage, Halle 1902, S. 37—38.

In jenen Gegenden, wo einst das Amazonentum heimisch war und die jetzt zum grössten Teile von slavischen Völkern bewohnt werden, machen sich noch heute gynaikokratische Tendenzen in stärkerem Masse geltend als bei den übrigen Völkern Mitteleuropas. Das slavische Weib hat ein durchaus herrisches, selbstbewusstes Wesen. „Man möchte fast sagen“, bemerkt A. Leroy-Beaulieu, „dass in dieser Rasse der psychologische Unterschied zwischen beiden Geschlechtern weniger scharf ausgeprägt, der moralische und intellektuelle Unterschied weniger gross sei. Zwischen dem slavischen Mann und der slavischen Frau lässt sich oft eine Art von scheinbarer Vertauschung der Eigenschaften und Anlagen wahrnehmen. Hat man den Männern bisweilen einen Zug des Weibischen, d. h. ein Übermass des Beweglichen, Biegsamen, Leitbaren und Empfindlichen vorgeworfen, so haben die Frauen dagegen in Charakter und Geist etwas Kräftiges, Energisches, mit einem Worte etwas Männliches, das aber keineswegs ihrer Anmut und ihrem Reize Abbruch thut, sondern ihm häufig eine besondere und unwiderstehliche Überlegenheit verleiht.“ [1])

Bezeichnend für Charakter und Stellung des slavischen Weibes ist die ihm in der Litteratur und in den slavischen religiösen Sekten zugewiesene Rolle.

Nach v. Stefanowski soll der neuere russische Roman häufig die Herrschaft des Weibes über den Mann behandeln, und schon im 18. Jahrhundert fand J. G. Forster zahlreiche Anspielungen darauf im

---

[1]) Anatole Leroy-Beaulieu „Das Reich der Zaren und die Russen“. Deutsch von L. Pezold, Berlin 1884, Bd. I, S. 165.

russischen Volkslied[1]). Auch die galizische Volkssage von der „wilden Frau" bezieht sich auf diese weiblichen Charaktere. In neuester Zeit war es dieser gynaikokratische Zug im slavischen Weibe, den Leopold von Sacher-Masoch, selbst davon fasciniert, zum Vorwurfe seiner berühmten Romane nahm, nach welchem Schriftsteller jene geschlechtliche Verirrung auch als „Masochismus" bezeichnet worden ist.[2])

Wie sehr die Religion bei einzelnen Völkern deren Sexualcharakter widerspiegelt, ersehen wir aus der dominierenden Rolle, welche einige spezifisch slavische religiöse Sekten dem Weibe zuweisen, wie z. B. die Duchoborzen und die Purifikanten.

Bei den Purifikanten ist „vollständige Unterwerfung des Mannes unter das Weib im weitgehendsten Sinne zum Prinzip erhoben. Ist das Weib bei den Duchoborzen nur die geistliche Herrin, übt sie bei jenen sogar die weltliche Gewalt aus. Die Männer haben einen Eid abzulegen, sich völlig der Frau unterzuordnen. Diese regiert, jener ist ihr Knecht, der sie zu verehren und anzubeten hat. Alle Woche einmal, muss er, vor ihr auf den Knieen liegend, seine Sünden bekennen. Sie erteilt Absolution oder lässt ihn büssen, dass heisst, sie zerbläut ihm den Rücken mit der Peitsche." [3])

Es ist bemerkenswert, dass diese slavischen Sekten, wozu auch noch die Chlysti, Bijtschi, die Raskolniken gehören, das Weib überhaupt von vornherein als ein höheres Wesen betrachten, wie es z. B. Sacher-Masoch in der „Gottesmutter" schildert, wo Mardona als Ver-

---

[1]) Krafft-Ebing a. a. O. S. 108.

[2]) Vgl. v. Schlichtegroll's verständnisvolle Monographie über „Sacher-Masoch und den Masochismus" Dresden 1901.

[3]) v. Schlichtegroll a. a. O. S. 61.

treterin der religiös-sinnlichen Gynaikokratie zuletzt ihren Geliebten kreuzigen lässt.

Daneben steht als Repräsentantin der rein erotischen, hetäristischen Gynaikokratie die Wanda der „Venus im Pelz“ da[1]), deren Typus für alle späteren Schilderungen dieser Art vorbildlich geworden ist, ja auch von den wirklichen Vertreterinnen dieser Auffassung des Weibes nachgeahmt wird, wie denn „Wanda“ ein Lieblingsname der zahlreichen zweifelhaften weiblichen Wesen ist, die als „strenge Erzieherinnen“, Masseusen u. s. w. ihre vielbegehrte Thätigkeit ausüben.

„Wanda“ ist durch und durch glühende Sinnlichkeit und zugleich rücksichtslose, bis zur Grausamkeit sich steigernde Herrschsucht. Sie befriedigt diese letztere nur auf dem Wege der geschlechtlichen Unterjochung des Mannes, wobei sie selbst als durchaus genusssüchtiges, buhlerisches Weib erscheint, als Verkörperung der hetärischen Gynaikokratie Bachofens.

„Der Genuss allein“, sagt Wanda in der „Venus im Pelz“ macht das Dasein wertvoll, wer geniesst, der scheidet schwer vom Leben, wer leidet oder darbt, grüsst den Tod wie einen Freund, wer aber geniessen will, muss das Leben heiter nehmen, im Sinne der Antike, er muss sich nicht scheuen, auf Kosten Anderer zu schwelgen, er darf nie Erbarmen haben, er muss Andere vor seinen Wagen, vor seinen Pflug spannen, wie Tiere; Menschen, die fühlen, die geniessen möchten, wie er, zu seinen Sklaven machen, sie ausnützen in seinem Dienste, zu seinen Freuden, ohne Reue; nicht

---

[1]) Sie ist bekanntlich nach der Wirklichkeit geschildert, nach Wanda von Dunajew (Pseudonym), Sacher-Masoch's erster Frau. Vgl. Schlichtegroll a. a. O. S. 98ff.

fragen, ob ihnen auch wohl dabei geschieht, ob sie zu Grunde gehen. Er muss immer vor Augen haben: wenn sie mich so in der Hand hätten, wie ich sie, thäten sie mir dasselbe, und ich müsste mit meinem Schweisse, meinem Blute, meiner Seele, ihre Genüsse bezahlen. So war die Welt der Alten, Genuss und Grausamkeit, Freiheit und Sklaverei gingen von jeher Hand in Hand; Menschen, welche gleich olympischen Göttern leben wollen, müssen Sklaven haben, welche sie in ihre Fischteiche werfen, und Gladiatoren, die sie während ihres üppigen Gastmahls kämpfen lassen und sich nichts daraus machen, wenn dabei etwas Blut auf sie spritzt." [1])

Vermittelst des Geschlechtstriebes bemächtigt sich das Weib der Oberherrschaft und übt diese nun aufs grausamste aus, indem ihre eigene Sinnlichkeit darin einen wonnigen Kitzel findet.

Der ehemals buhlerische Charakter der slavischen Gynaikokratie geht daraus hervor, dass Krauss noch bei den Südslaven einen Hetärismus der Brautnacht nachgewiesen hat, der vielleicht in Montenegro noch existiert. [2])

Auch bei uns Deutschen hat es in der Neuzeit nicht an Stimmen gefehlt, welche die rein sinnliche Gynaikokratie verherrlicht haben und dieselbe in den Dienst einer neuen Weltanschauung und Religion stellen wollten.

Der berühmte Theolog Georg Friedrich Daumer war, was wohl kaum bekannt sein dürfte, einer der glühendsten Apostel der Anbetung des Weibes auf rein natürlich-sinnlicher Grundlage. „Es ist im Menschen

---

[1]) „Venus im Pelz", 2. Auflage, Dresden 1901, S. 180—181.
[2]) Krauss a. a. O. Κρυπτάδια VI, Paris 1899, S. 253.

auch ein dienen Wollendes“, sagt er. „Das aber findet seine ächteste Befriedigung in Natur- und Frauendienst. Denn Natur und Weib sind das wahrhaft Göttliche im Unterschiede von Mensch und Mann. In dem Gotte der alten Theologie betet der Mensch nur sein eigenes spirituelles Selbst in phantastischer Verdoppelung an; seine Demut gegen diesen Gott ist ein indirekter Hochmut; daher es kein hochmütigeres Wesen giebt, als, bei allem Vorgeben und Scheine des Gegenteiles, ein christlicher Frömmler und Heiliger ist. Hingebung des Menschlichen an das Natürliche, des Männlichen an das Weibliche ist die ächte, die allein wahre Demut und Selbstentäusserung, die höchste, ja einzige Tugend und Frömmigkeit, die es giebt.“

Daher drückte Daumer das spezifische Wesen der neuen Religion in der folgenden sehr charakteristischen, die Richtigkeit der Bachofen'schen Auffassung der rein physischen Grundlage der Gynaikokratie glänzend bestätigenden Formel aus:

Gott = Natur = Weib.

„Gott ist in neureligiöser Denkweise als identisch mit der Natur im höheren Sinne des Wortes gesetzt, die Natur aber ist weiblichen nicht männlichen, ist mütterlichen Wesens und Charakters und stellt sich unserer Betrachtung als das allgemein Weibliche, als die universelle Weiblichkeit dar, von der das eigentlich sogenannte Weib der individuelle Abdruck, das Dasein, die Erscheinung und Repräsentation im Reiche der kreatürlichen Besonderheit ist. Und so scheidet sich die neue Religion aufs allerschärfste von der alten (christlichen) ab, die sich am spezifischsten durch ihre Feindschaft gegen Natur und Weib charakterisiert. . .

Das Weib repräsentiert im Reiche des von der Natur aus sich Herausgestellten, Geschaffenen, zugleich aber auch mit unendlicher Liebe Befassten und Gehegten, diese, die herausstellende, schaffende, befassende und hegende selbst, somit das wahrhaft und einzig, wenn auch noch so verkannte und zurückgesetzte Göttliche und Heilige, in dessen geheimnisvoller Tiefe sich der ewige, unentbehrliche Grund und Quell alles Daseins und Lebens birgt.“ [1])

Der letzte Apologet der Gynaikokratie ist der 1890 in Hamburg verstorbene sozialdemokratische Agitator und Lyriker Johannes Wedde, der nach dem Herausgeber seiner „Gesammelten Werke“ (Hamburg 1894, 2 Bände) „dem ewig Weiblichen überhaupt, insbesondere aber nach seiner neu zu erkennenden Eigenart, in der es dem ewig Männlichen zunächst in seiner grausamen Schrecklichkeit gegenübertritt, als wesentlich massgebender Faktor in der höchsten weltbeherrschenden Macht innerhalb der uns geläufigen christlichen Weltanschauung, die diesen Faktor so gut wie ganz ausgeschaltet, wieder zu seinem Rechte verhelfen wollte.“ Hier tritt also eine ähnliche gynaikokratische Tendenz hervor, zugleich als Opposition gegen die christliche Auffassung der sozialen Stellung des Weibes, wie wir sie bei Daumer kennen gelernt haben.[2])

Wie sich Wedde den Zustand des „kleinen

---

[1]) G. Fr. Daumer „Die Religion des neuen Weltalters“ Hamburg 1850, Bd. II, S. 257—258; S. 206—207.

[2]) Vgl. R. v. Krafft-Ebing „Arbeiten aus dem Gesamtgebiete der Psycho- und Neuropathologie“, Leipzig 1899, Heft 4, S. 142—143; A. Eulenburg „Über Sadismus und Masochismus“ in „Grenzfragen des Nerven- und Seelenlebens“, Wiesbaden 1902, Heft 19, S. 80 u. 81.

Männchens“ unter der Herrschaft der „Herrin Jungfrau“ denkt, erhellt aus dem in den folgenden Versen ausgesprochenen Wunsche,

Dass Du ganz nach Herzenslust
Ohne Rücksicht, ohne Milde
Alles mit mir machen kannst,
Alles was sonst nie ein Mensch
Leidet gern an andern Menschen,
Weil ich ein besondrer Mensch
Neben Dir mit eignen Rechten,
Nicht mehr bin und nicht mehr sein will —
Nein, allein ein Stück von Dir,
Ja ein Spiel nur, das Du küssen,
Aber auch zerbrechen kannst,
Ja zertreten und verbrennen,
Ja zerstechen und zerschneiden
Und am liebsten gar verspeisen.

* * *

Nach dieser Betrachtung über die Gynaikokratie, welche uns gelehrt hat, dass die allgemeinen Vorbedingungen des Masochismus als ubiquitäre, anthropologisch-ethnologische Erscheinungen aufzufassen sind, indem überall auf die oben ausführlich geschilderte Weise der Mann zur „Geschlechtshörigkeit“ degradiert werden kann, gehen wir nunmehr an eine Untersuchung der Aetiologie der einzelnen Erscheinungsformen der masochistischen Neigungen.

Wie im gewöhnlichen Geschlechtsakt bereits sadistische Elemente nachgewiesen werden konnten, so scheint auch bisweilen, ohne dass eine besondere masochistische Gefühlsweise zu Grunde liegt, in der bei gewissen Volksstämmen üblichen Art des Koitus eine geschlechtliche Superiorität des Weibes zum Ausdrucke zu kommen.

Bei der „chrowotischen“ Art des Koitus fungiert nach Krauss das Weib mehr als Mann. Letzterer führt während des ganzen Aktes völlig die passive Rolle des Weibes durch, weshalb auch diese Form des Beischlafs bei den Serben als eines Mannes unwürdig gilt. Das Weib dagegen erscheint dabei in höchst aktiver, geschlechtlicher Thätigkeit, als Herrin über den ganz in wollüstige Schlaffheit versunkenen Mann.[1]) Ein Lied aus Sirmien spricht deshalb sehr charakteristisch vom „Überwältigen“ und „Zerschlagen“ des Membrum virile durch die Vagina,[2]) um diese Art der energisch aktiven Thätigkeit des Weibes zu bezeichnen, die übrigens auch durch die Umkehrung der Lage genugsam hervortritt.

---

v. Krafft-Ebing hat, gemäss seiner grundsätzlichen Anschauung, auch den Masochismus als eine „angeborene abnorme Disposition“ und zwar als eine „rudimentäre Form der konträren Sexualempfindung, als eine teilweise Effemination“ bezeichnet.[3])

Ich kann auch hier nur wiederholen, was ich bereits in Teil I über das angebliche „Angeborensein“ der Homosexualität gesagt habe, dass die überaus leichte und frühe Beeinflussbarkeit und Variabilität der Vita sexualis alle möglichen dauernden sexuellen Perversionen schon in der Kindheit hervorrufen kann, ohne dass diese als „angeboren“ zu betrachten sind. Das wären sie nur, wenn gleichzeitig dementsprechende

---

[1]) Friedrich S. Krauss a. a. O. in: *Κρυπτάδια* 1899, Bd. VI, S. 225—227.

[2]) ibidem S. 320.

[3]) v. Krafft-Ebing „Arbeiten u. s. w.“, Heft 4, 1899, S. 144.

tiefgreifende körperliche und geistige Veränderungen von Geburt an vorhanden wären. Michel Angelo, der „geborene“ Urning hatte höchst wahrscheinlich durchaus männliche Körperbildung und sicherlich gar keine „anima muliebris corpore virili inclusa“, da er ja durchaus männliche Gehirnleistungen aufweist, ebenso wie sein Leidensgefährte J. J. Winckelmann. Weshalb aber waren sie Urninge? Weil sie im Laufe ihres Lebens und beide erst nach eingetretener Pubertät solchen äusseren Einflüssen unterlagen, die ihre Phantasie — und die vermag in der Erotik unendlich viel — auf die Neigung zu Männern hinlenkten und wahrscheinlich bei Beiden rein aesthetischer Natur waren. Hätten Michel Angelo und Winckelmann eine „anima muliebris“ gehabt, dann wären sicherlich weder „Nacht und Morgen“ noch die „Kunstgeschichte des Altertums“ geschaffen worden!

Nun gar, wie es im neuesten, vierten Bande des „Jahrbuches für sexuelle Zwischenstufen“ geschieht, das „Scheinzwittertum“ als Übergangsstufen von der Hetero- zur Homosexualität darzustellen, ist völlig verfehlt und dient im Gegenteil vortrefflich zur Widerlegung der Angeborensein-Theorie der Homosexualität. Denn wenn man körperliche Missbildungen als die Brücke betrachtet, die von der normalen zur gleichgeschlechtlichen Liebe führt, dann muss man konsequenter- und logischerweise bei der Homosexualität, der äussersten Steigerung der abnormen Empfindungsweise, erst recht einen körperlichen Ausdruck derselben verlangen, nicht minder beim Masochismus, falls er wirklich eine rudimentäre Form der konträren Sexualempfindung darstellt.

Zu der letzteren Annahme liegt aber nicht die geringste Veranlassung vor. Es ist richtig, dass auch

bei homosexuellen Individuen häufig masochistische Neigungen auftreten. Das beruht aber nicht darauf, dass der Masochist ein Homosexueller ist, sondern darauf, dass die Aetiologie des Masochismus beim Homosexuellen dieselbe ist wie beim Heterosexuellen, nämlich die Wirkung äusserer Einflüsse und der geschlechtliche Reizhunger, welche bei Beiden sexuelle Parästhesien der verschiedensten Art hervorzurufen vermögen.

Ausserdem ist der männliche Masochist meist ein leidenschaftlicher Sklave des „Odor di femina", ich möchte beinahe sagen, er leide an potenzierter Heterosexualität, indem das „Weibliche" auf ihn eine wahrhaft fascinierende, magnetische Wirkung ausübt, so dass er gerade durch die äusserste Betonung des Geschlechtsgegensatzes, der geschlechtlichen „Polarität", erregt wird.

Endlich widerspricht sowohl dem „Angeborensein" als auch der „homosexuellen" Natur des Masochismus die unzweifelhafte Thatsache, dass sehr häufig der Masochist auch Sadist ist und als solcher grausame Männlichkeit gegen das Weib hervorkehrt, wie es denn überhaupt schwer hält sich vorzustellen, dass passive und aktive Algolagnie gleichzeitig angeboren sein sollten!

In beiden Fällen, welche sich häufig genug bei ein und derselben Person ereignen, ist es das durch die Phantasie genährte geschlechtliche Variationsbedürfnis, welches einmal den Mann Gefallen an der „Effemination", ein andermal an der excessiven Betonung seiner Männlichkeit und seiner Übermacht finden lässt.

Der Wunsch, sich mit dem anderen Geschlechte zu identifizieren, als Mann einmal „Frau", als Frau „Mann" zu spielen, ist weiter nichts als der Ausfluss

jenes schon so oft erwähnten Bedürnisses nach einer neuen Würze des geschlechtlichen Genusses, ganz gewiss aber nicht der Ausdruck einer sehr mystischen „angeborenen“ Disposition.[1])

Unter den Formen des einfachen Masochismus ist zunächst ein rein symbolischer Masochismus in Gestalt des Wort-Masochismus zu erwähnen, der das völlige Gegenstück zum Wort-Sadismus bildet.

Beim Wort-Masochismus spielt das demütigende Wort die Rolle der demütigenden Hand beim wirklichen Masochismus bezw. ergänzt und verstärkt den letzteren.

Die Gewohnheit mancher südslavischer Männer, sich, wie Krauss berichtet, von der Frau vor dem Koitus abscheulich beschimpfen zu lassen[2]), ist eine überall sehr gewöhnliche Erscheinungsform des Masochismus, auch wohl wie der Wort-Sadismus ursprünglich ableitbar aus den während des Koitus ausgestossenen inarticulierten Lauten, die als synaesthetischer Reiz wirkten, und zwar auf den passiven Teil ebenso wie auf den mehr aktiven.

---

[1]) Wenn nach den Mitteilungen der englischen Zeitschrift „Society“ heutzutage viele Frauen sich zu korsetttragenden Männern stark hingezogen fühlen, ja sich manchmal in solche weibischen Männer „geradezu wahnsinnig“ verlieben, so ist das auch noch kein Zeichen angeborener Homosexualität, sondern einfach ein drastischer Beweis dafür, dass in der Liebe das Neue, Pikante, Unerhörte oftmals ausschlaggebender ist als die gewöhnlichen natürlichen Regungen. Obiges ist übrigens analog der Fascination, welche eine kokett gebundene Männer-Kravatte auf viele Frauen auszuüben vermag. Vgl. „John Bull beim Erziehen“ Neue Folge Bd. III, S. 50.

[2]) Krauss a. a. O. Bd. VI, 1899, S. 209.

Hierzu kommt noch beim typischen Wort-Masochisten das Verlangen nach einem bestimmten Charakter des Wortes, nämlich dem demütigenden und psychische Unlust zufügenden, womöglich dabei noch geschlechtlich nüancierten, obgleich Letzteres nicht immer nötig ist und allein das Beschimpfende, Demütigende in dem Worte genügt, sexuelle Befriedigung hervorzurufen.

von Schlichtegroll berichtet folgenden sehr charakteristischen Fall einer Wort-Masochistin.

Als diese Frau „von einem Bekannten, den sie sehr gereizt, einmal heftig angelassen, ja, als dessen Zorn auf das höchste gestiegen war, aus dem Hause gewiesen wurde, lief sie sogleich zu einer Freundin, diese zu fragen, ob jener schon einmal Ähnliches von ihrem Gatten widerfahren sei. Als diese Frage verneint wurde, rief die andere: „Thun Sie es, reizen Sie ihren Gemahl, es ist zu herrlich einem vor Wut schäumenden Manne gegenüberzustehen und dessen Zornausbrüche zu vernehmen.“ [1])

In der Praxis der Bordelle und Masseusen ist diese merkwürdige Art, sich durch Beschimpfungen sexuell erregen zu lassen, wohlbekannt.[2])

Höchst eigentümlich aber war, doch ohne Zweifel eine Art von Wort-Masochismus, der bei den ältesten Christen verbreitete Gebrauch, sich demütigende, ja derb-obscöne Namen beizulegen. Darüber berichtet O. Keller: „In ganz eigentümlicher Weise wurden manche Namen, die ihrer Natur nach Spottnamen waren, zur spätrömischen Zeit von den Christen verwendet,

---

[1]) v. Schlichtegroll a. a. O. S. 31—32.

[2]) Vgl. auch Moll „Konträre Sexualempfindung“ S. 279, Anmerkung 1.

indem sie sich aus Demut dieselben freiwillig beilegten, um sich zu erniedrigen, z. B. Foedulus, Pecus, Prosectus, Stercorius, welchen letzten Namen mehrere Bischöfe führten." [1])

von Krafft-Ebing deduciert aus der Thatsache dieses rein symbolischen Masochismus, dass der von v. Schrenck-Notzing und A. Eulenburg in Gebrauch gezogene Ausdruck „Algolagnie" nicht zutreffend sei, da es dem Masochisten nicht um Schmerz zu thun sei, sondern um die „Befriedigung masochistischen Fühlens und Vorstellen durch Demütigungen zugefügt von einer Domina, die wollüstige Betonung bis zur Auslösung von Orgasmus und selbst Ejaculation finden." Daher werde Flagellation meist von Masochisten perhorresciert (?) [2]).

Hierbei übersieht Krafft-Ebing, dass einerseits auch in der anscheinend ohne physischen Schmerz zugefügten Demütigung doch ein lustvoll betontes Element des seelischen Schmerzes enthalten sein kann, andererseits ganz gewiss auch der thatsächlich zugefügte physische Schmerz eine Art von Demütigung und Beeinträchtigung, mindestens der Idee nach, in sich birgt.

Dies führt uns zur Besprechung des eigentümlichen Phaenomens der sexuellen Betonung eines seelischen oder physischen Schmerzes.

Es scheint ein allgemeines Naturgesetz zu sein, dass in jeder Lust zugleich ihr Kontrast, der Schmerz, mit empfunden wird, und umgekehrt der Schmerz von einem gewissen Lustgefühl begleitet werden kann.

---

[1]) Otto Keller „Lateinische Volksetymologie und Verwandtes" Leipzig 1891, S. 179.

[2]) Krafft-Ebing „Arbeiten u. s. w." Heft 4, Leipzig 1899, S. 128.

Nach Heydenreich („Mann und Weib, ein Beytrag zur Philosophie über die Geschlechter", Leipzig 1798, S. 7) erregt die Natur den Geschlechtstrieb durch einen Reiz, der an Schmerz grenzt, nicht durch Vorahnung von Lust. Dies beweist der Zorn, mit welchem gewisse Tiere, z. B. Kater, Hähne, Truthähne, das andere Geschlecht zur Begattung zu zwingen suchen. Das beweist auch der klagende Gesang und das wilde Schreien so mancher Vögel zur Zeit ihrer Brunst, selbst das melancholische Lied der Nachtigall. Besonders ist es nach Heydenreich beim Wildpret ganz evident, dass der Schmerz die physische Lust herbeiführt.

Sehr fein bemerkt Eulenburg in seiner neuesten Abhandlung über Sadismus und Masochismus: „Immerhin muss man sich gegenwärtig halten, dass, was wir unter „Wollust" verstehen, eine zwar hauptsächlich, aber doch nicht ausschliesslich an die eigentlichen Sexualempfindungen gebundene, höchste und sublimierteste Lust ist; und wir müssen also auf die geheimnisvollen, in noch rätselhaften Veranlagungen unseres Nervenapparates wurzelndeu ursprünglichen Verkettungen der elementaren Gefühle von „Lust" und „Unlust" zurückgehen. „Es giebt", wie Eduard von Hartmann mit Recht sagt, keine Lust, die nicht einen Schmerz enthielte, und keinen Schmerz, mit dem nicht eine Lust verknüpft wäre." Ganz besonders kommt diese Mischung in der Gefühlskomponenten bei allen Empfindungen auf dem religiösen Gebiete zur Geltung, vor Allem in den religiösen Anschauungen über Wert und Bedeutung des Opfers. Und grade hier finden wir einen Schlüssel der aktiven nicht bloss, sondern auch der passiven Algolagnie. Wenn das dargebrachte Opfer in Selbst-

peinigung (Askese) besteht, so wird eben diese in der inbrünstigen Hingebung zugleich als Lust empfunden; sie führt bis zur „Ekstase“, einem Seelenzustande, wobei die Vorstellung der freiwillig erduldeten Qualen, nur als höchste Lust erweckendes Moment, ohne das scheinbar zugehörige Schmerzgefühl, im Bewusstsein hervortritt — wobei das Schmerzgefühl durch das unendlich stärkere Lustgefühl verdrängt und unwirksam gemacht, gleichsam überkompensiert ist. Man kann dabei an analoge Beispiele aus hypnotischen Zuständen denken.“ [1])

Im speziellen füge ich zu dieser geistvollen Erklärung noch folgende Erläuterungen hinzu.

Der seelische Schmerz als allgemeine sociologische und litterarisch-philosophische Erscheinung offenbart sich im Weltschmerz und Pessimismus. Beide Empfindungsweisen bergen hohe Lustgefühle in sich. Schopenhauer, der es doch wohl wusste, bemerkt, dass die Erkenntnis der Leiden des Daseins, der Gram, der sich über das Ganze des Lebens verbreitet, von einer heimlichen Freude begleitet wird, welche von dem „melancholischesten aller Völker „the joy of grief“ genannt worden sei. [2]) Vortrefflich hat auch Kuno Fischer in seiner Darstellung der Schopenhauer'schen Philosophie den Genuss hervorgehoben und geschildert, der in der pessimistischen Empfindungsweise

---

[1]) A. Eulenburg „Sexualpathologische Fragen, 1. Über Sadismus und Masochismus“ in: „Grenzfragen des Nerven- und Seelenlebens“ herausgegeben von Loewenfeld und Kurella, Wiesbaden 1902, Heft 19, S. 9—10.

[2]) Schopenhauer „Die Welt als Wille und Vorstellung“ ed. Grisebach Bd. I, S. 508.

liege, und O. Zimmermann hat ein interessantes Werk über die „Wonne des Leids" geschrieben.

Es scheint nun im Besondern diese Wonne des Leides, diese Lust am Schmerze sich mit dem erwachenden Geschlechtsleben, in der Periode der Pubertät zu steigern, wo dann die auffallende Erscheinung zu verzeichnen ist, dass der „Weltschmerz" im jugendlichen Gemüte Wurzeln fasst.

„Auffallend ist als krankhafte Tendenz der Seele in der Entwickelungsperiode des weiblichen Körpers auch eine unersättliche Lust nach Leiden und Ungemach, eine Freude am Schmerz. Die jungen Mädchen jenes Alters bekommen plötzliche Lust an Kasteiungen aller Art." [1])

Oftmals erscheint der Schmerz als eine willkommene, angenehm empfundene Lösung des übermächtigen geschlechtlichen Dranges, der durch keinerlei natürliche Bethätigungen desselben befriedigt werden kann.

Frau Venus, meine schöne Frau,
Von süssem Wein und Küssen
Ist meine Seele worden krank,
Ich schmachte nach Bitternissen.
H. Heine.

Als eine Steigerung des rein seelischen Schmerzes erscheint der sexuell betonte physische Schmerz. Nach Moll soll schon der gewöhnliche Geschlechtsakt von einem solchen begleitet sein.

---

[1]) Eros Bd. I, S. 389; vgl. auch das Citat aus Osiander „Über die Entwickelungskrankheiten in den Blütenjahren des weiblichen Geschlechts", Teil I, Tübingen 1820, S. 58 bis 62, bei Moll „Konträre Sexualempfindung" S. 280.

„Unter normalen Verhältnissen zeigt sich, wie ich glaube, eine gewisse Andeutung des körperlichen Schmerzes mit Wollustgefühl zuweilen beim gewöhnlichen Beischlaf. Wenn der Samenerguss des Mannes ungefähr gleichzeitig mit den Kontraktionen der weiblichen Scheide erfolgt, dann giebt es ein gewisses Zusammentreffen von Schmerz und Wollust: die Zusammenziehungen der Muskulatur der Scheide drücken auf den Penis und besonders auf die Glans und bewirken hierbei eine entschieden schmerzhafte Empfindlichkeit, die aber fast gleichzeitig, besonders wenn der Schmerz nicht zu stark ist, als Wollust empfunden wird.“ [1])

Ein Schritt weiter ist dann das direkte Aufsuchen des physischen Schmerzes, um gleichzeitig die darin enthaltene Lust zu geniessen. Ein solches Moment ist ganz offenbar in der Askese und Kasteiung mit enthalten, wie es auch deutlich beim passiven Flagellanten zu Tage tritt, am allerdeutlichsten aber sichtbar wird bei der Selbstverstümmelung und Selbsttortur und endlich gar als non plus ultra beim Selbstmorde.

Wenn es in einem Gedichte von Lohenstein heisst:

Doch nein! was sol mein Mund die glimmen Kohlen schlingen,
Der zwar ein Köcher ist der Liebe, nicht ihr Quell?
Es muss ein glüend Brand der Geilheit Brunn durchdringen.
Wirf einen Blick auf mich, und schaue, Coronel,
Wie ich durch Brand und Blut der Wollust Siegel färbe,
Mit Gluth die Flamm' auslesch', und durchs Geburths-Glied sterbe!,

so ist dies ein typischer Beleg für die wollüstige Betonung des rein physischen, diesmal direkt den Genitalien

---

[1]) Moll „Konträre Sexualempfindung“ S. 279—280.

selbst zugefügten Schmerzes.[1]) Ähnlich heisst es in Eduard Grisebach's „Tanhäuser in Rom":

Die Nachtigallen, liebetrunken'
Im Lieberasen, Liebeszorne,
Die Brust verwundend sich am Dorne,
Zu kühlen ihres Busens Gluten,
In ihres eignen Blutes Fluten.

In einer erotischen Schrift „Die Priesterinnen der Freude" wird als besonderer sexueller Genuss die sogenannte „lange Folter" beschrieben, deren Komponenten aus langandauernder, aber nie zu Ende geführter Manustupration und aus einem schmerzhaften Zusammenschrauben der Brustwarzen mittelst einer aus zwei parallel laufenden Stäbchen hergestellten Stahlmaschine bestehen.

Ähnliche Raffinements zur Hervorrufung eines lokalen Schmerzes werden in der Bordellpraxis häufig angewandt, und die Autoren über Prostitution berichten über Individuen, die einen sexuellen Genuss darin finden, sich mit Nadeln stechen, sich Haare ausreissen oder an irgend einer Stelle mit glühenden Gegenständen verbrennen zu lassen. Bisweilen verfügen die Masseusen mit zahlreicher Kundschaft über veritable „Folterkammern", in denen ein ganzes Instrumentarium der „peinlichen Frage" zur Verfügung steht und zur Anwendung kommt. Ein solcher Fall wurde vor einigen Jahren aus Hamburg berichtet.[2])

---

[1]) Analog dürften manche der zahlreichen schmerzhaften Praktiken an den männlichen Genitalien bei primitiven Völkern aufzufassen sein, wie andererseits manche Vorrichtungen am männlichen Glied ganz geeignet sind, der weiblichen Partnerin einen intensiven, aber höchst wollüstig empfundenen Schmerz zuzufügen.

[2]) Vgl. D. Hansen „Stock und Peitsche", 2. Aufl., Dresden 1902 S. 164—165.

Ein Masochist macht in seiner von Krafft-Ebing mitgeteilten „Autobiographie“ folgende Mitteilungen über die mannichfaltigen Arten, in denen dem Betreffenden der physische Schmerz zugefügt wird.

„Einfache Flagellation ist so verbreitet, dass fast jede Prostituierte darauf eingerichtet ist. Aber auch Fälle von unzweifelhaftem Masochismus sind äusserst häufig. Die von dieser Perversion beherrschten Männer unterwerfen sich den raffiniertesten Qualen. Dabei führen sie mit den dazu abgerichteten Prostituierten stets dieselbe Scene auf: demütiges Niederwerfen des Mannes, Fusstritte, Befehle, eingelernte drohende und beschimpfende Reden, dann Flagellation, Schläge auf die verschiedensten Körperteile und alle möglichen Misshandlungen, Blutigstechen mit Nadeln u. dgl. Die Scene endet manchmal mit dem Koitus, öfter mit Ejaculation ohne solchen. Zweimal haben mir solche Prostituierte schwere Eisenketten mit Handschellen, welche ihre Kunden anfertigen und sich anlegen liessen, dann die getrockneten Erbsen, auf welche sie knieen, mit Nadeln gespickte Sitze, auf welche sie sich auf Befehl des Weibes setzen müssen, und dergleichen mehr gezeigt. Manches Mal begehrt der perverse Mann, dass das Weib seinen Penis schmerzhaft zusammenschnürt[1]), mit Nadeln sticht, mit einer Klinge Einschnitte in ihn macht oder ihn mit einem Holzstück schlägt.[2]) Selbst die Procedur des Henkens wird nachgeahmt und eben rechtzeitig unterbrochen. Andere wieder lassen sich mit

---

[1]) Diese Manipulation wird auch öfter in der „Antijustine“ erwähnt.

[2]) Vgl. die obige Bemerkung über die Misshandlung der Genitalien bei wilden Völkern.

der Spitze eines Messers oder Dolches leicht ritzen, dabei aber muss das Weib sie mit dem Tode bedrohen."[1])

Eine eigentümliche Rolle spielt unter allen diesen Proceduren das Aufhängen. Der Tod durch Erhängen wird schon in alten Eroticis als mit überaus grosser Wollust verbunden geschildert. In einem alten französischen Gedicht heisst es:

Pour viol, un jour — certain vieux pandour,
Sans miséricorde, — fut mis à la corde;
L'heureux effronté, — de par son supplice
Goûta le délire — de la volupté.

Höchst wirkungsvoll in dieser Beziehung erweist sich auch der Akt des Erhängens an dem in das Nonnenkloster eingedrungenen Manne in Alfred de Musset's „Gamiani"; ferner begehrt Roland in de Sade's „Justine" das Aufgehängtwerden bis zum Verluste des Bewusstseins als höchsten sexuellen Genuss, und noch heute sollen einige den masochistischen Gelüsten ihrer Klienten dienenden Prostituierte und Masseusen in einigen Grossstädten — von Berlin ist mir das als sicher berichtet worden — über sehr sinnreich konstruierte „Aufhänge-Apparate" verfügen, mittelst welcher sie dem Betreffenden, ohne sein Leben zu gefährden, doch diesen Genuss der „Strangulation" bis zu einem gewissen Grade verschaffen können.

Für die Psychologie des Märtyrertums liefern diese Thatsachen einen interessanten Beitrag. Aus den Leiden erwuchs den Märtyrern nach Eulenburg „höchste

---

[1]) R. v. Krafft-Ebing „Psychopathia sexualis", 10. Auflage, S. 85.

Wonne, die Verzückung des Schmerzes löste sich in Ohnmacht; der Tod selbst, die letzte bleibende Ohnmacht, wandelte sich nicht selten zur Verwirklichung äusserster wollustvoller Ekstase.“ [1])

Eine eigentümliche Erscheinung, die häufiger bei Männern, aber auch bei Frauen (siehe unten die Ausführungen über Masochismus des Weibes) zu beobachten ist, ist die Vorliebe, rein geschlechtliche Beziehungen mit minderwertigen (auch Hässlichen, Schmutzigen u. s. w.) oder auch social inferioren und missgestalteten Individuen anzuknüpfen. Ganz gewiss hat in erster Linie diese Neigung eine masochistische Aetiologie, insofern doch z. B. der vornehme Liebhaber, der mit einer social und geistig tief unter ihm stehenden Stallmagd ein Verhältnis anknüpft, sich dadurch herabwürdigt, sich selbst demütigt, aus dieser freiwillig gesuchten Demütigung aber eben einen sexuellen Genuss schöpft. Andererseits ist nicht zu verkennen, dass auch ohne jede masochistische Gefühlsweise einzig und allein der grelle Kontrast zwischen den Liebenden als ein ungewöhnlicher Reiz wirken kann, als ein kräftiges Stimulans für denjenigen, dem die Sphäre der Eleganz zur Gewohnheit und zum Überdruss geworden ist, der daher neuer Irritamente bedarf. Es ist dann eine blosse Konzession an das Bedürfnis der geschlechtlichen Variation. Leo Berg betrachtet diese Begierde nach dem Niedrigen und Inferioren vom Standpunkte der social ausgleichenden Gerechtigkeit.

---

[1]) A. Eulenburg „Über Sadismus und Masochismus“ S. 4.

„Aber auch ein gewöhnliches Individuum, sobald es in seiner eigenen Gesellschaftsschicht erotisch degoutiert ist, gleitet aus und bewegt sich in der Liebe auf abschüssiger Bahn. Wo das sociale Verhältnis, der genossenschaftliche Verkehr, abgebrochen ist oder nie bestanden hat, wirkt die Sexualität um so brutaler und ausschliesslicher. Aus der niedrigen Klasse oder Gruppe formiert sich daher auch das Heer der Prostituierten. Und zwischen den Rassen, Klassen und Ständen vermittelt fast nur der erotische Trieb, weshalb die Liebe als ausgleichendes Prinzip, das urewige Motiv der Dichter geworden ist. Wenn der Herr Graf oder Kommerzienrat sich nicht für das Kammerkätzchen seiner Frau Gemahlin interessieren und in der Arbeiterin nicht das Geschlechtswesen entdecken würde (was man in einem sehr viel tieferen Wesen, Tier oder Mensch der untersten Klasse, nicht mehr findet), so würde er vielleicht nie etwas von den anderen Klassen erfahren. Und gerade, wenn der Mensch nicht mehr in der eigenen Klasse geschlechtlich auf seine Rechnung kommt (befriedigt wird), sein Geschlecht aber noch nach der Primitivität, Naivetät, Potenz, der ursprünglichen Naturkraft anderer Klassen tendiert, beginnt er sich in sentimentaler Depression auch geistig und social für diese zu interessieren.“ [1])

In den meisten Fällen dürfte, wie bereits erwähnt, das Pikante und Neuartige eines solchen Verhältnisses derartige Liaisons mit niedrig stehenden Personen (wie dies z. B. in einer erotischen Novelle „Liebesraserei mit einem Bettelmädchen“ Boston 1899 geschildert wird)

---

[1]) Leo Berg „Gefesselte Kunst“, Berlin 1901, S. 146.

oder Missgestalteten (Hinkenden, Buckligen u. s. w.)[1]) zu Stande bringen. Es giebt aber einzelne Fälle, in denen eine occasionelle Veranlassung zum Hervortreten dieser Neigung aus frühester Jugendzeit vorliegt, indem der Betreffende sexuelle Erregung und Anblick eines missgestalteten Individuums associativ verknüpfte, woraus eine dauernde sexuelle Betonung derartiger Eigentümlichkeiten hervorging.

Zwei solche Fälle hat von Krafft-Ebing beobachtet. In dem einen war der Betreffende vom 7. Jahr ab der Spielkamerad eines gleichaltrigen hinkenden Mädchens.

„Vom 12. Jahr ab gelangte der jedenfalls nervöse und hypersexual veranlagte Knabe ohne Verführung zur Masturbation. Um dieselbe Zeit erfolgte die Pubertätsentwickelung und es ist wohl zweifellos, dass die ersten sexuellen Regungen des V. dem anderen Geschlecht gegenüber mit dem Anblick des hinkenden Mädchens zusammenfielen. — Von nun ab erregten seine Sinnlichkeit nur hinkende Frauenzimmer. — Sein Fetisch wurde eine hübsche Dame, die (gleich wie die Jugendgespielin) mit dem linken Fusse hinkt. Der ausschliesslich heterosexuale und dabei abnorm sexuell bedürftige V. versuchte früh mit dem anderen Geschlecht in Relation

---

[1]) Besonders bucklige Individuen scheinen in der erotischen Litteratur eine grosse Rolle zu spielen. Rétif de la Bretonne lässt verschiedentlich in der „Antijustine“ (z. B. I, 12) seinen „Held“ mit buckligen Mädchen verkehren, und in den „Amours secrètes de Monsieur Mayeux“ (Brüssel 1832) führt Mayeux seine Erfolge in der Liebe darauf zurück, dass er einen Buckel hat. Freilich sind auf der anderen Seite „Bucklige und Verwachsene, Männer wie Frauen, berühmt wegen ihres lebendigen Geschlechtstriebes“, was Lichtenberg auf eine scherzhafte Weise physiologisch zu erklären sucht. Vgl. Eros Bd. I, S. 159—160 u. S. 204.

zu treten, war aber absolut impotent nicht hinkenden Weibern gegenüber. Am grössten war seine Potenz und Befriedigung, wenn die Puella mit dem linken Fuss hinkte, doch verkehrte er auch erfolgreich mit rechts Hinkenden." [1])

Der Philosoph Descartes hatte stets eine Vorliebe für schielende Frauen, da seine erste Liebe mit diesem Fehler behaftet war; Lydston berichtet sogar von der Liebe eines Mannes zu einer Frau, der ein Unterschenkel amputiert worden war. Später suchte er begierig nach anderen Weibern mit dem gleichen Defekt.[2])

Während der Masochismus des Mannes stets auf rein sinnliche Beziehungen sich zurückführen lässt, ist der im ganzen viel seltenere Masochismus des Weibes mehr seelischen Ursprungs. Doch ist natürlich auch, besonders bei geschlechtlich stark erregbaren Weibern, eine physisch-erotische Grundlage des Masochismus denkbar und wirklich beobachtet. (Typisches Beispiel: die sich im Bordell prostituierende Kaiserin Messalina!) Im ganzen aber ist der weibliche Masochismus nicht so sehr eine „physiologische" Erscheinung, wie Krafft-Ebing annimmt[3]), nicht auf das rein sinnliche Verhältnis der Geschlechter gegründet, sondern eine Folge der social inferioren

[1]) v. Krafft-Ebing „Psychopathia sexualis", S. 154—155.

[2]) ibidem S. 155. Merkwürdige Belege für die Anziehungskraft missgestalteter Weiber bietet das Kapitel über die mit Körperfehlern behafteten Prostituierten bei Parent-Duchatelet „Die Sittenverderbnis des weiblichen Geschlechts in Paris", Leipzig 1837, Bd. I, S. 117—118.

[3]) ibidem S. 125.

Stellung des Weibes. Ich muss demgemäss ganz entschieden bestreiten, dass die „geschlechtliche Hörigkeit“ beim weiblichen Geschlechte viel häufiger und in stärkeren Graden zu beobachten sei als beim männlichen.[1]) Da die „Geschlechtshörigkeit“ wie wir in der Einleitung ausführten, dem Grade der Sinnlichkeit und der Stärke des Geschlechtstriebes direkt proportional ist, letzterer aber beim Manne viel deutlicher und aktiver, stürmischer und unüberlegter sich geltend macht, so kommt auch der Mann viel eher in Gefahr, ein Sklave dieses Triebes zu werden, in Geschlechtshörigkeit zu geraten als das Weib. Gerade dass die Frau trotz ihrer Jahrhundertelangen Unterdrückung durch den Mann, es fast zu allen Zeiten verstanden hat, durch Vermittelung des Geschlechtstriebes ihn zu unterjochen, wodurch fast immer neben der politisch-socialen Androkratie eine Gynaikokratie in Gestalt von Galanterie, Minne, Maîtressenherrschaft u. s. w. sich geltend machte, ist ein stringenter Beweis dafür, dass sie allezeit mehr Herrin gewesen ist über ihren Geschlechtstrieb als der Mann.[2]) Masochistische Neigungen wurzeln daher bei dem Weibe mehr in dem durch Sitte, sociale und politische Verhältnisse bestimmten Seelenleben, der Geschlechtstrieb tritt erst als sekundäres aetiologisches Element hinzu. Das Servitium des Weibes gegenüber dem Manne ist, wie auch Eulenburg[3]) richtig erkannt hat, weniger „natürlich als künstlich gezüchtet“ und, so paradox es

---

[1]) ibidem S. 135.

[2]) „Jedenfalls sind der Mann, welcher das Weib flieht, und das Weib, welches dem Geschlechtsgenuss nachgeht, abnorme Erscheinungen.“ (v. Krafft-Ebing).

[3]) A. Eulenburg „Über Sadismus und Masochismus“ S. 16.

auch klingen mag, die Geschlechtshörigkeit des Mannes ist in viel höherem Grade eine physiologische Erscheinung als die des Weibes.

Trotzdem kann natürlich auch bei geschlechtlich sehr erregbaren Weibern eine der des Mannes vollkommen ähnliche Geschlechtshörigkeit vorkommen, wie denn auch im Anfange des ersten Erwachens des Geschlechtstriebes, in der Pubertät, wie wir sahen, junge Mädchen das Bedürfnis nach Selbstpeinigung und Selbstdemütigung empfinden.

So hat Shakespeare der Helena im „Sommernachtstraum" deutliche masochistische Züge verliehen, die aus ihrer überschwänglichen Liebe zu Demetrius stammen.

Helena.

Du ziehst mich an, hartherziger Magnet!
Doch ziehest du nicht Eisen, denn mein Herz
Ist ächt wie Stahl. Lass ab, mich anzuziehen,
So hab' ich dir zu folgen keine Macht.

Demetrius.

Lock' ich euch an, und thu' ich schön mit euch?
Sag' ich euch nicht die Wahrheit rund heraus,
Dass ich euch nimmer lieb' und lieben kann?

Helena.

Und eben darum lieb' ich euch nur mehr! —
Ich bin eu'r Hündchen, und, Demetrius,
Wenn ihr mich schlagt, ich muss euch dennoch schmeicheln.
Begegnet mir wie eurem Hündchen nur,
Stosst, schlagt mich, achtet mich gering, verliert mich:
Vergönnt mir nur, unwürdig wie ich bin,
Euch zu begleiten. Welchen schlechtern Platz
Kann ich mir wohl in eurer Lieb' erbitten,
(Und doch ein Platz von hohem Wert für mich!)
Als dass ihr so wie euren Hund mich haltet?

(„Sommernachtstraum" Akt II, Scene 1.)

Und in unseren Tagen ist unter dem Pseudonym „Dolorosa“ eine leibhaftige masochistische Dichterin hervorgetreten, deren Buch[1]) als ein bemerkenswertes kulturgeschichtliches Dokument betrachtet werden kann. Für den Arzt und Anthropologen haben diese offenbar mit dem Herzen geschriebenen Verse und in der Empfindung erlebten Phantasien insofern ein grosses psychologisches Interesse, als darin unsere oben dargelegte Ansicht, dass die rote Farbe in der Phantasie des Sadisten und Masochisten eine hervorragende aetiologische Rolle spiele, eine Bestätigung findet, wie dies auch der Recensent der Gedichte Dolorosa's in der „Breslauer Zeitung“ vom 26. Juli 1902 erkannt hat, indem er bemerkt: „Ihre Phantasie ist blutig. Sie wendet mit Vorliebe die rote Farbe des Blutes an. Ihr Mund ist „sündhaft rotglühend“, ihre „Sünden sind rot wie roter Mohn“. Sehr bemerkenswert ist es, dass Dolorosa die „rote Grausamkeit“ und die „Nacht voll süsser Leiden“ nicht nur über sich verhängen will, sondern auch über ihre männlichen Partner im Liebesgenusse d. h. dass sie sowohl passive als auch aktive Algolagnistin ist, und ihre Leidenschaften, die „nach Blut und Mord und Grauen schreien“, auch durch sadistische Handlungen befriedigt werden (Vgl. das Gedicht „Mein Erlöser“ S. 30—31).

Eine masochistische Nüance haben auch die nicht seltenen geschlechtlichen Beziehungen vornehmer Damen zu Männern aus niederem Stande, wie Kutschern, Lakaien, Knechten u. s. w. Es scheint aber, als ob das rein masochistische Motiv hier noch mehr hinter anderen Motiven zurücktrete als bei den Männern.

---

[1]) Dolorosa „Confirmo te chrysmate“, Berlin 1902.

Wenn jugendliche Aristokratinnen, wie dies z. B. in England nicht selten vorkommt, intime Beziehungen zu dem Jockey, der sie beim Reiten begleitet oder zu dem Kutscher unterhalten, so ist dies wohl in den meisten Fällen eine Folge der günstigen Gelegenheit und des häufigen Alleinseins des ungleichen Paares.

Nach den indischen Autoren über die Liebeskunst geben die Hetären „auch bisweilen mit Vorzügen ausgestattete, gewandte und freigebige Männer auf und ergötzen sich an gemeinem Volke, Sklaven, Elephantentreibern u. s. w.“, um gewisse raffinierte Liebesgenüsse, die sie bei den Männern aus besserem Stande sich nicht verschaffen können, zu kosten.[1])

Hier mag schon ein masochistisches Element mit hineinspielen. Deutlicher aber tritt dies hervor in jenen Fällen, in denen vornehme Damen absichtlich in der niedrigsten socialen Sphäre, bei Matrosen, Arbeitern, Strassengesindel u. dgl. geschlechtliche Genüsse suchen, obgleich sie dieselben viel leichter sich in ihren Kreisen verschaffen können. Lombroso hat eine ganze Reihe solcher Fälle zusammengestellt z. B. die Fraikin, die sich den Arbeitern ihres Mannes anbot, die Enjalbert, die sich allen Hirten ihres Dorfes preisgab, die Dacquignié, die trotz der guten Verhältnisse ihres Mannes das Leben einer Prostituierten führte, die Béridot, eine gebildete und unterrichtete Frau, die einen gemeinen Maurer unterhielt, die aus hocharistokratischer Familie stammende M., die einen Tischlergesellen zum Geliebten nahm, die elegante Witwe Gras,

---

[1]) Schmidt „Indische Erotik“ S. 549.

welche einen „ganzen Haufen vierschrötiger Liebhaber aus der schlimmsten Kanaille“ unterhielt u. s. w.[1])

Nach den Schilderungen französischer Autoren zu urteilen, scheinen besonders französische Frauen Neigung zu derartigen Extravaganzen zu haben, die sogar zu der Einrichtung von „Männerbordellen“ oder wenigstens Absteigequartieren für Frauen geführt haben, wie solche im Anfange von Bélot's „La bouche de Madame X.“ und in dem schon erwähnten in Paris spielenden Sotadicum „die Priesterinnen der Freude“ geschildert werden, wo für eine vornehme Dame regelmässig drei Männer aus dem Arbeiterstande in ein Bordell bestellt werden, um ihre sexuellen Gelüste zu befriedigen. Auch ein englisches Eroticum „Eveline; or the Amours and Adventures of a Lady of Fashion Written by herself (London ca. 1840, 2 Bände) werden die seltsamen Neigungen der Tochter eines englischen Baronets geschildert, die sich nur zu männlichen Personen niedrigen Standes hingezogen fühlt. Sie verliert ihre Unschuld an einen Diener ihres Vaters, giebt sich danach dessen sämmtlichen übrigen Bedienten, u. a. einem Neger und dem Kutscher hin, durchstreift später in männlicher Kleidung Paris, auf der Suche nach Abenteuern, und gewährt ihre Gunst einem Schuster, einer ganzen Schar von Kutschern u. s. w., verweigert dieselbe aber grundsätzlich jedem Manne aus besserem Stande und setzt auch nach ihrer Verheiratung an einen englischen Baron diesen Verkehr mit Niedriggeborenen fort.

Merkwürdig ist, dass bei Opiumraucherinnen sehr häufig geschlechtliche Hörigkeit beobachtet wird,

---

[1]) C. Lombroso und G. Ferrero „Das Weib als Verbrecherin und Prostituierte“, S. 384—385.

wie dies Baumann von den amerikanischen Opiumraucherinnen in San Francisko berichtet, welche durch diese ihre Leidenschaft ganz, und auch in geschlechtlicher Beziehung, in die Gewalt der Chinesen geraten.[1])

Das Beispiel von „Dolorosa" lehrte schon, dass es, wenn auch sehr viel seltener als dies bei Männern vorkommt, doch typische „Masochistinnen" giebt, d. h. Weiber, die in der Demütigung, Züchtigung und Schmerzempfindung einen sexuellen Genuss finden. Zu meiner Kenntnis ist der folgende authentische Brief eines solchen masochistisch empfindenden Weibes gekommen:

„Geehrter energischer Herr!

Schon seit langem ist es mein sehnlichster Wunsch, einen energischen Mann kennen zu lernen und durch Ihre Annonce hoffe ich den Richtigen gefunden zu haben; oder sollte mich diese Hoffnung täuschen, dies werde ich aus Ihrem Briefe entnehmen.

Ich bin 25 Jahre alt, voller Figur, doch sehr widerspenstigen Charakters, so dass es der grössten Energie bedarf, mich im Zaume zu halten; glauben Sie diese zu besitzen? Bitte dann schreiben Sie mir umgehend unter Chiffre V. A. 25, postlagernd Post-Amt 49 einen Brief, wie Sie sich meine Behandlung vorstellen, lassen Sie Ihrer Phantasie vollständig freien Lauf, von dem Brief hängt es ab, ob ich Ihre Bekanntschaft machen will. Geldinteressen sind selbstverständlich vollständig ausgeschlossen.

Noch möchte ich bemerken, dass es nicht so leicht ist, mich unterzukriegen, da ich ziemlich kräftig bin, und mich auch wehren kann.

Die Widerspenstige."

Immerhin sind diese Fälle sehr selten in Vergleichung mit der Häufigkeit des Masochismus bei Männern, dessen grosse Verbreitung wir ja schon aus

---

[1]) Baumann „In dunkelsten Amerika", S. 22—23.

der ethnologischen Übersicht kennen zu lernen Gelegenheit hatten. Am deutlichsten aber kommt diese Frequenz durch die Thatsache zum Ausdrucke, dass es eine systematisch organisierte masochistische Prostitution in den grossen Städten giebt, d. h. dass zahlreiche Weiber sich speziell auf die „Behandlung" der männlichen Masochisten verlegen. Diese organisierte Spezialität der Prostitution hat, abgesehen von den natürlich für alles vorbereiteten Bordellen hauptsächlich ihre Vertretung bei den unter der Firma einer „Masseurin" oder „Masseuse", einer „Magnetopathin", „Gouvernante", „Lehrerin", „Erzieherin" u. s. w. ihre Dienste anbietenden Priesterinnen der Venus, vielfach hässlichen, ausrangierten Prostituierten, aber nicht selten auch Damen aus besseren Ständen, die diesen sehr einträglichen eigenartigen Zweig der Prostitution erwählt haben und mittelst der jetzt ja leider allgemein bekannten masochistischen Zeitungsannoncen ihre Opfer anzulocken verstehen.

Diese Annoncen kündigen dem masochistischen Kundenkreise gewöhnlich die Existenz einer „energischen", „strengen" oder „strengreellen" Masseuse und Erzieherin an, die nicht selten unter dem bedeutungsvollen Namen „Wanda" auftritt; daneben spielt in neuerer Zeit auch die Form der Heiratsannonce eine Rolle, indem entweder sie von dem Zukünftigen verlangt, dass er „unter den Pantoffel" müsse oder er die Heiratskandidatin auffordert, ihm den „Fuss auf den Nacken" zu setzen. Als Vermittler solcher masochistischer Beziehungen werden auch häufig die Werke Sacher-Masoch's angerufen, für welche „Interesse" erbeten wird oder die man „vorlesen" möchte. Und wie oft sucht „Severin seine Wanda"! Eine sehr merkwürdige

Anknüpfung stellt die folgende Annonce der „Vossischen Zeitung“ (No. 371 vom Sonntag, 10. August 1902) dar:

„Energische,
distinguierte Frau, in momentaner Verlegenheit, wünscht grösseres Darlehen nur vom Selbstdarleiher. Jede Vermittlung unberücksichtigt.“

Einblick in das Treiben dieser sehr verschiedenartigen Vertreterinnen der masochistischen Prostitution gewähren die Correspondenzen, die gerade auf diesem Gebiete sehr zahlreich sind, da die Masochisten einen solchen Briefwechsel mit der „Herrin“ und die darin gegebenen detaillierten Schilderungen der ihnen verheissenen „Demütigungen“ sehr zu lieben scheinen. Eine Betrachtung einiger solcher Briefe bietet für das Studium des Masochismus grosses Interesse dar.

Zunächst sei der erste Brief einer Masseurin mitgeteilt, als lehrreiches Beispiel von dem Einflusse der Lektüre wissenschaftlicher Schriften, da die Betreffende sich über das Wesen des Masochismus ihre Ansichten offenbar nach dem Studium der „Psychopathia sexualis“ von von Krafft-Ebing gebildet hat. Der Brief, auf rotem Papier, lautet:

„Geehrter Herr!

Soeben lese ich Ihr sehr gewähltes Inserat im L. A. Verstehe ich recht? Sie suchen eine energische Herrin?

Diese finden Sie im vollsten Sinne des Wortes in meiner Person. Ich bin 30 Jahre, grosse imposante Erscheinung, und ist es mir ein Hochgenuss, meinen Sklaven zu erniedrigen, zu schlagen, treten und zu beschimpfen. Sollten Sie die Absicht haben, mir näher zu treten, dann erwarte ich von Ihnen Angabe über Ihren Charakter, Person, Alter u. s. w. Sind Sie Sklave von Geburt (sic!), oder sind Sie erst nach allem Andern darauf verfallen? Ich würde einen unterwürfig veranlagten Herrn bevorzugen.

Erwarte baldige Antwort.“

Ein Heiratskandidat, der eine „energische" Frau sucht, erhält folgende Antwort:

„Ich bin 26 Jahre alt, blond, grosse Figur, besitze ein kleines Vermögen.

Zur Bedingung für die Ehe mache ich es, dass ich im Hause regiere. Ich werde hiermit keinen Missbrauch treiben. Indessen muss mir Ihnen gegenüber das Recht der körperlichen Züchtigung zustehen, ohne die keine Hausordnung zu halten ist. Wollen Sie sich mir unterwerfen?"

Lakonisch, aber vielsagend und grell die Corruption auf diesem Gebiete beleuchtend ist das folgende Billet:

„Lieber Gregor!

Möchte gern Deine Wanda sein. Bin jung, hübsch, temperamentvoll, sehr energisch. Aber Geld musst Du alles, alles Deiner Herrin zu Füssen legen, da ich selbst keines besitze."

Eine gleichgesinnte Ausbeuterin versichert, dass sie eine „Wanda im strengsten Sinne des Wortes" sei.

Der folgende Brief eines Masochisten ist sehr wertvoll in Beziehung auf die theoretische Auffassung der masochistischen Phaenomene, weshalb er in extenso mitgeteilt sei:

„Strenge Herrin!

Im Laufe der Woche hoffe ich in Berlin zu sein und zwar Donnerstag oder Freitag. Bestimmen Sie bitte umgehend den Tag. Ich komme dann Nachmittags 5 Uhr an. Ich sehne mich sehr nach Ihrer Behandlung. Ich bin in Gedanken bald Ihr Hund und Sklave, dann wieder Ihr Pensionär oder Ihre Pensionärin, ein andres Mal Ihre Kammerjungfer. Behandeln Sie mich so, wie Sie wollen, ganz nach Ihrem Gutdünken: von Ihnen kommt mir alles recht. Vielleicht hat meine Herrin die Güte und lässt die Goldkäfer-Knöpf-Stiefel aufbroncieren. Ich bin neugierig, was Sie diesmal mit mir machen werden. Welche neue Erniedrigung werde ich über mich ergehen lassen müssen!? Lassen Sie mich recht lange bei sich, stecken Sie mich, wenn die Procedur vorbei ist, in irgend eine Kammer oder sonstwohin und nehmen Sie mich dann nochmals vor."

Bemerkenswert ist an diesem Briefe, dass die angebliche „Effemination“ des Masochisten reines Produkt der Phantasie ist. Es ist dem Betreffenden ganz gleichgiltig, ob er Sklave oder Sklavin, Pensionär oder Pensionärin ist. Die Hauptsache ist die Demütigung, die man aber nicht als „Effemination“ auffassen darf, wenn sie auch, um stärker empfunden zu werden, sich der äusseren Form derselben bedient. Die Effemination des Masochisten ist daher gänzlich im Wesen verschieden von der Effemination des Urnings. So möchte ein anderer Masochist gerne „Diener oder Schüler eines alten Herrn oder auch einer Dame“ sein und möchte als „Pferdchen, Hundchen, Kind, Geliebte, Sklave oder Sklavin“ benutzt werden. Er liebt es „sich unbedingt einem strengen, energischen, launenhaften Charakter zu unterwerfen“. Sehr bemerkenswert aber ist es, dass ebenderselbe „Sklave“ auch als „Zuchtherr“ auftreten und einen Herrn oder einer Dame die Rute geben will, und zwar „vorzüglich und abwechslungsreich“. Ein Anderer wiederum erklimmt den Gipfel der Demütigung, indem er sich nicht von einem Erwachsenen, sondern von einem Kinde züchtigen lässt.

Es muss aber auch hier betont werden — worauf v. Schrenck-Notzing und Eulenburg zuerst mit Nachdruck hingewiesen haben —, dass der Masochist häufig zugleich Sadist ist, und dass diese Metamorphose nach den jeweiligen Bedürfnissen der Phantasie vor sich geht, wie wir ja aus den mitgeteilten Briefen ersehen haben. Es ist dies ein unumstösslicher Beweis dafür, dass „Masochismus“ und „Sadismus“ keine angeborenen Wesensausflüsse der nach dieser Richtung gearteten Persönlichkeit sind, sondern erworbene Produkte äusserer Einflüsse auf die Vita

sexualis, die entweder mit den ersten sexuellen Regungen zusammenfallen oder als Folgen des geschlechtlichen „Reizhungers“ (Hoche) sich geltend machen.

Wie der Sadismus sich in den Masochismus verwandeln kann, und umgekehrt, so können auch mit beiden Zuständen sich andere geschlechtliche Verirrungen verbinden, deren die Phantasie im Laufe der Zeit eine ganze Reihe zu Tage fördert. „Man muss“, sagt Eulenburg, „von der Erfahrungsthatsache ausgehen, dass der im Krafft-Ebing'schen Sinne als „Sadist“ zu Bezeichnende in zahlreichen Fällen eben nicht rein typischer Sadist ist, sondern zugleich Masochist, zugleich aber auch „sexualpervers“ in noch allen möglichen anderen Richtungen sein kann — Päderast, Nekrophile und Zoophile, Exhibitionist, Koprophage und tout le reste.“ [1])

In einem Briefe an eine Masseuse schildert ein solcher Perverser unter dem Titel „Sein Ideal, eine masochistische Studie à la Rousseau“ die ihm in der Phantasie vorschwebenden Beziehungen zu einer „erfahrenen Lehrerin“ und „Erzieherin“, wobei er nicht nur als Masochist sich entpuppt, sondern auch als Kleiderfetischist, Schuhfetischist, Liebhaber des Cunnilingus und der passiven Pädikation am eigenen Leibe!

* * *

Diese Betrachtung hat uns von selbst zu jener grossen Gruppe von geschlechtlichen Verirrungen geführt, die ich als komplizierte sexuelle Perversitäten und Perversionen bezeichnen möchte d. h. solche, die

---

[1]) A. Eulenburg „Über Sadismus und Masochismus“ S. 4.

aus den Elementen der einzelnen bisher betrachteten und der noch weiter zu betrachtenden geschlechtlichen Aberrationen sich zusammensetzen, deren specielle Aetiologie also im wesentlichen auf eine Analyse und Eruierung dieser einzelnen Komponenten hinausläuft.

Die Möglichkeit einer Verkörperung der gesamten „Psychopathia sexualis“ in einem einzigen Individuum ist der beste Beweis für das Erworbensein der sexuellen Perversionen, da ja eine Annahme das „Angeborenseins“ sämtlicher geschlechtlicher Abnormitäten bei derselben Person unhaltbar wäre.

Schrenck-Notzing hatte Gelegenheit, ein Individuum zu beobachten, dass die „wichtigsten Erscheinungsformen der Vita sexualis in sich vereinigte, eine wandelnde „Psychopathia sexualis“. Er konstatierte häufig Verbindung von Sadismus, Masochismus und Fetischismus oder von Algolagnie, Fetischismus und Homosexualität.[1])

O. Rosenbach beobachtete einen Fall komplizierter sexueller Perversionen bei einem 19 jährigen Manne, die er in folgende Komponenten zerlegen konnte:

1. Uranismus (Neigung zum eigenen Geschlechte). 2. Erregung und Steigerung der sexuellen Erregung durch den Anblick oder Geruch des Urins männlicher und weiblicher Personen (maskierter Masochismus). 3. durch den Anblick der Entgleisung von Eisenbahnwagen resp. die Vorstellung einer solchen.[2])

---

[1]) A. v. Schrenck-Notzing „Beiträge zur forensischen Beurteilung von Sittlichkeitsvergehen u. s. w.“ in: Archiv für Kriminal-Anthropologie 1900, S. 19.

[2]) O. Rosenbach „Zur Kasuistik der sexuellen Perversion“, Referat in Monatshefte für praktische Dermatologie 1900, Bd. 30, S. 308.

Welche von diesen drei Neigungen ist angeboren? Sicherlich nicht die Homosexualität, da der Betreffende auch durch Emanationen weiblicher Wesen geschlechtlich erregt wird. Ebenso wenig kann man ein Angeborensein der anderen Perversionen annehmen, da hier ein masochistisches Element (in der sexuellen Erregung durch Urin) mit einem sadistischen (sexuelle Erregung durch Anblick der Entgleisung von Eisenbahnwagen) konkurriert, die beide unmöglich gleichzeitig angeboren sein können.

Das Zustandekommen der sexuellen Perversionen im allgemeinen und der komplizierten Geschlechtsverirrungen im speciellen erklärt sich auf eine ganz andere Weise, nämlich aus der Combination des natürlichen sexuellen Variationsbedürfnisses mit der leichten Bestimmbarkeit und Veränderlichkeit der Vita sexualis durch äussere Einflüsse.

Man darf, wie v. Schrenck-Notzing bemerkt die „Anpassungsfähigkeit des menschlichen Trieblebens nicht unterschätzen, ihm keine zu engen Grenzen ziehen; denn die Beobachtungen der Geschichte und des täglichen Lebens lehren, dass die Geschlechtsliebe, so sehr sie von vererbten Gewohnheiten abhängig ist, dennoch bei Menschen und Tieren wenig beständig und fest sich erweist, vielmehr zur Variation, Abwechslung, zur Bestimmbarkeit durch äussere Einflüsse hinneigt.“ [1])

Die eine aetiologische Komponente der sexuellen Perversionen, das bis zum geschlechtlichen Reizhunger sich steigernde Bedürfnis nach Variation in den sexuellen

---

[1]) v. Schrenck-Notzing a. a. O. S. 24.

Beziehungen und Bethätigungen, habe ich bereits in Teil I dieses Werkes (S. 165—174) ausführlich betrachtet. An dieser Stelle muss also nur die zweite Komponente, die Wirkung äusserer Einflüsse auf die Vita sexualis betrachtet werden.

Sehen wir von dem unzweifelhaft vorhandenen geistigen und metaphysischen Kern der Liebe ab, der sich in ihrer ungeheuren Bedeutung für das individuelle und soziale Leben, für die fortschreitende Entwickelung offenbart, so ist die Liebe in ihrer Erscheinung als Geschlechtstrieb durchaus sinnlicher Natur, ja, im weitesten Sinne nimmt der ganze Körper an dem Akte der Liebe teil. Alle Sinne wirken mit zur Vollendung desselben, und es ist die Bedeutung dieser synaesthetischen Reize beim Geschlechtsverkehr eine ausserordentlich grosse in Beziehung auf die Entwicklung gewisser sexuell erregender Vorstellungen und daraus resultierender sexueller Perversionen.

Ein geistreicher englischer Gynäkologe, Dr. James Blundell, charakterisiert diese komplizierten Einflüsse beim Geschlechtsakte folgendermassen:

„Die Emanation der Liebe, ein so raffiniertes und feines Gefühl, aus den so groben und heftigen Instinkten, könnte uns an das Bild der Transformation des bösen Geistes in die Gestalt eines schönen Engels erinnern, während der besonnenere und geschickte Naturforscher wahrscheinlich an die Metamorphose der Raupe in das flüchtige und luftige Wesen denken wird, welcher es sein Dasein verdankt. Es geschieht zum Teil durch die Berührung, durch das Ohr und die Augen, dass diese Gefühle unter den Menschen angeregt werden, aber vorzugsweise vielleicht durch die Augen, denn die

Grazien finden den Liebes-Gott nur blind, wenn sie ihm die Binde anlegen. — Auch bei Tieren haben Ohr und Auge ihren Einfluss — uritque videndo femina — bei ihnen aber wird der Geschlechts-Instinkt häufig in Aufregung gebracht durch die Thätigkeit eines ganz andern Sinns, besonders beim Männchen, und dieser Sinn ist der Geruch." [1])

Die Grenzen der Liebe sind nach Mantegazza so ausgedehnt wie die Menschenwelt, so kraus und zickzackartig wie die Küste von Dalmatien oder Norwegen, launenhaft, unregelmässig, ewig beweglich. Sie ist „ein Land, welches Ausläufer in alle Grenzländer vorschiebt; die Sinne und die Empfindungen und die Gedanken stehen mit ihr in innigem, verwickeltem Verkehr." [2])

Es können alle Sinne synaesthetische Reize beim Geschlechtsakte liefern, wodurch nicht nur eine Vielfältigkeit erogener Zonen geschaffen wird, sondern häufig irgend ein bestimmter anfänglich nur synaesthetischer Reiz allmählich als unentbehrlich zum vollen Genusse und schliesslich als allein den letzteren herbeiführend empfunden wird, indem gewissermassen dieser Reiz sich als selbstständiges Agens von allen übrigen Komponenten der Libido sexualis ablöst und zum sexuellen „Fetisch" wird. Der Dichter Lohenstein schildert sehr anschaulich diese Teilnahme der Sinne am Wollustgefühle:

---

[1]) J. Blundell „Vorlesungen über Geburtshülfe", Deutsch von L. Calmann, Leipzig 1836, S. 88.

[2]) Mantegazza „Die Physiologie der Liebe", 3. Auflage, Jena o. J., S. 170—171.

Es nagt ein hefftig Brand an Adern und Gebeinen,
Der Kitzel sticht mein Fleisch, die Geilheit regt mein Herz.
Ich kann die Lüsternheit nicht bergen, noch verneinen,
Mein Blut bekämpfet Brunst, den Geist ein rasend Schmerz,
Jedweder Sinn vermählt sich mit den schnöden Lüsten;
Es schwillt mehr Brunst als Milch und Atem in den Brüsten.

Mein Auge sieht sich umb nach fleischlichem Vergnügen;
Stellt hundert Männer mir als ihren Werkzeug für.
Wie Flammen von dem Oel und Weyrauch Zunder kriegen,
So wachsen von Geruch des Ambra sie in mir.
So Ohr als Zunge wird zu einer Wollust-Rinne,
Mein Fühlen ist vermählt mit einem sechsten Sinne.

Ja mein Gedächtnis selbst versucht mich zu verleiten,
Und mahlt, wie da mein Mann mich's erste Mal umbfieng,
Mir seine Buhlschaft ab mit tausend Süssigkeiten,
Und was für Wollust ich aus seiner Brunst empfieng.[1])

Wie der Dichter hier ausführt, sind es die Sinne und die Phantasie, welche als integrierende Bestandteile der Libido sexualis aufzufassen sind und dem eigentlichen Geschlechtsakt synaesthetische Reize zuführen.

Schon der Tast- und Gefühlssinn vermag wollüstige Empfindungen auch von zahlreichen anderen Körpergegenden als den Genitalien auszulösen. Gerade auf ihn bezieht sich meistens das, was man als „erogene Zone“ bezeichnet hat, welche also nicht bloss die Haut der äusseren Genitalien, sondern auch die Perineal- und Analregion, die Brustwarzen, Lippen und Zungenschleimhaut umfasst[2]), wie denn z. B. die als „Seraphinenkuss“ von

[1]) Rede der Maria Cornelia aus Caspar v. Lohenstein's „Blumen“ citiert nach A. Lindwurm „Über die Geschlechtsliebe in social-ethischer Beziehung“, Leipzig 1879, S. 138.

[2]) von Schrenck-Notzing „Litteraturzusammenstellung über die Psychologie und Psychopathologie der vita sexualis“ in: Zeitschrift für Hypnotismus“, Bd. IX, Heft 2, S. 101.

den Königsberger Muckern geübte wechselseitige Berührung der Zungenspitzen höchst wollüstige Gefühle hervorgerufen haben soll[1]), was dadurch bestätigt wird, dass diese raffinierte Liebkosung in der erotischen Litteratur eine grosse Rolle spielt. Ebenso wird bei vielen Frauen die sexuelle Erregung durch Berührung der Brustwarzen ausgelöst, welche Manipulation sogar auch bei Männern Erfolg haben soll (Über den Anus als erogene Zone vgl. die Mitteilungen in Teil I, S. 224—227 u. S. 241—243). — Mantegazza bezeichnet sogar die Liebe als eine höhere Form des Gefühlssinns. „In den tieferstehenden tierischen Formen wie auch in den menschlichen Naturen von niedrigen und tierischem Charakter ist die Liebe nichts anderes als Berührung und Betastung . . . In der Liebe ist jede Tastempfindung ein Verrücken der Grenzen zwischen dem Mein und Dein, und ein Aufgeben des eigenen Ich ist davon untrennbar.“ [2])

Welche bedeutsame aetiologische Rolle unter Umständen die Erweiterung der erogenen Zonen durch den Tastsinn erfahren kann, haben wir in Teil I (a. a. O.) von dem Beispiele der durch die Etablierung einer solchen Zone in der Regio analis hervorgerufenen Neigung zur passiven Pädication gezeigt. Vielleicht hängen auch kallipygische Neigungen ebenso sehr mit dem Tastsinn wie mit dem Gesichtssinn zusammen. Leo Berg meint, der Mann wittere das Weib in Allem, was rund ist und giere daher nach Hüften und Busen.[3]) Ebenfalls scheint mir der, besonders in der Pubertätszeit, oft übermächtig auftretende Berührungsdrang, auf durch den Tastsinn bedingten sexuellen Reizen zu

---

[1]) Stoll a. a. O. S. 392.

[2]) Mantegazza a. a. O. S. 173 u. 174.

[3]) L. Berg a. a. O. S. 142.

beruhen, indem bei solchen Individuen allein die Berührung und Betastung ausreicht, bei ihnen Orgasmus und Ejaculation hervorzurufen.

Offenbar ist bei dem von uns bereits besprochenen Wort-Sadismus und Wort-Masochismus der Gehörsinn als solcher ebenfalls beteiligt, wenn auch hier andere Momente mehr seelischer Natur mithineinspielen. Mantegazza macht auf die Verschiedenheit der Stimme bei beiden Geschlechtern aufmerksam, die dadurch als sexueller Reiz wirke, und es ist ja bekannt, wie innige Beziehungen die Musik zur Erotik hat. Im allgemeinen aber spielt der Gehörsinn in der Aetiologie der geschlechtlichen Verirrungen eine geringe Rolle, und jener Lebemann, der in „Mes amours avec Victoire“ die einzelnen Phasen seines Liebesgenusses von entsprechenden Klavierstücken begleiten lässt, um dadurch den Genuss zu erhöhen, dürfte ein Erzeugnis raffinierter Phantasiethätigkeit sein. Hingegen scheint dem Gehörsinn in der Aetiologie des Kleiderfetischismus (s. u.) eine gewisse Bedeutung zuzukommen.

Der Gesichtssinn dagegen, der „erste Bote der Liebe“, der „mit der Linken hart an der Erde entlang die Wollust geleitet“, während er mit der Rechten unsern Blick in „die höchsten Regionen des Ideals hinauflenkt“ (Mantegazza), hat eine grosse Bedeutung für die Vita sexualis. Durch ihn werden Farbe und Form zu synaesthetischen geschlechtlichen Reizen, die besonders für Sadismus und Fetischismus eine hervorragende aetiologische Bedeutung haben.

Moll hat als eine besondere Form sexueller Erregung durch den Gesichtssinn die Mixoskopie[1]) auf-

[1]) Von μίξις = die geschlechtliche Vereinigung und σκέπτειν = zuschauen.

gestellt, die sich sowohl bei Heterosexuellen als auch bei Homosexuellen, bei Männern und bei Weibern findet. Diese Mixoskopie besteht darin, dass der Betreffende sexuellen Genuss lediglich in dem Zuschauen bei Geschlechtsakten anderer Personen findet.[1])

Auch die Mixoskopie ist durchaus nicht einer raffinierten Civilisation eigentümlich, sondern Ploss-Bartels hebt gerade als ein Zeichen primitiver Kultur hervor, dass die Ausübung des Koitus vor den Augen einer zuschauenden und gewiss nicht indifferenten Corona erfolgt.

Ibn Fadlân berichtet nach Jacob im Jahre 921 über die Waräger-Russen:

„Jeder von ihnen hat ein Ruhebett, worauf er sitzt, und bei ihm sind seine schönen Mädchen, die zum Verkauf bestimmt sind. Atque unus cum puella concumbit amico adspiciente et interdum complures commiscentur hoc modo alii in conspectu aliorum, et interdum mercator in eos incidit, ut puellam ex iis emat, eumque cum illa concumbentem invenit neque ab ea decedit nisi proposito perfecto“.[2])

Bei den Malayen der Philippinen wird der Koitus ungeniert auf offener Strasse vollzogen. Kein Wunder, dass auch die Kinder durch diesen Anblick sexuell erregt werden und das Beispiel coram publico nachahmen (Blumentritt).

In Tahiti sahen Cook's Reisebegleiter die Begattung öffentlich vor aller Augen vollziehen, unter gutem Rat der Umstehenden, namentlich der Weiber. Ähnliches sah La Perouse in Samoa.

---

[1]) A. Moll „Konträre Sexualempfindung“, S. 308—309.

[2]) Ploss-Bartels a. a. O. Bd. I, S. 432.

Lombroso berichtet von 10 Soldaten, welche nacheinander den Koitus mit einer Prostituierten an einem öffentlichen Orte und jedes mal im Beisein der übrigen vollzogen.[1])

In ähnlicher Weise vollzog der englische Mucker Prince in Gegenwart aller Brüder und Schwestern den „Ehebund des Geistes und des Fleisches" mit der Jungfrau Miss Paterson.[2])

Mit dem Namen „Voyeurs", der recht gut die Vermittelung durch den Gesichtssinn zum Ausdrucke bringt, bezeichnen die Franzosen jene Individuen, welche die Bordelle zum Zwecke der Befriedigung ihrer mixoskopischen Gelüste besuchen und entweder als reine „Voyeurs" d. h. in Gegenwart und mit Wissen des den Koitus ausübenden Paares diesem zuschauen oder als sogenannte „trous-voyeurs" durch eine den Blicken der in geschlechtlicher Thätigkeit Befindlichen verborgene Öffnung letztere beobachten.[3]) Man kann sogar von einer „mixoskopischen Prostitution" reden, indem Soldaten und andere kräftige Männer sich für Geld herbeilassen, dem „Voyeur" oder wie der Pariser Jargon ihn auch nennt, „Gaga" den Anblick eines mit Energie ausgeführten Geschlechtsaktes zu verschaffen.[4]) Der Verfasser der „Untrodden Fields of Anthropology" berichtet von den chinesischen Bordellen in Cho-lon, dass öfter ältere Männer dorthin kommen, von einem Diener oder starken Kuli begleitet. Letzterer muss in ihrer Gegenwart den Koitus mit einer Prostituierten ausüben, während sein

---

[1]) Lombroso a. a. O. S. 549.

[2]) W. H. Dixon „Seelenbräute", Deutsch von J. Frese, Berlin 1868, Bd. I. S. 276—278.

[3]) Vgl. A. Coffignon „La Corruption à Paris", S. 317—320.

[4]) „Untrodden Fields of Anthropology", Paris 1897, Bd. I, S. 74.

Herr alle Phasen desselben begierig mit den Augen verfolgt.[1]) In gewissem Sinne gehören auch die sogenannten „Spiegelsäle“ der Bordelle hierher, von denen z. B. in der 50er Jahren des 19. Jahrhunderts derjenige in der Schwiegerstrasse in Hamburg sehr berühmt war. Hier bezieht sich die Mixoskopie allerdings wohl meist auf die eigene Person.

Auch bei Weibern kommt Mixoskopie vor. Messalina zwang ihre Hofdamen, sich in ihrer Gegenwart zu prostituieren.[2]) In den „Denkwürdigkeiten des Herrn v. H.“ wird eine Scene geschildert, in welcher eine ältere Frau ein junges Mädchen dazu verführt, sich in ihrer Gegenwart dem Titelhelden preiszugeben und durch den Anblick in grösste sexuelle Erregung gerät.

Die Mixoskopie ist wohl die hauptsächliche Ursache der Gründung der geheimen sexuellen Clubs, deren Mitglieder sich zu gemeinschaftlichen geschlechtlichen Orgien versammeln, wie solche in der pornographischen Litteratur so überaus häufig geschildert werden. So vereinigen sich nach Coffignon oft die „Voyeurs“ von Paris zu kleinen Gesellschaften, die die Wohnung einer Dirne zum Schauplatze ihrer schmutzigen Orgien wählen und sich an gewissen Abzeichen erkennen. Einer dieser Voyeurs-Clubs heisst z. B. „bande des casserolles“ nach dem betreffenden Abzeichen, der Miniaturnachbildung einer Kasserolle.[3])

In einem amerikanischen freien Roman von G. Thompson „Fanny Greeley, or Confessions of a Free-

---

[1]) ibidem Bd. I, S. 74.

[2]) de Serviez „Les femmes des douze Césars“, Paris 1720 S. 246.

[3]) Coffignon a. a. O. S. 320.

love Sister" (New-York o. J.) werden die ähnlichen Begebenheiten in einer „Free-love Society" erzählt.

In Betreff der speziellen aetiologischen Momente, welche einen sexuellen Genuss durch das blosse Zuschauen bei geschlechtlichen Akten verschaffen, wirkt natürlich der Anblick des rein Geschlechtlichen an sich ebenso erregend wie der Anblick eines obscönen Bildes. Das Bild ist zwar in die Wirklichkeit übersetzt, aber es bleibt doch immer noch Bild.

Zweitens hat Moll sehr richtig das masochistische Element in der Mixoskopie erkannt, indem er darauf hinweist, dass für den Mann eine gewisse Demütigung darin liegt, dass er das Weib in dem Besitze eines anderen sieht.[1] Wanda sagt in der „Venus im Pelz" zu Severin: „Ich glaube, dass man, um einen Mann für immer zu fesseln, ihm vor Allem nicht treu sein darf. Welche brave Frau ist je so angebetet worden, wie eine Hetäre?" Severin erwidert: „In der That liegt in der Treulosigkeit eines geliebten Weibes ein schmerzhafter Reiz, die höchste Wollust". Aber dies nur dann, wenn der Mann weiss, dass das Weib sich einem anderen hingiebt. Gerade diese „dämonische Grösse" facht die Leidenschaft des Mannes an.[2] Hierher gehören die von Martineau und andern französischen Autoren berichteten Fälle, in denen verheiratete Männer ihre Frauen ins Bordell führen, damit sie sich dort, womöglich noch in ihrer Gegenwart, jedem Beliebigen preisgeben. Es sind aber nicht immer die eigenen Frauen, sondern oft auch fremde Mädchen, die zu diesem

---

[1]) Moll „Konträre Sexualempfindung", S. 309.

[2]) Sacher-Masoch „Venus im Pelz" S. 75—76.

Zwecke von Männern gemietet werden. Eulenburg[1]) berichtet folgende Fälle:

Ein Herr spricht ein Mädchen auf der Strasse an und engagiert sie dazu, einen anderen Mann anzulocken und sich mit diesem in das erste beste Absteigequartier zu begeben. Während die Beiden oben verweilen, patrouilliert er ruhig die Strasse auf und ab, und erwartet ihre Zurückkunft, um sich dann vergnügt zu entfernen.

Ein anderer Herr verlegt den Schauplatz seiner Thaten auf den Boulevard zwischen Madeleine und Oper; er engagiert eine der dortigen Strassenläuferinnen, sie muss vor ihm hergehen, möglichst provocierende Bewegungen machen, um von Herren angesprochen zu werden und — recht viel Anträge zu bekommen, nach deren Zahl sie von ihm honoriert wird.

Unzweifelhaft liegt auch in der sogenannten Gastfreundschaftsprostitution, bei welcher der Ehemann seine Frau dem Fremden überlässt, ein solches Moment der larvierten Mixoskopie.

Als eine Art von „passiver" Mixoskopie muss die Neigung mancher Individuen, besonders weiblicher, angesehen werden, beim Beischlaf von Anderen betrachtet zu werden, wie dies schon Martial in einem seiner Epigramme (I, 34) schildert. Casanova behauptet, dass ein Weib, selbst ein sonst züchtiges, leichter zu erobern ist, wenn ihre weiblichen Bekannten bei ihr sind.[2])

Eine eigenartige, der Mixoskopie verwandte Form des Geschlechtsverkehrs wird in einem südslavischen Liede beschrieben. Krauss giebt dazu folgenden

[1]) A. Eulenburg „Sexuale Neuropathie" S. 107.

[2]) Lombroso a. a. O. S. 548—549.

Kommentar: „Zwei Mädchen wollen unzertrennlich sein, gleichzeitig ihre Liebhaber in einem und demselben Raume geniessen und mit einander abwechseln. Mädchen behaupten, es wäre die reizvollste Unterhaltung, wenn ihrer mehrere mit einer gleichen Anzahl Burschen in verdunkelter Stube der Liebe pflegen und der Bursche nicht weiss, welches Mädchen und das Mädchen nicht, welchen Burschen sie nimmt.“[1])

Hier erregt also der Gedanke der geschlechtlichen Promiskuität in ähnlicher Weise, wie bei de Sade und Rétif de la Bretonne die Idee der eigenen und der fremden Prostitution als sexuell erregendes Moment gepriesen wird, die sogar den Letzteren zu dem Ausrufe begeistert: Que les putains sont heureux! (Anti-Justine Bd. II, S. 59).

Eine ausserordentlich grosse aetiologische Bedeutung für die Genesis geschlechtlicher Verirrungen kommt dem Geruchssinne und meist in Verbindung mit diesem dem Geschmackssinne zu.

Nach Haeckel's Hypothese wäre sogar der Geruch die Quintessenz, das ursprünglichste Wesen der Liebe. Der Trieb, die sinnliche Regung, welche die Samenzelle zur Eizelle treibt, ist eine geruchsähnliche Empfindung. Der erotische Chemotropismus der beiden copulierenden Germinalzellen beruht auf einer Anziehung

---

[1]) Friedrich S. Krauss a. a. O., *Κρυπτάδια* 1901, Bd. VII, S. 146.

durch den Geruch.[1]) Dieser Theorie scheint sich Eugen Kröner anzuschliessen. Auch er betrachtet die Conjugation zweier Vorticellen als eine Wirkung von durch den chemischen Sinn ausgelösten Geruchsempfindungen. Nach ihm macht der Geruch das Wesentliche im Geschlechtstriebe der Tiere aus.[2])

Hiernach wären also überhaupt Geruchsempfindungen das Primäre beim Zustandekommen der geschlechtlichen Anziehung, die letzte Ursache, auf welche sich diese zurückführen lässt.

Wenn man nun auch dieser Ansicht nicht beistimmt, vielmehr das Phaenomen des Geschlechtstriebes für ein viel komplizierteres hält, so ist dennoch zuzugeben, dass der Geruchssinn eine sehr grosse Rolle in der tierischen Vita sexualis spielt.

Dass auch beim Menschen Beziehungen zwischen Nase und Sexualität bestehen, wird durch den von Fliess[3]) erbrachten Nachweis der sogenannten Genitalstellen der Nase (an der unteren Muschel) erhärtet, welche Stellen der Nasenschleimhaut bei sexuellen Erregungen, bei Menstruation, Koitus u. s. w. gewisse Veränderungen (Schwellung) erleiden. Schiff hat neuerdings durch Untersuchung von 47 Fällen die Existenz der Fliess'schen Genitalstellen der Nase vollkommen bestätigt. Er konnte sogar durch Cocainisierung dieser Stellen bei Fällen von Dysmenorrhöe die

---

[1]) Ernst Haeckel „Anthropogenie oder Entwickelungsgeschichte des Menschen", 4. Auflage, Leipzig 1891, Bd. I, S. 147 und Bd. II, S. 886, Anmerk. 195.

[2]) Eugen Kröner „Das körperliche Gefühl. Ein Beitrag zur Entwickelungsgeschichte des Geistes", Breslau 1887, S. 70.

[3]) Vgl. Wilhelm Fliess „Über den ursächlichen Zusammenhang von Nase und Geschlechtsorgan", Halle a. S. 1902.

Schmerzen beseitigen. Die Erklärung für das Aufhören der dysmenorrhoischen Beschwerden nach Anästhesierung der Genitalstellen der Nase sucht Schiff darin, dass die Schmerzen nicht primär im Genitale entstehen, sondern von den Genitalstellen der Nase dorthin projiciert werden.[1] Übrigens werden dieselben reflektorischen Beziehungen zwischen Sexualfunktion und Nase auch bei Männern beobachtet. Bekannt ist ja ebenfalls die innige Beziehung, in welche man die Grösse der Nase zu der Intensität des Geschlechtstriebes gebracht hat, indem Individuen mit grossen Nasen eine dementsprechend stark entwickelte Libido sexualis haben sollen.

Auf diese eigenartige Verbindung zwischen Nase und Genitalien deutet auch die folgende merkwürdige Äusserung des alten Arztes Reinhard:

„Doch denen Neugierigen will ich auch nicht den allergeheimsten Ort der Natur verdecken, sie sollen also wissen, dass sich bey denen Schönen dasjenige Muttermaal, welches auf der Nase sitzet, bey ihnen die Lefzen an den Geburtsgliedern einzunehmen pflegt. Steht aber ein Maal auf dem rechten oder linken Nasenflügel, so wird sich dieses ebenfalls fast an dem obersten Teil, wo die Nymphen ihren Ursprung nehmen, wieder erblicken lassen.“ [2])

---

[1]) Schiff „Über die Beziehungen zwischen Nase und weiblichem Sexualorgan“ in: Sitzung der K. K. Gesellschaft der Ärzte in Wien vom 11. Januar 1901 nach Deutsche Medizinal-Zeitung 1901 No. 11.

[2]) Chr. T. E. Reinhard „Satyrische Abhandlung von den Krankheiten der Frauenspersonen, welche sie sich durch ihren Putz und Anzug zuziehen.“ Glogau und Leipzig 1757, Bd. II, S. 134—135.

Ein weiterer Beweis für das Vorhandensein eines Zusammenhanges zwischen Geruchssinn und Sexualität ist die von Zwaardemaker entdeckte Thatsache, dass die erotischen Gerüche von einer einzigen chemischen Gruppe, der Capryl-Gruppe geliefert werden. Dazu gehören u. a. Schweiss, Sperma, Vaginalsecret, zersetzte Smegma als tierische Absonderungen; unter den Pflanzen liefern besonders Chenopodium vulvaria, Geranium Robertianum, Thalictrum foetidum, Ribes nigra solche die Sexualität anregenden Gerüche.[1]) Einzelne Tiere besitzen in der Nähe der Geschlechtsteile sogenannte Parfümdrüsen, welche derartige Stoffe mit sehr scharfem Geruche absondern, z. B. Biber und Moschustier.[2])

Die nahe Verwandschaft aller dieser genitalen Riechstoffe, ihre Zugehörigkeit zu ein und derselben chemischen Gruppe beweist, dass sie in der That eine natürliche, biologische Beziehung zur Vita sexualis haben, während andere Riechstoffe, besonders von aus Blumen hergestellten Parfümen, nur eine künstliche Beziehung zur Sexualität haben, die man sich in ähnlicher Weise entstanden denken muss, wie die mannigfaltigen Formen der Kleidung sexuelle Wirkung im Laufe der Zeit erlangt haben.

In Beziehung auf die Wirkung jener natürlichen spezifischen Sexualgerüche bei Tieren berichtet Blundell, dass ein Tambour sich eine Zubereitung der Genitalien und Blasen der Weibchen verschiedener Tiere während der Brunstzeit machte und diese zu einer Art Brei mischte, durch den er gewisse Tiere anlockte. „Ratten

---

[1]) H. Zwaardemaker „Die Physiologie des Geruchs" Leipzig 1895, S. 235.

[2]) Vgl. Charles Darwin „Die Abstammung des Menschen" übersetzt von Carus, Stuttgart 1890, S. 398; S. 597—599.

lieben das Rosenöl und die Katzen labt der Geruch der Valeriana. Ich vermute, dass wenn Oelarten u. s. w. unwiderstehliche Köder für Tiere abgeben, so kommt dies daher, weil ihr Geruch dem der Weibchen gleicht. In allem diesen finden wir neue und kräftige Mittel, wilde Tiere in unsere Gewalt zu bekommen und dieselben, wenigstens eine Zeit lang, unserm Willen zu unterwerfen. Es bleibt nach meinem Dafürhalten kein Zweifel übrig, dass unter allen Ködern, die man während der Brunstzeit anwendet, besonders für männliche Tiere keins so anlockend und betäubend ist, als die Gerüche des Weibchens, die man künstlich bereiten kann." [1])

Auch beim Menschen lässt sich der angenehme „Duft", der süsse „Odem" der Geliebten u. s. w., der in der belletristischen Litteratur eine so grosse Rolle spielt, auf sehr reale Verhältnisse zurückführen. Wie wir sahen, gehört auch der Schweiss zur Gruppe der Capryl-Gerüche. In der That scheint die Ausdünstung beim Menschen unter Umständen eine sexuell erregende Wirkung zu haben. Most berichtet von einem Bauern, der sogar keusche Mädchen dadurch verführte, dass er ihnen mit seinem während des Tanzes unter den Achseln getragenen, schweissdurchtränkten Taschentuch das Gesicht abtrocknete. Eine ähnliche Ursache hatte die plötzlich erwachende leidenschaftliche Liebe der Könige Heinrich III. und Heinrich IV.

Auf den Philippinen dient die Leibwäsche als Liebespfand, deren Ausdünstung häufig von dem oder der Verliebten berochen wird.[2]) Ein merkwürdiger Gebrauch herrscht auch bei der Wahl der Frauen und Beischläferinnen des Königs von Aracan in Indien. „Jeder

---

[1]) J. Blundell a. a. O. S. 89—90.

[2]) Krafft-Ebing „Psychopathia sexualis" S. 25—26.

Statthalter schickt ihm jährlich zwölf der schönsten und auserlesensten Mädchen aus seiner Provinz, im Alter von zwölf bis fünfzehn Jahren. Nach ihrer Ankunft bei Hof kleidet man sie in einen Rock von Baumwollenzeug, setzt sie der Sonne aus, und lässt sie tanzen, bis der Schweiss das Kleid durchdringt. Diese Kleider werden zum König gebracht, der eines nach dem anderen beriecht, und dann diejenigen für sich bestimmt, deren Schweiss keinen unangenehmen Geruch hat; die anderen erhalten seine Höflinge.“ [1])

Neben dieser allgemeinen körperlichen Ausdünstung, die speciell in den Haaren und im Nacken lokalisiert wird, scheint sogar auch der specifische Geruch des Smegma und des Vaginalsecretes selbst unter gewöhnlichen Umständen eine erotische Wirkung zu haben. Falck bemerkt in seiner Abhandlung über die venerische Krankheit: „Weder Kunst noch Natur brachte eine Feuchtigkeit hervor, die einen so besonderen Geruch von sich giebt, als diejenige, welche sich in den innern weiblichen Schamteilen befindet, der, wenn er von einer reinen und gesunden Frauensperson herkömmt, dem Verliebten vor der Umarmung angenehm ist, gleich nach derselben aber ekelhaft wird. Dies that die Natur, den Instinkt zu befördern, der aber auf die Tiere mehr Einfluss hat als auf die Menschen“.[2]) Letzterer einschränkende Zusatz dürfte die thatsächlichen Verhältnisse richtig wiedergeben.

---

[1]) Witmalett „Der Mann und das Weib in ehelicher Verbindung“, Leipzig u. Stuttgart 1833, S. 48. Vgl. auch J. P. Frank „System einer vollständigen medicinischen Polizey“, Frankenthal 1791, Bd. II, S. 78—79.

[2]) N. D. Falck „Abhandlung über die venerischen Krankheiten“. Aus dem Englischen. Hamburg u. Kiel 1775, Teil I, S. 122.

Im Département Seine inférieure und bei Rouen heisst die Pflanze Chenopodium vulvaria auch „coniô“ (nach „con“, cunnus), weil ihr Geruch vollkommen mit dem der weiblichen Genitalien übereinstimmt, daher sie auch in der Botanik den Beinamen „vulvaria“ führt (in Italien „connina“ oder „erba connina“, im Mailändischen „erba merda“, deutsch: F . . . . . -Kraut.) Man sagt daher auch von einem Mädchen, besonders einer Rothaarigen „tu sens le „coniô“ de notre jardin.“[1])

Eine grössere Rolle als diese natürlichen Sexual-Gerüche spielen aber heutzutage die künstlichen Riechstoffe, welche als Aphrodisiaca verwendet werden.

Man kann annehmen, dass der Ursprung der künstlichen Duftstoffe sich zum Teil an die Nachahmung oder Verstärkung der natürlichen Ausdünstung knüpft, zum Teil aber auch, besonders in späterer Zeit, auf ein Bestreben, die letztere zu verdecken, zurückzuführen ist, dann nämlich, wenn diese Ausdünstung den Charakter einer unangenehmen annahm. So erklärt sich die Verwendung von so scharfen Stoffen wie Moschus, Ambra, Zibeth u. s. w. neben den milden und angenehmen Riechstoffen aus der Blumenwelt.

Den Gesichtspunkt des rein künstlichen Ursprungs der Parfüme ohne jede Beziehung zum menschlichen Eigengeruche hebt Kistemaecker, m. E. allzu einseitig hervor. Er sagt: „Dass sich Frauen parfümieren und damit Männern imponieren, ist einer der tiefgründigsten Beweise von der Täuschungsfähigkeit der menschlichen Seele. Die erste Frau, die sich parfümierte und es in der Hoffnung that, ihr männlicher contre-part werde

---

[1]) „Folklore de la France“ in: *Κρυπτάδια*, Paris 1898, Bd. V, S. 392.

auch nur auf tausend Meilen zu der Vermutung gebracht werden, der Wohlgeruch gehöre ihr zu, entströme ihrem Körper, oder sei der vornehme Ausdruck ihrer Seele, hat einen kühneren Schluss auf die Einrichtung der männlichen Seele gemacht, und eine kühnere Entdeckung im Bereich der menschlichen Psyche unternommen, als jemals Kant in seiner „Kritik der reinen Vernunft". Und sie reüssierte. Wirklich glauben wir, der Odeur, der Wohlgeruch einer Frau sei etwas ihr Eigentümliches, zählen ihn zu ihren Eigenschaften und identifizieren ihn mit ihr selbst. Wirklich sagen wir: sie riecht gut." [1])

Nach einer Seite hin liegt in dieser Bemerkung etwas durchaus Richtiges.

Es giebt nämlich nichts so Seltsames, Ungeheuerliches, Unerhörtes, was man nicht künstlich in die menschliche Liebe einführen und dem Verliebten als ein notwendiges Element und Ingredienz des sexuellen Genusses suggerieren könnte. Die Aufnahme-, Erweiterungs- und Anpassungsfähigkeit der Libido sexualis in Beziehung auf diese äusseren Zusätze, Raffinements und Hülfsmittel ist beinahe eine unbegrenzte. Es ist dies eben eine natürliche Folge jener schon so oft erwähnten anthropologischen Eigenschaft der physischen Liebe, ihres ewig regen Bedürfnisses nach Abwechselung, nach Zuführung neuer, unbekannter und stärkerer Reize. Dieser „Reizhunger" kann natürlich ganz heterogene, dem Wesen der Liebe gänzlich fremde Dinge heranziehen, deren Aetiologie ganz dunkel bleiben müsste, wenn man sich nicht immer vergegenwärtigte, auf welche paradoxen und bizarren Einfälle das Bedürfnis

---

[1]) H. Kistemaecker a. a. O. S. 4—5.

nach Variation in der Befriedigung des Geschlechtsgenusses verfallen kann. Es giebt eine Legion jener capriciösen Wunderlichkeiten und Seltsamkeiten in der Liebe, die sich einer wissenschaftlichen Betrachtung und Rubricierung gänzlich entziehen, von dem Maikäfer, der auf der Glans penis herumkrabbelt[1]) bis zu der Pfauenfeder, mit der sich ein Mann umgürten muss, um allein dadurch sexuelle Befriedigung zu finden.[2])

Auf der anderen Seite muss daran festgehalten werden, dass die am meisten verbreiteten, hervorstechenden und allgemein bekannten geschlechtlichen Verirrungen und Raffinements aus den biologischen Elementen des Geschlechtstriebes sich erklären lassen bezw. an solche anknüpfen.

So darf man mit gutem Grund annehmen, dass jene Parfüme, die der Capryl-Gruppe nahestehen, als einfache Verstärkungen der natürlichen specifischen Sexualgerüche ihre heutige Bedeutung gewonnen haben. Andererseits haben gewiss viele Parfüme von Anfang an nur dazu gedient, um unangenehme Effluvien des menschlichen Körpers zu verdecken. Freilich erzielen die Träger dieser Parfüme, sowohl der ersten als der zweiten Kategorie oft das Gegenteil der beabsichtigten Wirkung, wie dies Reinhard in seiner derben Art schildert:

„Alsdenn haben die Frauenzimmer den allerangenehmsten Geruch, wenn sie gar keinen Geruch von sich geben. Doch unsre Schönen sind ganz andrer Gedanken: Denn sie glauben eines merklichern Vorzugs würdig zu

---

[1]) A. Eulenburg „Sexuale Neurasthenie“ in: Deutsche Klinik 1902, Bd. VI, S. 206.

[2]) A. Eulenburg „Sexuale Neuropathie“ S. 107.

seyn, wenn sie nach Rosen, Nelken und Violchen riechen können, ja sie bilden sich fest ein, sie müssten nämlich vollkommener werden, wenn sie den unvernünftigen Tieren den Geruch abborgeten und sich solchen zu eigen machten. Sie bemühen sich also, bald wie ein Moschustier, und bald wie eine Bisamkatze riechen zu mögen. Aber warum wollen sie nicht auch den Geruch eines Bibers, oder gar eines Wiedehopfs annehmen? Mich wundert es, dass die Frauenzimmer nicht auch die Eigenschaft und die Natur dieser wohlriechenden Geschöpfe längstens angenommen haben . . . Indessen bleibt es doch eine abgeschmackte Bemühung, wenn man sich einen fremden Geruch zuwege zu bringen besorgt ist, sich noch bei lebendigem Leibe einbalsamiert, und sich zu einer aegyptischen Mumie macht. Ich dächte, die Schönen hätten nicht Ursache, sich über die Kargheit der Natur zu beschweren. Hat sie ihnen nicht so viel Anmutiges uud so viel Reizendes recht im Überfluss zugeteilet, und dennoch ist sie nach ihren Gedanken nicht freygebig genug gegen sie gewesen, darum, weil sie dieselben mit keinem angenehmen Geruche versehen hat?“[1])

In vielen Fällen üben diese künstlichen Duftstoffe eine äusserst starke, sexuell erregende Wirkung aus. Dass dieselben mehr von Frauen angewendet werden, um die Männer anzulocken und zu fesseln, ist eben wieder ein Beweis für die grössere Empfänglichkeit des männlichen Geschlechtes für grobe Sinnesreize in der Liebe, denen das Weib nicht so leicht unterliegt. Daher ist die geschlechtliche Erregbarkeit des Weibes durch Parfüme wohl vorhanden, aber erheblich geringer

---

[1]) Reinhard a. a. O. Teil II, S. 108—109.

als diejenige des Mannes. Daher bedienen sich nur ganz effeminierte Männer systematisch dieses erotischen Lockmittels. Aber die ganze weibliche Welt, im Orient und Occident, bei wilden und bei civilisierten Völkern, benutzt jene mächtigen Stimulantien, die in den künstlichen Riechstoffen enthalten sind. Die Bauerndirne und das einfache Bürgermädchen schmücken ihren Busen mit herrlich duftenden Blumen, deren durch die Poesie verklärte Wirkung man sich gefallen lassen kann.[1]) Die vornehme Dame und Demimondaine bedient sich der konzentrierten, stärkeren eigentlichen künstlichen Parfüme, deren Anwesenheit man mit Recht als ein untrügliches Merkmal und Erkennungszeichen des sittlichen Charakters und des Rufes bezeichnet hat. Die Welt der Prostitution lebt daher in einem Meere von Wohlgerüchen, wohl meist aus dem an zweiter Stelle angeführten Grunde, der Verheimlichung und Verdeckung unangenehmer Effluvien. Dies kommt aber ihren männlichen Klienten nicht zum Bewusstsein oder wird durch die starke affektive Wirkung[2]) der Parfüme überwunden, indem neben der direkten sinnlichen Reizung auch die Phantasie und das Gemütsleben eine starke Beeinflussung erfahren. Deshalb haben auch von jeher die Duftstoffe im Dienste der Religion Verwendung gefunden. Es scheint thatsächlich, als ob die ver-

---

[1]) Beim Kolo-Tanze der Südslaven stopfen sich die Mädchen den Busen mit stark duftenden Blumen und Sträuchern an, wodurch in den Burschen ein wilder Geschlechtstrieb erregt wird, wie dies in bosnischen Liedern geschildert wird. Vgl. Friedrich S. Krauss a. a. O. *Κρυπτάδια*, 1899 Bd. VI, S. 300 und Bd. VII, S. 162—163.

[2]) Vgl. Schopenhauer „Die Welt als Wille und Vorstellung" ed. Grisebach Bd. I S. 270; Bd. II S. 38.

schiedenen Parfüme auch verschiedene erotische Vorstellungen auslösen und die Phantasie bald nach dieser bald nach jener Richtung lenken.

Kistemaecker hat den sehr interessanten Versuch gemacht, diese verschiedenen psychologischen Wirkungen der Wohlgerüche zu analysieren. Er äussert sich darüber folgendermassen:

„Es erforderte eine scharfe psychologische Analyse der Geschlechtsvorstellungen, es müsste jede einzelne Wurzel der uns zum sexuellen Akt verleitenden Triebe ausgegraben und eingehend dargelegt werden — besonders die der Grausamkeit und der Lust an der brutalen Gewalt — und es müsste namentlich jenen mittelalterlichen Moral-Phantasten, welche in ihrer christlichen Auffassung jeden Geschlechtsverkehr, auch zwischen Ehegatten, der nicht die Erzeugung von Nachkommenschaft als einziges Motiv hatte, für Todsünde erklärten, gezeigt werden, dass pure Lascivität die einzige, einzigmögliche, auf der physiologischen Anordnung unserer Blut- und Nervenbahnen beruhende Grundlage für das Zustandekommen des „appetitus carnalis“ und der „conjunctio membrorum“ ist — um das verworrene Netz der psychologischen Erwägungen auseinanderzuwirren, warum die Frau sich parfümiert und warum sie in dem einen Fall zu dem, in dem anderen Fall zu jenem Odeur greift. —

Veilchen, Rosen, Reseda, oder Blüten, welche, als riechende Potenzen, zunächst nur die Vorstellungen von Lieblichkeit, Zartheit, Süsse, Milde erwecken, wollen auf associatorischem Wege zunächst wohl nichts weiter erreichen, als Rückschlüsse auf die ebenso gearteten Eigenschaften der Trägerin des Parfüms. Aber mit den Gerüchen werden die Bilder

der betreffenden Blume in uns wach. Und nun tritt, wenn auch indirekt, die ganze Blumensprache in ihre Rechte. Wir wissen, dass es vorzugsweise junge Mädchen und Frauen sind, die sich mit Rosen schmücken, während die ältere Dame die kühle und fast geruchlose Kamelie vorzieht. Wir wissen auch, welche Rolle die Rose in der Liebes-Lyrik spielt. Eine mit Rosenduft parfümierte Frau wird uns sonach nicht länger über ihre letzten Absichten in Zweifel lassen. Mit dem Bild der Rose, des Blumenkelchs überhaupt, verbinden wir ferner die Vorstellung des Unberührten, Intakten, des Jungfräulichen, der Unschuld. Hinter der Unschuld lauert aber unweigerlich der Appell an die rohe Zerstörung- und Deflorierungslust, an die Grausamkeit des Mannes, die eng mit dem sexuellen Triebe verschwistert ist. — Das Veilchen rührt uns mit seiner Bescheidenheit, seiner stillen Verborgenheit und Selbstgenügsamkeit. Auch hier führt ein, wenn auch schwacher, Verbindungsfaden zu der Zerstörungs- und Aufdeckungslust des Mannes. Die Reseda hat neben ihrer Lieblichkeit einen brenzlichen, anstachelnden Charakter und giebt ihre Befehle nicht auf Umwegen wie der Rosenduft, sondern direkt an unser Vorstellungsleben, an unsere Nervenverzweigungen — Gerüche wie Ylang-Ylang, White rose, Heliotrop u. a. haben zweifellos die Absicht, Vorstellungen von Schlaf, Traum, schmachtendem Innenleben zu erwecken, jene halbwachen Seelenzustände, in denen gerade wollüstige Bilder so gerne auftauchen: wir sehen Betten, weiche Polster, wollige Decken, dunkle Schatten in den Gardinen, rote, gedämpfte Ampeln — und der Rest ist klar. Jede solche parfümierte Frau also, die vor uns hintritt, kommandiert einen ganzen Haufen alle in der gleichen Richtung sich bewegender Vorstellungen! —

Opoponax und alle mit Moschus oder Patschuli gemischten Ausstrahlungen haben dann fast ausschliesslich eine direkt auf Änderung der Blutbahnen gerichtete Intention, geben sich nicht lang mit Associationen ab, sondern verändern den Getroffenen körperlich. Sapienti sat! — Sind die Parfüme, wie meistens, keine einfachen Essenzen und Blumen-Extrakte, sondern Kompositionen von solchen, dann entsteht jener glückliche Wirrwarr von Hülflosigkeit und Bangigkeit in der Psyche des Mannes, der das günstige Operationsfeld bildet für die mancherlei leisen und deutlichen Suggestionen, die eine Frau, ein Mädchen, in entscheidenden Momenten mit so ruhiger Selbstverständlichkeit ausspielt, und die im Innenleben des Mannes wie ein posthypnotischer Befehl wuchern, bis er hintritt vor das rätselhafte Wesen und das entscheidende Wort spricht.“[1])

Der Geschmackssinn spielt in der Vita sexualis für sich allein eine viel geringere Rolle als in Verbindung mit dem Geruchssinn.[2]) Die als „Pica“ bezeichneten sonderbaren Neigungen des Appetites, die man mit dem Geschlechtstriebe in Verbindung gebracht hat,[3]) dürften wohl nur in sehr entferntem Zusammenhange mit sexuellen Vorgängen stehen, obgleich die Pica ja besonders bei Schwangeren beobachtet wird, da sich keine direkten Einwirkungen auf die Libido sexualis dabei nachweisen lassen.

Dagegen beteiligt sich der Geschmackssinn auf eine sehr merkwürdige und drastische Weise an der

---

[1]) H. Kistemaecker a. a. O. S. 5—6.

[2]) Vgl. Zwaardemaker a. a. O., S. 211 über die innige Verbindung zwischen Geschmack und Geruch.

[3]) Vgl. Moll „Konträre Sexualempfindung“ S. 287—288.

Aetiologie geschlechtlicher Verirrungen in Form der sogenannten priapischen Genussmittel, d. h. des Genusses von Speisen und Getränken, die man mit Bestandteilen und Absonderungen des menschlichen (männlichen oder weiblichen) Körpers, vorzüglich aus der Genitalregion, vermischt hat. Es scheint, dass die Sehnsucht nach dem „Genusse" des geliebten Wesens, die sich auch in dem Worte: „ich möchte Dich vor Liebe essen" ausdrückt, auf diese Weise durch ein Surrogat befriedigt wird, welches sich in der Phantasie in den Körper der geliebten Person selbst verwandelt. So soll Ulrich von Hutten von dem Wasser getrunken haben, in dem sich seine Angebetete gebadet hatte und wahrscheinlich, wie Lee bemerkt, mit nicht geringerem Genuss, als Andere ein Glas Sekt hinunterstürzen. „Dass es eigentlich Schmutz und Dreck war, was er verschlang, daran dachte er gar nicht. In der Phantasie erblickte er den geliebten Leib seiner Holden und was da im Wasser herumschwamm, das war ein Stück davon." [1]) Der fetischistische Zug in dieser Perversität ist also unverkennbar, ebensowenig der masochistische dieser ekelhaften, erniedrigenden Handlung. In einer Verordnung des Bischofs Burchard von Worms heisst es: „Hast Du gethan, was einzelne Frauen zu thun pflegen? Sie werfen sich auf das Antlitz und mit entblössten Hinterbacken pflegen sie in der Kerbe Brot zu zerreiben, das sie dann dem Gatten zu essen geben. Das thun sie, um die Liebe jener mehr anzufachen." [2]) Das ist ein Bericht aus dem Mittelalter. Aber auch in

[1]) Heinrich Lee „Die Sünden der Genusssucht", Berlin 1892, S. 19—20.

[2]) Vgl. R. Günther „Kulturgeschichte der Liebe", Berlin 1899, S. 19—20.

der Neuzeit giebt es noch solche Liebhaber priapischer Genussmittel. In „Mes Amours avec Victoire“ geniesst ein raffinierter Lebemann Champagner, nachdem er denselben über die Nates und Genitalien seiner Maîtresse hat laufen lassen, ein ander Mal introduziert er — Radieschen in anum und verzehrt dann dieselben, ebenso wie seine Maîtresse Erdbeeren vor dem Genusse mit seinen Genitalien in Berührung bringt. Einen ähnlichen Fall von Genuss von vorher in die weiblichen Genitalien eingeführten Früchten berichtet Eulenburg.[1]) Die Wein-Procedur scheint übrigens nicht selten vorgenommen zu werden, da sie ein beliebtes Sujet obscöner Bilder ist.

Übrigens gehört auch die Rolle, welche Schweiss, Sperma, Vaginalsecret, Menstruationsblut, Smegma, Faeces u. s. w. als Bestandteile von aphrodisischen Arzneimitteln spielen, vollkommen hierher. Die älteren Pharmakopöen und die erstaunlich ekelhaften Rezepte der sogenannten „Dreck-Apotheke“ legen hiervon vollgültiges Zeugnis ab.

Als eine potenzierte Steigerung dieser priapischen Genussmittel können jene perversen, aber ausserordentlich verbreiteten Praktiken angesehen werden, die am Körper selbst, speciell in der Regio genito-analis vorgenommen werden, um in ähnlicher Weise durch von verschiedenen Sinnen ausgehende Erregungen eine sexuelle Befriedigung zu erlangen. Hierher gehören Cunnilingus und Fellatio, sexuale Kopro- und Urolagnie.

Der Cunnilingus (französisch: gamahucher, „Piček“ der Südslaven) d. h. opus peragere linguam arrigendo in cunnum eumque lambere ist eine überaus weitver-

---

[1]) Eulenburg „Sexuale Neuropathie“ S. 101.

breitete geschlechtliche Verirrung. Wie Tierärzte versichern, kommt dieser perverse Akt sogar sehr häufig bei Tieren, namentlich bei Hunden (daher das griechische *σκύλαξ*) vor. Bei primitiven Völkern wird der Cunnilingus ebenfalls geübt,[1] und aus den Epigrammen des Martialis und den Dichtungen des Ausonius erfahren wir, wie ungemein häufig dieser perverse Akt von den alten Römern ausgeführt wurde.

Aus dem südslavischen Folklore bringt Krauss zahlreiche Belege für die grosse Verbreitung des Cunnilingus, der in den Reigenliedern und Sprichwörtern eine grosse Rolle spielt. So bezeichnet in einem südungarischen Liede der Hirt einen Anderen sehr bissig als einen Liebhaber des Cunnilingus,[2] in einem anderen Liede wird der Grieche als solcher charakterisiert.[3]) Ebenso wird diese geschlechtliche Verirrung in einem russischen Lied aus Podolien erwähnt.[4]) Nach Moll sollen in den grossen Städten besonders Männer der guten Gesellschaft den Cunnilingus ausüben.[5]) Sicherlich ist aber derselbe auch der niedrigeren Volksklasse nicht fremd. Ricord konstatiert die grosse Häufigkeit der Mundschanker, die vielfach bei Gelegenheit der Ausübung dieser perversen Praktiken acquiriert werden, was schon Voltaire wusste, indem er seinen berühmten „Genito-labial-Nerv“ construierte.[6])

---

[1]) Ploss-Bartels a. a. O. Bd. I, S. 433.

[2]) Krauss a. a. O. *Κρυπτάδια* VII S. 166.

[3]) ibidem S. 255.

[4]) „Folklore de l'Ukraine“ in: *Κρυπτάδια* 1898 Bd. V, S. 96.

[5]) Moll „Libido sexualis“ Bd. I, S. 134.

[6]) P. Ricord's Briefe über Syphilis deutsch von C. Liman, Berlin 1851 S. 84.

Der Cunnilingus bietet das typische Beispiel einer komplizierten Geschlechtsverirrung, insofern offenbar verschiedene aetiologische Momente die Neigung zur Ausübung desselben erzeugt haben.

Bei Tieren, bei welchen ja überhaupt die natürlichen Sexualgerüche eine bedeutend grössere Rolle spielen, ist wohl der von den weiblichen Genitalien ausgehende specifische Geruch die Hauptursache des Cunnilingus. Bei Menschen, die, um voltairisch zu reden, ihren Genito-nasal-Reflex besonders stark ausgebildet haben, wird dieser Geruchsreiz ebenfalls die hauptsächliche Veranlassung zur Ausführung des Aktes geben.

Sogar der Geschmackssinn scheint, nach dem Folklore zu urteilen, bisweilen beteiligt zu sein. In dem oben erwähnten podolischen Lied wird auf die Beschaffenheit und den Geschmack des Vaginalsecretes angespielt. Noch deutlicher wird das in einem norwegischen Märchen „Der Vorkoster“, das übrigens gleichlautend schon im 13. Jahrhundert in Schlesien sich vorfindet, zum Ausdruck gebracht,[1]) und in einem südungarischen Liede wird dieser Geschmack des Vaginalsecretes mit dem des Salzes und des Saflor (Carthamus Tinctorius) verglichen.[2])

Weiter liegt ohne Zweifel dem Cunnilingus ein stark ausgeprägtes masochistisches Element zu Grunde. Schon Bachofen hat darauf hingewiesen, dass die aphrodisische Verehrung des weiblichen *Κτείς* als ein Symptom der erotischen Gynaikokratie aufzu-

---

[1]) „Norwegische Märchen und Schwänke“ in: *Κρυπτάδια* 1883, Bd. I, S. 295—297.

[2]) Krauss a. a. O. Bd. VI, S. 321.

fassen sei. Indem der Mann in fetischistischer Weise seine sexuelle Begierde auf das weibliche Genitale allein konzentriert, erhält dadurch seine sklavische Unterjochung durch die rohe sinnliche Brunst den stärksten Ausdruck. Daher hat von jeher der dem Cunnilingus fröhnende Mann für ein „geschlechtshöriges“ Wesen gegolten. Sehr bezeichnend hierfür sind die Erfahrungen, die Krauss darüber mitteilt. Der christlich-slavische Bosnier macht dem Zigeuner den Vorwurf des Cunnilingus, weil er dessen sippenrechtliche Abhängigkeit vom Weibe nicht versteht. Nach Krauss hat diese Vermutung des Bosniers als eine sonst zutreffende Beobachtung etwas für sich. Er spürte der Sache auch in Niederösterreich nach und erfuhr von Ärzten und Hebammen, denen gegenüber sich andere Frauen rückhaltslos aussprechen, dass die den Cunnilingus ausübenden Männer ihren Gattinnen durchaus unterthan wären und sich als echte „Siemandl“ leiten und lenken liessen.[1])

In sehr merkwürdiger Weise tritt das masochistische Element des Cunnilingus hervor in einem scheusslichen Akte, der in chinesischen Bordellen üblich ist. Dorthin kommen Wüstlinge, die, nachdem sie dem Koitus der Dirne mit einem anderen Manne zugeschaut haben, postea genitalia puellae lambunt et alterius viri semen ore excipiunt.[2]) Man muss gestehen, dass dies der Gipfel der Erniedrigung ist, der erreicht werden kann, und es ist ohne Zweifel diese äusserste geschlechtliche Demüti-

---

[1]) Krauss a. a. O., *Κρυπτάδια* VII, S. 256.

[2]) Untrodden Fields of Anthropology Bd. I S. 75. Auch Galen berichtet über eine ähnliche Perversität bei den Römern (De simplicium medicamentorum temperamentis ac facultatibus Lib. X c. 1 ed. Kühn Bd. XII, S. 249).

gung, welche ihrerseits wieder dem Betreffenden sexuelle Befriedigung gewährt.

Einige Formen des Cunnilingus entspringen ganz deutlich sadistischen Motiven. Hierher gehört ohne Zweifel die scheussliche Neigung, denselben während der Menstruation des Weibes auszuführen, wobei der Anblick und das Lecken des Blutes die sadistischen Gelüste befriedigt. Diese schreckliche Form der sadistischen Befriedigung ist gar nicht selten. Schon die römischen Autoren erwähnen sie öfter. Seneca sagt von dem Konsul Mamercus: „Quid tu cum Mamercum consulem faceres, ignorabas ancillarum suarum menstruum, ore illum hiante, exceptare?“ (De beneficiis lib. IV c. 31). An einer anderen Stelle heisst es: „Nuper Natalis tam improbae linguae quam impurae, in cuius ore feminae purgabantur.“ (Epist. 87). Rosenbaum bringt den Ausdruck *φοινικίζειν* mit dem bei den Griechen sehr verbreiteten Laster, sich sogar menstruierter Frauen und Mädchen zum Cunnilingus zu bedienen, in Zusammenhang.[1])

In einem serbischen Liede ist sogar von einem „Benagen“ beim Cunnilingus die Rede.[2])

Ein weiteres häufiges Motiv der Ausübung des Cunnilingus ist der masturbatorische Zweck, der entweder vom Manne ausgeht oder vom Weibe verlangt wird, wie bei den Südslaven.[3]) Die officiosa manus wird hier durch die für diesen Zweck sehr begehrte lingua ersetzt und es wird von dem Manne oder Weibe lediglich die Herbeiführung eines peripherischen Kitzels

---

[1]) J. Rosenbaum „Geschichte der Lustseuche im Altertum“ 6. Aufl., Halle 1893 S. 263.

[2]) Krauss a. a. O. 1899 Bd. VI, S. 360.

[3]) ibidem S. 211.

erstrebt. Hieran schliesst sich die Tribadie und homosexueller Verkehr unter Weibern als eine überaus häufige Quelle dieser geschlechtlichen Verirrung. Moll berichtet von einer wahren Epidemie von homosexuellem Verkehr, die in einem amerikanischen Mädchen-College ausbrach und wobei die geschlechliche Befriedigung durch gegenseitigen Cunnilingus stattfand.[1]) Bei Tribadie ist diese Form des geschlechtlichen Verkehrs etwas Gewöhnliches (Amor lesbicus, Sapphismus). Doch sei hier noch einmal darauf aufmerksam gemacht, dass zahlreiche Prostituierte solche Proceduren auf Verlangen der Männer ausführen müssen!

Ein höchst eigenartiges actiologisches Moment des Cunnilingus besteht nach einem Reigenliede zu urteilen, in Bosnien: das ist — horribile dictu — eine Erkrankung der weiblichen Genitalien. Damit er sich nicht infiziere, übt hier der Mann bei der kranken Person den Cunnilingus aus![2])

Aus ähnlichen Motiven wird bei den Südslaven die Fellatio (vel labris vel lingua perfricandi atque exsugendi officium peni praestare) oder der Coitus in os ausgeführt, indem nach Krauss der an Gonorrhoe erkrankte Chrowote von einem Frauenzimmer diese Akte vornehmen lässt bezw. bei ihr vornimmt.[3])

Hierbei waltet oft noch ein anderes superstitiöses Motiv ob, nämlich der Glaube, dass das Verschlucken des Samens bei diesem scheusslichen Akte ein Stärkungs-

---

[1]) Moll „Konträre Sexualempfindung“ S. 530.

[2]) Krauss a. a. O. Bd. VII, S. 258. — In der „Anti-Justine“ (II, 77) wird der Akt sogar als Praeventivmittel gegen venerische Krankheiten ausgeführt.

[3]) ibidem Bd. VI, S. 237.

und Kräftigungsmittel für den Fellator bezw. die Fellatrix sei, wie das z. B. in den Romanen des Marquis de Sade und in anderen pornographischen Werken hervorgehoben wird.

Aus einem sehr merkwürdigen Grunde führen südslavische Weiber die Fellatio aus. „Verbuhlte Weiber thun es ihren erschlafften Männern mit Absicht sehr häufig, bis die Opfer impotent werden. Dann hat das Weib für seine Liederlichkeit die beste Ausrede gewonnen“. Es werden sogar Fälle berichtet, in denen Männer infolge der allzuhäufig ausgeführten Fellation geisteskrank wurden und verblödeten.[1])

Manche Weiber mögen auch den Akt bei ihren Männern infolge von fetischistischen und Geruchsreizen ausführen. Jene Hofdame, von der Brantôme berichtet, dass sie stets die einbalsamierten, parfümierten, in ein vergoldetes Etui eingeschlossenen Genitalien ihres verstorbenen Mannes als Reliquie bei sich trug, gehört vielleicht hierher.[2])

Doch Cunnilingus und Fellatio sind noch nicht die schlimmsten Verirrungen des Geschlechtstriebes. Eine noch scheusslichere, ja fast unglaubliche Bethätigung des geschlechtlichen Lasters thut sich dem schaudernden Blick auf, wenn er sich der Betrachtung der sexualen Kopro- und Urolagnie zuwendet d. h. der Perversion,

---

[1]) ibidem Bd. I, S. 210.

[2]) Vgl. P. Mantegazza „Anthropologisch-kulturhistorische Studien über die Geschlechtsverhältnisse des Menschen“, 3. Aufl. Jena o. J., S. 98.

die die Vorgänge und Produkte der letzten Ausscheidungen des Stoffwechsels mit der Libido sexualis verknüpft und aus ihnen eine geschlechtliche Befriedigung schöpft.

Gerade diese ekelhafte Verirrung, so sehr sie den aesthetisch empfindenden Menschen abstösst, ist vor allen anderen geeignet, uns über das Wesen der geschlechtlichen Verirrungen Aufschluss zu geben, die Frage zu entscheiden, ob letztere mehr als krankhafte Erscheinungen, als Symptome der Degeneration aufzufassen seien, oder ob sie sich noch innerhalb der Grenzen des Physiologischen befinden und nur als Äusserungen eines allgemein menschlichen Triebes nach Abwechselung, Pikanterie, Raffinement im geschlechtlichen Verkehr sich darstellen.

Ich muss gestehen, dass ich gerade in Beziehung auf die Kopro- und Urolagnie geneigt war, mich wegen des Ungeheuerlichen dieser Verirrungen, das einem die Idee des Krankhaften geradezu aufdrängt, der Ansicht von Krafft-Ebing anzuschliessen, dass Menschen, die solche Akte begehen, von vornherein als geisteskrank, mindestens als schwer neuropathisch betrachtet werden müssten. Ich teilte diese Anschauung aber nur so lange, bis ich durch eingehende Studien auf diesem Gebiete belehrt wurde, eine wie ungeheure Verbreitung scatologische, d. h. kopro- und urolagnistische Neigungen von jeher unter allen Völkern der Erde gehabt haben, bis ich Thatsachen kennen lernte, die mir Tarnowsky's Mitteilungen bestätigten, dass zahlreiche Geistesgesunde die ekelhaftesten koprolagnistischen Akte ausführen. Denn das ist das Entscheidende. Dass Geisteskranke, Entartete, neuropathische Individuen solchen Gelüsten fröhnen, wird

ernstlich von Niemandem bestritten. Dass aber viele geistig gesunde und zurechnungsfähige Individuen auf solchen geschlechtlichen Verirrungen betroffen werden, erschien bisher unglaublich, wird aber durch eine genauere Untersuchung der Aetiologie der sexualen Kopro- und Urolagnie unumstösslich bewiesen.

Was nun zunächst die Erklärung der blossen Möglichkeit von Beziehungen zwischen der Vita sexualis und jenen menschlichen Absonderungen betrifft, so ist auch hier eine Mehrzahl von aetiologischen Momenten vorhanden, die durch ihr Zusammenwirken jene sexuelle Perversion hervorrufen.

Das alte Wort: Inter faeces et urinam nascimur, deutet bereits eine Ursache jener Beziehungen zwischen Libido sexualis und der Entleerung der Endprodukte des Stoffwechsels an, welche, gemäss dem „loi de voisinage“, durch die Lage der Ausgänge des Darmkanals und des Harnapparates in der unmittelbaren Nähe der Geschlechtsteile gegeben ist. Hierdurch wird eine associative Verknüpfung der Vorstellungen von den einzelnen Organen und ihren Verrichtungen sehr erleichtert. Diese Ideenassociation ist eine um so festere, als wirklich beim Manne der Ausführweg der Harnorgane mit demjenigen der Geschlechtsorgane zusammenfällt oder wie bei der Frau dem oberflächlichen Beobachter zusammenzufallen scheint. Ferner wird nicht selten vor, während oder nach dem geschlechtlichen Verkehr das Bedürfnis empfunden, den Harn zu entleeren, besonders bei Weibern, worüber Schurig in seiner „Gynaecologia“ sehr merkwürdige Berichte bringt. In Beziehung auf die Ausgangspforte des Darmkanals sei nur darauf hingewiesen, dass die starke Beteiligung der Dammmuskulatur beim Orgasmus des Mannes und

Weibes unbewusst die Aufmerksamkeit mit auf jene Region lenkt. Endlich werden alle diejenigen Männer, welche die Pädikation ausüben, welcher Akt nach den Erfahrungen von Professor G. Behrend hier in Berlin sehr oft vorgenommen wird, aber auch anderswo, z. B. nach Krauss unter den Südslaven, ausserordentlich verbreitet ist, ihre Phantasie mit Vorliebe auf die Regio analis richten und daher der sexualen Koprolagnie sehr leicht verfallen, während die den normalen Geschlechtsverkehr übenden Männer gar nicht oder nur mit Widerwillen an jene Nachbarschaft denken.

Weiter ist zur Erklärung der Möglichkeit dieser Art von sexueller Perversion die Thatsache heranzuziehen, dass der „vom Geschlechtstrieb umnebelte“ Intellekt und aesthetische Sinn des Menschen diese ekelhaften Dinge in einem ganz anderen Lichte erblickt als derjenige des nicht vom Liebes- oder Sinnenrausche Überwältigten. Sie werden gleichsam (sit venia verbo) „idealisiert“, als zum Wesen der geliebten Person und folglich auch der Liebe gehörig betrachtet, und üben sogar bei einer Vergleichung mit den körperlichen Reizen der betreffenden Person durch den Kontrast zwischen dieser aesthetischen Auffassung und jenen allzu grob-materiellen Vorgängen eine gewisse erregende Wirkung aus.

Daher kann man nicht den Ekel vor sich selbst und der soeben begangenen Handlung, der die Kopro- und Urolagnisten nach vollendetem Geschlechtsakte befällt, dafür geltend machen, dass jene Handlungen in einem unzurechnungsfähigen Zustande begangen worden seien. Dieser moralische Katzenjammer tritt auch vielfach nach anderen geschlechtlichen Verirrungen, ja nach dem gewöhnlichen Beischlaf ein, wie dies Eulenburg neuerdings sehr einleuchtend dargelegt hat. Er sagt u. a.:

„Wie jedem intensiven körperlichen und seelischen Genusse ein bitterer Nachgeschmack der Ernüchterung, der Enttäuschung, ein Stadium physischen und moralischen „Jammers“ unvermeidlich zu folgen pflegt, so folgt auch dem am heissesten ersehnten und oft am schwersten erkämpften Genusse der Geschlechtsbefriedigung ein Gefühl von Widerwillen und Ekel.“ [1]) Man kann daher diese durch das alte Wort „omne animal post coitum triste“ sehr gut ausgedrückte Empfindung nicht als einen Massstab für ein Urteil über geistige Gesundheit oder Krankheit benutzen.

Es kann ferner kein Zweifel darüber bestehen, dass — so unglaublich es klingt — gewisse Sinneseindrücke unter den aetiologischen Faktoren der sexualen Kopro- und Urolagnie eine Rolle spielen. Man wird dies eher verstehen, wenn man es mit dem sogenannten „Haut-goût“ in Verbindung bringt, jener eigentümlichen Neigung, welche Nahrungsmittel in verdorbenem, faulendem Zustande als exquisite Delikatessen bevorzugt. Daher bringt der Verfasser oder die Verfasserin der „Memoiren einer Sängerin“ mit Recht die Kopro- und Urolagnie mit jener Vorliebe für Haut-goût-Delikatessen in Zusammenhang. Die Phantasie setze sich über die widerliche Beschaffenheit hinweg, damit der Genuss ein völlig ungestörter sei. „Die Unflätigkeit ist etwas sehr Relatives, und wer wird daran denken, wenn er etwas geniesst, welche Stoffe das Ding in sich enthält? Dies wäre ebenso, als wenn Jemand sich in ein Mädchen verliebte und sich durch den Gedanken, dass seine Geliebte gewisse Naturbedürfnisse täglich verrichtet, aus seiner poetischen Sphäre herausreissen liesse. Ich denke

[1]) A. Eulenburg „Über Sadismus und Masochismus“ S. 13.

gerade das Gegenteil. Ein Mensch, der Jemand liebt oder dem ein Gegenstand gefällt, findet nichts Obscönes, nichts Ekelhaftes in dem Gegenstand seines Gefallens." (Memoiren einer Sängerin II, 64). Denselben Zusammenhang hat auch der Marquis de Sade erkannt; er erklärt zugleich denselben aus gewissen Sinneseindrücken (Geschmack, Geruch), die durch sehr scharfe Reize hervorgerufen werden. Severino sagt in der „Justine" (III, 129): „Eh! qui doute que la vieillesse, la malpropreté, la laideur, ne donnent souvent de bien plus grands plaisirs que la fraîcheur et la beauté? Les miasmes émanés de tels corps ont un acide bien plus irritant[1]). Ne voyez-vous pas tout plein de gens préférer le gibier faisandé à la viande fraîche?"

Gewiss nur in diesem Sinne des Haut-goût nennt v. Hippel die Unsauberkeit das „Aushängeschild der Venus Pandemos" [2]). Ebenso berichtet Krauss von den Südslaven, dass dort die Unreinlichkeit der Genitalien und ihrer Umgebung als sexuelles Stimulans hoch geschätzt werde und demgemäss diese Teile niemals gewaschen werden, wobei besonders die durch den Geruchssinn vermittelte Wirkung auf die Libido hervorgehoben wird.[3])

Das bei weitem hervorstechendste aetiologische Moment der Kopro- und Urolagnie ist jedoch das masochistische. Den stringenten Beweis dafür liefert die aus masochistischen Korrespondenzen und aus dem wirklichen Treiben der masochistischen Prostitution

---

[1]) Ähnlich heisst es in der „Juliette" (I. 289): „Les sels sont plus âcres, les odeurs plus forts".

[2]) Th. G. v. Hippel „Über die Ehe" ed. G. Moldenhauer, Leipzig (Reclam) S. 134.

[3]) Krauss a. a. O. Bd. VI, S. 226—227.

wohlbekannte Thatsache, dass den gewöhnlichen Abschluss, das non plus ultra der Demütigung ein kopro- oder urolagnistischer Akt bildet, dem der Masochist sich auf Befehl der „Herrin“ unterziehen muss und offenbar mit Wonne sich unterzieht, da er in seinen Briefen ihn leidenschaftlich begehrt. In masochistischen Briefen, die mir aus mehreren grossen Städten Deutschlands in grosser Zahl vorliegen, spielt die Koprolagnie immer eine wesentliche Rolle. Sie verwirklicht das Ideal des Masochismus: tiefste Demütigung unter die Herrin! So wird denn auch eine solche koprolagnistische Scene in dem masochistischen Roman „La maîtresse et l'esclave“, der uns einen fürchterlichen Einblick in das Treiben der die masochistischen Gelüste weckenden und unterhaltenden Dirnenwelt gewährt, mit abschreckender Deutlichkeit geschildert.

Wie wenig berechtigt die Auffassung der Kopro- und Urolagnie als einer unter allen Umständen krankhaften Erscheinung ist, beweist die äusserst charakteristische Thatsache, dass sie sogar in Gestalt der sogenannten „Scatologie“ als eine anthropologisch-ethnologische Erscheinung auftritt.

Die Scatologie d. h. die fast immer sexuell betonte Rolle der Endprodukte des menschlichen Stoffwechsels und der damit verbundenen Vorgänge im Folklore, im Mythus, Aberglauben und in der Litteratur aller Völker und Zeiten ist bisher noch garnicht von den Forschern über die Psychopathia sexualis beachtet worden. Und doch liefert sie einen Schlüssel für viele Thatsachen auf dem Gebiete der geschlechtlichen Verirrungen und erleuchtet insbesondere das Wesen der Kopro- und Urolagnie, indem wir durch die Scatologie

erfahren, wie tiefeingewurzelt, ja allgemein menschlich die Neigung ist, jene ekelhaften Vorgänge in Beziehung zum Geschlechtsakte zu bringen und überhaupt an solchen Vorstellungen ein Gefallen zu finden.

Nach erfolgter Kenntnisnahme der wichtigsten hierher gehörigen Thatsachen, werden wir eine weitere wesentliche Grundlage für die Beurteilung der sexualen Kopro- und Urolagnie gewonnen haben.

Im Folklore aller Völker spielen die Vorgänge der Defäkation und Miction sowie die Flatus eine grosse Rolle und sie werden fast stets in irgend einer Weise auf das sexuelle Gebiet hinübergespielt d. h. nicht bloss in derb-drastischer, sondern auch in obscöner Weise besprochen und geschildert. Letzteres drückt sich auch häufig darin aus, dass für die Geschlechtsteile und für den Geschlechtsakt die Namen jener Ausführgänge der Endprodukte des Stoffwechsels eingesetzt werden. Endlich lässt der Folklore letztere während der Ausübung geschlechtlicher Thätigkeit ausgeschieden werden und schildert direkt die widerlichsten koprolagnistischen Akte.

Es ist natürlich unmöglich und unstatthaft, an dieser Stelle eingehende Belege für die Scatologie im Folklore zu geben, und sei in dieser Beziehung auf die acht Bände des in dieser Beziehung sehr inhaltreichen Sammelwerkes „*Κρυπτάδια*“ (1883—1902) sowie auf das wertvolle Werk „Scatologic Rites of all Nations“ von J. G. Bourke (Washington 1891) verwiesen. Ich muss mich darauf beschränken, nur einige Beispiele aus verschiedenen Ländern zu erwähnen, um damit den Beweis zu liefern, dass die scatologischen Neigungen keineswegs etwas einem bestimmten Volke oder einer Rasse Eigentümliches sind.

In der Volkserzählung und den Märchen der slavischen Länder sind scatologische Themata sehr beliebt. So wird in No. 46 der „Chansonnettes Polonaises"[1]) geschildert, wie eine Frau sich an den Faeces ihres Mannes ergötzt, in No. 41 und 42 wird die Miction einer „pisseuse noire" zugleich mit dem Geschlechtsakt erwähnt.[2]) In No. 94 des „Folk-Lore Polonais"[3]) wird die Unreinlichkeit nach der Defaecation als polnische Eigentümlichkeit erwähnt, und schliesslich werden sogar kopro- und urolagnistische Akte geschildert, z. B. in No. 105, wo der Liebhaber die Geliebte um die Mictio ad os bittet.[4])

Nicht minder reich an scatologischen Specimina ist die russische und südslavische folkloristische Litteratur. Ich verweise bezüglich der ersteren z. B. auf No. II (Le moineau et la jument), No. IX (Le c . . et le cul) in den „Contes Secrets traduits du Russe"[5]), auf die Mitteilungen von Krauss über die den Koitus begleitenden koprolagnistischen Proceduren bei den Südslaven, welche im Reigenlied besungen werden[6]), auf die in ekelhafter Weise dieselben Vorgänge schildernden Lieder aus Ragusa[7]), Belgrad[8]), Bulgarien[9]), und Bosnien.[10])

---

[1]) *Κρυπτάδια*, 1886 Bd. III S. 329.

[2]) ibidem S. 327.

[3]) *Κρυπτάδια* IV, 1888 S. 59.

[4]) ibidem S. 65.

[5]) *Κρυπτάδια* 1883 Bd. I, S. 10—12 und S. 20—21 vgl. auch „La Ménagère perspicace" S. 51—52.

[6]) Krauss a. a. O. *Κρυπτάδια* VI S. 207—208.

[7]) ibidem S. 312.

[8]) ibidem S. 316.

[9]) S. 111.

[10]) *Κρυπτάδια* VII, S. 161.

Wie weit in dieser Beziehung die Volksphantasie geht, lehrt der südslavische Glaube, dass das verheiratete Weib, welches mit einem verheirateten Manne Ehebruch treibt, in der Hölle an einem Pfosten aufgehängt und zu ewiger Miction verurteilt wird, während ihr Buhle mit offenem Munde unter ihr urinam bibere muss.[1])

Auch im germanischen Folklore ist die Scatologie reichlich vertreten. Die Vierzeiler aus den deutsch-österreichichen Alpen schwelgen geradezu in koprolagnistischen Vorstellungen und Schilderungen. Der „Bua" beschäftigt sich mit Vorliebe mit dem Akt der Defaekation und Miction seines „Deandl" und knüpft daran seine geschlechtlichen Gelüste.[2]) Das in Norwegen und in Schlesien verbreitete Märchen von der Landmaus und der Wassermaus ist ein ferneres drastisches Beispiel für diese Ideenassociation.[3])

Die grösste Rolle spielt das scatologische Element wohl im Folklore Frankreichs, wie ja auch dieses Land die umfangreichste „scatologische Litteratur" hervorgebracht hat (s. unten). So finden wir denn in dem „Gai chansonnier français", einer Sammlung von Chansons des 16. bis 19. Jahrhunderts[4]) sehr bedenkliche Lieder dieser Art, z. B. ein solches aus Poitou, in dem das lambere cunnum et anum geschildert wird.[5]) Auch eine sehr derbe Erzählung „Pourquoi les femmes ont

---

[1] *Κρυπτάδια* Bd. VI, S. 206.

[2]) Vgl. z. B. *Κρυπτάδια* 1888 Bd. IV, S. 82, No. 11; S. 81, No. 7; S. 99, No. 96; S. 108, No. 142; S. 109, No. 146, No. 149; S. 113, No. 169; S. 126, No. 235.

[3]) Abgedruckt in *Κρυπτάδια* Bd. I S. 283—294.

[4]) Abgedruckt in *Κρυπτάδια* 1886 Bd. III, S. 1—146.

[5]) Chanson 59 a. a. O. S. 138.

du poil au c..l." stammt aus Poitou.[1]) Eine Reihe von scatologischen Sprichwörtern, Rätseln u. s. w. aus derselben und anderen Provinzen Frankreichs findet sich am Schlusse der „Bibliotheca Scatologica" (Paris 1850).

Zu besonderer Blüte scheint die Scatologie in der Landschaft Béarn (Département Baisses Pyrénées) gelangt zu sein. Im Folklore dieser Gegend wird auch in sehr bemerkenswerter Weise die Koprolagnie mit dem Haut-goût des Wildprets verglichen und in Verbindung gebracht, ein Beweis, dass dieselbe thatsächlich aus denselben Motiven entspringt wie z. B. der Genuss von „perdreaux faisandés".[2])

Im italienischen Folklore kommt Scatologisches überaus häufig vor, gemäss einem alten florentinischen Sprichwort:

Amore, merda e Venere
Son tre cose tenere.[3])

Einen recht drastischen Beleg für die sexuelle Betonung der auf die Regio analis bezüglichen Vorgänge liefert z. B. No. 213 der Facetien des Poggio mit dem Titel „Facetia cujusdam adulescentulae quae emittebat petum".[4])

Überhaupt macht man sich kaum einen Begriff davon, welche ausserordentliche Freiheit und Ungeniert-

---

[1]) „Contes Poitevins" ibidem S. 237—238.

[2]) Man vergleiche „Folklore de la France" in: Κρυπτάδια 1898, Bd. V, S. 276, No. 4 u. 5; S. 277—278 No. 8 u. 9, S. 356 (Vendée); S. 385 (Département du Doubs).

[3]) Archivio per le tradizioni popolari 1883, S. 443.

[4]) Vgl. „Les Facéties de Pogge. Traduites en Français, avec le Texte Latin. Édition complète. — Paris 1878 (Liseux), Bd. II. S. 141—142.

heit in Italien und Spanien in Beziehung auf die Verrichtung dieser natürlichen Bedürfnisse herrscht.[1])

Hierdurch wird ganz gewiss ausserordentlich häufig jene für die Genesis der Koprolagnie massgebende Ideenassociation zwischen Libido sexualis und den Akten der Defäcation und Miction hervorgerufen, und man hat eine Erklärung für die befremdende Thatsache, dass

---

[1]) Johann Christoph Maier sagt in seiner „Beschreibung Venedigs", Leipzig 1795 (Bd. II, S. 198—199): „Vom Edelmann bis zum Bettler entladet sich jeder seines Unrates auf der Stelle, wo ihn die Notdurft ankömmt. Hier sieht man einen Edelmann seine Gondel an Land steuern und aussteigen, um das vor jedermanns Augen zu thun, was nur ins Verborgene gehört. Etliche Schritte davon sitzt ein Bettler, und thut ein gleiches. Selten kommt man durch eine Strasse, wo man nicht einen oder den andern in solcher Stellung findet . . . Vornehmlich aber scheint die Unfläterei ihren Sitz im Palast zu St. Marko völlig aufgeschlagen zu haben. Er gleicht mehr einem Kloak, als einer Residenz . . Eines Morgens frühe, wo der Zulauf im Palaste sehr gross ist, stand ich an der Saalthüre des grossen Rats im Gespräch mit jemandem, als ich auf einmal eine ungewöhnliche Wärme an einem Beine fühlte. Ich sah mich nach der Ursache davon um und erblickte einen Patricier in der Weste, der sich diese Ungezogenheit ganz frei erlaubte". — Nikolai erzählt: „Einer unsrer Postillone stieg vom Pferde, zog, vor dem Wagen bleibend, ohne Weiteres die Beinkleider herunter und verrichtete mit der grössten Unbefangenheit gegen uns gekehrt, seine Notdurft. Es ist uns dies schon einmal begegnet . . Unfläterei ist in Italien die Losung." Karl August Mayer, der diese Stelle citiert, erlebte selbst noch etwas Schlimmeres, indem mehrmals Damen aus bestem Stande in seiner Gegenwart und vor seinen Augen ihre Notdurft verrichteten und sogar dies ankündigten! Vgl. K. A. Mayer „Neapel und die Neapolitaner", Oldenburg 1840, Bd. I, S. 324. — Eine Spanierin, die man beim zufälligen Begegnen auf dem Hofe fragt: adonde va Ved?, ist im Stande, ungeniert die Antwort zu geben: „me voy à mear!" Dies kann man noch heute in Spanien erleben.

gerade in den romanischen Ländern die Kopro- und Urolagnie so häufig vorkommt, wie die erotischen und pornographischen Schriften und Dichtungen — man denke an Pacificus Maximus und Giorgio Baffo — bezeugen.

Dass auch der islamitischen Welt der scatologische Ideenkreis nicht fremd ist, beweist eine sehr krasse türkische Zauberformel, in welcher von Koprophagie und vom Beriechen der Regio analis die Rede ist.[1])

Unter den weiteren anthropologisch-ethnologischen Erscheinungen scatologischer Natur fällt vor allem die Rolle der Scatologie im Mythus und in der Religion auf, wie sie sich in der erstaunlichen Thatsache eigener scatologischer Gottheiten bei vielen Völkern ausspricht, über die Bourke ausführliche Mitteilungen macht, auf deren höchst interessante Details an dieser Stelle verwiesen sei.[2])

Bourke erklärt den Ursprung der scatologischen Gottheiten aus der einfachen Thatsache, dass jeder Körperteil, jede Körperfunktion bei gewissen Völkern unter den Schutz einer bestimmten Gottheit gestellt wurden,[3]) daher auch die Verrichtungen der Defaekation, Miction, ja sogar der „crepitus ventris“ ihre göttlichen Schutzgeister bekamen[4])

---

[1]) *Κρυπτάδια* VI, S. 165.

[2]) Vgl. J. G. Bourke „Scatologic Rites of all Nations“ Washington 1891 S. 127—133, S. 154—164.

[3]) Vgl. darüber meine Darstellung der römischen Medizin in: Puschmann's „Handbuch der Geschichte der Medizin“ Jena 1902 Bd. I, S. 404 ff.

[4]) Bourke a. a. O. S. 157.

Deshalb ist es nun von ganz besonderer Bedeutung, dass bei einigen Völkern diese Funktion der Gottheit der Liebe zugeteilt wird, welche auch die Äusserungen des Geschlechtstriebes lenkt und leitet. Hierin spricht sich ganz offenbar eine sexuelle Betonung der scatologischen Vorstellungen und Riten aus, die wiederum für Ethnologie und Psychologie der Koprolagnie grösstes Interesse darbietet.

So war in Rom Venus Cloacina neben den männlichen Göttern Crepitus, Stercus, Stercutus, diejenige Gottheit, welche die Obhut über die Bedürfnisanstalten und ihre Besucher hatte.[1])

Auch bei den Assyrern scheint es eine Venus Cloacina gegeben zu haben, da Lucian berichtet, dass man der assyrischen Venus Faecalien als Opfergabe darbrachte.[2])

Unter den altmexicanischen Göttinnen präsentiert sich Tlazoltecotl oder Ixcuina als eine typische scatologische Gottheit, deren koprolagnistischen Ursprung Brasseur de Bourbourg aufs deutlichste mit den Worten bezeugt: „Tlaçolteotl, la déesse de l'ordure, on Tlaçolquani, la mangeuse d'ordure, parce qu'elle présidait aux amours et aux plaisirs lubriques.“[3]) Mendieta nennt sie oder ihn die Göttin oder den Gott der „Laster und des Schmutzes.“[4])

Als eine typische koprolagnistische Gottheit muss endlich der israelitische und moabitische Baal-Peor (Paal-Pegor) betrachtet werden. Es steht fest, dass

---

[1]) Bourke a. a. O. S. 127—128.

[2]) ibidem S. 129—130.

[3]) ibidem S. 130.

[4]) „El dios de los vicios y suciedades que le decian Tlazulteotl“ Mendieta ed. Jcazbalceta, Mexico 1870 Bd. I. S. 81.

der Dienst und die Verehrung desselben hauptsächlich in einer Verbindung des Aktes der Defäcation mit geschlechtlichen Ausschweifungen der verschiedensten Art bestand.[1])

Sehr bezeichnend ist es auch, dass bei den Australiern eine scatologische Gottheit „Gunugdhukya“ bei der Feier des Eintritts des Jünglings in die Geschlechtsreife, der sogenannten „Bora“ eine Rolle spielt. Der Name dieses Pubertäts-Gottes kommt von „Gu“ = Excrement und „Dhuk = essen.[2])

Hierher gehört auch die Mitteilung Forsters von den Weibern auf Tahiti, welche bei der Verrichtung der Defaecation, die in aller Oeffentlichkeit vor den Männern geschah, die Dienstleistungen ihrer Liebhaber requirierten.[3])

Nicht minder charakteristisch ist eine scatologische Ceremonie bei den Hochzeitsfeierlichkeiten der Hottentotten.

„Bei ihren Hochzeitsgebräuchen sitzt z. B. der Mann mitten in einem Kreis, die Braut hockt ebenso, jedoch etwas entfernt von ihm, auf dem Boden; der Priester, oder „siver“ geht dreimal um sie herum, indem er beide mit seinem Urine bespritzt und folgende Worte ausruft: „Lebet lange! seid glücklich mit einander! erzielet noch vor des Jahres Ende einen Sohn, der tapfer, ein wackerer Jäger und Euch zur Freude werde!“ Sie empfangen die Weihe mit heiliger Ehrfurcht, und machen mit ihren Nägeln in die Fette, mit welchen

[1]) J. A. Dulaure „Des divinités génératrices ou du culte du phallus chez les Anciens et les Modernes“. Paris 1885 S. 67 ff

[2]) Bourke a. a. O. S. 132—134.

[3]) ibidem S. 135.

sie überstrichen sind, Streifen, damit das Nasse auf die Haut komme, das sie demütig einreiben, und wobei sie sich angelegen sein lassen, dass kein Tropfen verloren geht."[1])

Überaus reich an koprolagnistischen Ideen und Handlungen ist das gesamte Hexenwesen wilder und civilisierter Völker, worüber Bourke in seinem Werke eine ausführliche Abhandlung geliefert hat, auf die ich zu näherer Kenntnisnahme verweise.[2]) In Verbindung mit den schlimmsten geschlechtlichen Verirrungen stehen hier Genuss von Urin, Faecalien, Küssen des Gesässes und Afters u. s. w.

Ähnliche Akte geschahen bei dem berüchtigten „Narrenfest", jener obscönen Volksfeier des Mittelalters, welche für das Studium der Genesis der sexuellen Perversitäten überhaupt eine sehr reiche Ausbeute liefert.[3])

Höchst eigentümlich ist auch die Verbindung, in welcher man die Prostitution im Mittelalter in eine Art von symbolischer Verknüpfung mit den Akten der Defaecation brachte. Darüber belehrt das merkwürdige Kapitel „Tolls of Flatulence exacted of prostitutes in France" bei Bourke[4]). Es ist dies wiederum ein Beleg für diese überall sich einstellende Ideenassociation zwischen Geschlechtlichem und Scatologischem.

Endlich gehören die schon an anderer Stelle unter der Rubrik „Priapische Genussmittel" erwähnten scato-

---

[1]) Witmalett a. a. O. S. 29.

[2]) Bourke a. a. O. S. 373—434.

[3]) ibidem S. 13—23.

[4]) ibidem S. 168—172.

logischen Aphrodisiaca hierher, d. h. solche Medicamente, deren Hauptbestandteile Faeces oder Urin sind, welchen letzteren man zu allen Zeiten eine aphrodisische, die Sexualität steigernde Wirkung zuschrieb.

Dürften schon die mitgeteilten Thatsachen aus Folklore, Mythologie, Religion, Aberglauben, Sitte und Brauch, Volksmedicin genügen, die weite Verbreitung koprolagnistischer Vorstellungen bei allen Völkern vor Augen zu führen, so wird ein weiteres reiches Beweismaterial hierfür durch schriftliche Dokumente geliefert, wie sie uns in der sogenannten „Muse latrinale“ und in der scatologischen Litteratur vorliegen.

In der „Muse latrinale“ d. h. in dem Gebrauch, die Wände der öffentlichen Bedürfnisanstalten mit obscönen, meist auf das Geschlechtsleben und die Akte der Defaecation und Miction sich beziehenden Versen und Ausdrücken zu bekritzeln, offenbart sich jener geheime koprolagnistische Instinkt der Volksseele beinahe noch deutlicher und drastischer als in der vielfach aus den Kreisen der Gebildeten hervorgegangenen eigentlichen scatologischen Litteratur.

Es ist doch gewiss auffallend, dass gerade die Bedürfnisanstalten für diese obscönen Inschriften und Wandzeichnungen gewählt werden, da es doch genug andere Orte giebt, die dem öffentlichen Verkehr dienen, ohne dass es denselben Leuten, welche von der „Latrinen-Muse“ begeistert werden, einfällt, sie für ihre obscönen Zwecke zu benutzen.

Das Motiv kann nur in einer — vielleicht anfangs unbewussten — Ideenassociation zwischen den Vorgängen

der Vita sexualis und den an diesen Orten sich abspielenden Verrichtungen gesucht werden. Dieses koprolagnistische Bedürfnis ist uralt. Man denke an die pompejanischen Inschriften, die an Deutlichkeit nichts zu wünschen übrig lassen, an die Verse Martials:

Nigri fornicis ebrium poetam
Qui carbone rudi, putrique creta
Scribit carmina, quae legunt cacantes.
(Epigr. XII, 61 Vers 7—10).[1])

Der Inhalt dieser Carmina und sonstigen Ergüsse ist fast durchweg geschlechtlicher, im speciellen kopro- und urolagnistischer Natur. Hierfür liefert der Abschnitt „La Muse latrinale“ in Bd. VI der „*Κρυπτάδια*“ (S. 390—397) sehr charakteristische Belege aus Spanien und Frankreich, und der gleichnamige in Bd. VII S. 92—93 aus Polen und Italien.

Jannet, der Herausgeber der „Bibliothèque elzevirienne“, der Montaigne-Forscher Payen und der Bibliophile Veinant haben sich zur Herausgabe der „Bibliotheca scatologica“ vereinigt, einer sehr reichhaltigen Sammlung von scatologischen Schriften und Thatsachen, grösstenteils der französischen Litteratur angehörig.

Als die bekanntesten französischen Scatologica verdienen eine Erwähnung die berüchtigte „L'art de péter“, (Paris 1751 u. ö.[2]).

---

[1]) Über die obscöne Latrinenpoesie im alten Rom vgl. die „Bibliotheca scatologica“, Paris 1850 S. 13—17. — Die Römer mussten sogar die Wände ihrer Häuser gegen derartige Sudeleien schützen. Vgl. J. J. Blunt „Vestiges of ancient manners and customs“ London 1823 S. 43.

[2]) Soll Übersetzung einer lateinischen Abhandlung „De peditu ejusque speciebus“ sein, deren Titel auf Rabelais zurückgeht. — Schopenhauer besass „ein in Deutschland selten gefundenes

Ferner die „Merdiana“ (Paris 1803), die „Nouveau Merdiana, ou Manuel scatologique“ (Paris 1870).[1])

Unter den italienischen Scatologica sind die bekanntesten die beiden Dichtungen mit dem Titel „La Merdeide“ (die eine erschien Nürnberg 1642 und ist wohl von Thomas Stigliani verfasst; die andere, Turin 1806, wird dem Abbate Penoncelli zugeschrieben).[2])

Das bekannteste deutsche scatologische Werk ist das „Amphitheatrum sapientiae-socraticae joco-seriae“ von Caspar Dornau (Hanau 1619), welches eine Sammlung scatologischer Schriften verschiedener deutscher Autoren (z. B. Karl Liebhardt, Rudolph Goclenius) enthält.[3])

Alle diese Schriften behandeln nicht etwa bloss die scatologischen Vorgänge als solche, sondern durchweg in sexueller Betonung und bieten sämtlich ausserordentlich drastische Beispiele für die grosse Verbreitung der Kopro- und Urolagnie zu allen Zeiten. Mit besonderer Vorliebe werden diese Funktionen beim Weibe behandelt und die verschiedenen „Vorzüge“ (sic) der Weiber je nach der Differenz dieser Verrichtungen unterschieden, wie denn z. B. in der „L'Art de Péter“ die verschiedenen Arten der Flatus bei Jungfrauen, „demoiselles“, verheirateten Frauen, Hirtenmädchen u. s. w. eingehend betrachtet werden!

Buch, eine „Ars crepitandi.“ Vgl. E. Grisebach „Schopenhauer's Gespräche und Selbstgespräche“ 2. Aufl., Berlin 1902 S. 106.

[1]) Vgl. auch noch die „Anthologie scatologique“ Paris 1862.

[2]) Auch der berühmte Hieronymus Cardanus hat scatologische Themata erörtert.

[3]) Hayn „Bibliotheca Germanorum eroticae“, 2. Auflage. Leipzig 1885, S. 373; Analyse einiger scatologischer Abhandlungen aus Dornau's „Amphitheatrum“ in: Le Bibliophile fantaisiste, 1869, S. 51—54.

Nach Kenntnisnahme dieser Thatsachen wird Tarnowsky's Behauptung, dass die Kopro- und Urolagnie sehr häufig bei in geistiger Beziehung völlig gesunden Menschen vorkommt[1]), durchaus begreiflich erscheinen, da es sich herausgestellt hat, dass die Leichtigkeit, mit der sich Beziehungen zwischen Vita sexualis und der Ausscheidung der Endprodukte des Stoffwechsels herstellen, sogar eine allgemein menschliche Erscheinung ist. Die Ungeheuerlichkeit des Aktes ist durchaus kein Kriterium für seinen psychopathischen Ursprung. Wir sehen denn auch, dass heutzutage — und gewiss schon früher und zu allen Zeiten — derartige Akte in den Bordellen zu den alltäglichen Vorkommnissen gehören und von Lebemännern und Wüstlingen, die auf dem Gebiete der Ars amandi Alles bereits erschöpft haben, als letzte Stimulantien versucht werden, dass übrigens auch hier, wie schon Tarnowsky hervorhebt, Nachahmung und Verführung ihre verhängnisvolle Rolle spielen.

Die beiden Hauptformen, in welchen Miction und Defaecation als sexueller Reiz wirken, sind die sadistische und die masochistische d. h. die aktive und die passive Kopro- und Urolagnie.

Im ersteren Falle findet das betreffende Individuum seinen Genuss darin, in Gegenwart oder sogar auf Anderen diese ekelhaften Akte zu vollziehen, um dadurch die andere Person zu demütigeu.

Ein Beispiel für diese Form der aktiven Koprolagnie liefern die sogenannten „Nachttopf-Sklaven“ im alten Rom, d. h. junge Sklaven oder Sklavinnen, welche ihre Herren bezw. Herrinnen beim Akte der Defäcation

---

[1]) B. Tarnowsky „Die krankhaften Erscheinungen des Geschlechtssinnes“, Berlin 1886, S. 70.

bedienen mussten. Böttiger hat sehr richtig das geschlechtliche Moment in diesem eklen Gebrauche erkannt. Er bemerkt in seiner „Sabina“: „Später nahm man nun noch von den üppigen Orientalen den wollüstigen Übermut an, sich durch schöne junge Sklaven während des Trinkgelages auch hierin Handreichung leisten zu lassen.“ [1]) In der That ist das sadistische Element, d. h. die sexuelle Betonung dieser den Sklaven zugefügten Demütigung und Herabwürdigung unverkennbar.

Eine weitere Steigerung der aktiven Koprolagnie ist die Vornahme dieser Entleerung auf dem Körper einer anderen Person, wobei der den Akt Vollziehende einen sexuellen Genuss empfindet. Tarnowsky kannte einen Mann, der ein mit einem decolletierten Ballkleid geputztes Frauenzimmer sich in einem hell erleuchteten Zimmer auf ein niedriges Sopha hinlegen liess, sich selbst an der Thür eines anderen, dunklen Zimmers aufstellte, sie einige Zeit anschaute, in Erregung geriet und sich dann auf sie stürzte und seine Fäces in ihren Busen entleerte, wobei er Ejaculation verspürte.[2])

Häufiger als die aktive kommt die passive Kopro- und Urolagnie vor, die allein als letztes Mittel zur Erweckung der Potenz bei vielen Völkern bekannt ist[3]), aber die auch unabhängig davon in den verschiedensten Formen als neuer sexueller Reiz gesucht wird, entweder indem das betreffende Individuum sich den blossen

---

[1]) C. A. Böttiger „Sabina u. s. w.“ ed. C. Fischer, M. Gladbach 1878, S. 23.

[2]) Tarnowsky a. a. O. S. 76.

[3]) Man vergleiche das südungarische Lied bei Krauss a. a. O. *Κρυπτάδια* VII, S. 255, wo die Türkin dem impotenten Griechen behufs Herbeiführung der Erection ins Gesicht defäciert.

Anblick[1]) einer Defäcation oder Miction zu verschaffen sucht, zu welchem Zwecke in den Pariser Bordellen Vorrichtungen zur Beobachtung des Defäcationsaktes getroffen sind (das sogenannte „tabouret de verre"), wie dies schon in de Sade's „Justine" (I, 304) geschildert wird oder indem sie wie die französischen „renifleurs" und „épongeurs" sich in die öffentlichen Bedürfnisorte schleichen, um dort durch den Geruch des Urins des anderen Geschlechts sexuell erregt zu werden, oder indem sie endlich den Akt der Defaecation oder Miction auf ihrer eigenen Person, womöglich in os vollziehen lassen, wohin auch der vielfach geübte Cunnilingus post mictionem gehört. Derartige Scenen werden in fast allen pornographischen Schriften geschildert und auch bisweilen von Frauen ausgeführt, z. B. in den „Memoiren einer Sängerin". Dass es auch in Wirklichkeit kopro- und urolagnistische Weiber giebt, lehrt eine Beobachtung von Moraglia. Eine, wie es scheint, ganz gesunde junge Frau, wird durch den Geruch männlichen Urins ausserordentlich stark geschlechtlich erregt. Diese Erregung tritt schon auf, wenn sie nur bei einer Bedürfnis-Anstalt für Männer vorübergeht. Sie erklärte Moraglia, dass „wenn sie einmal die Freuden der Venus im höchsten Grade geniessen wolle, sie sich in ihre Kammer einzuschliessen, mit der linken Hand ein mit altem männlichen Urin gefülltes Geschirr unter die Nase zu halten, mit der rechten aber wiederholt zu onanieren pflege." [2])

* * *

---

[1]) Es sind dies die „stercoraires platoniques" von Taxil „La corruption fin de siècle", Paris 1894, S. 226.

[2]) G. B. Moraglia „Neue Forschungen u. s. w.", Berlin 1897 S. 45—46.

Zu den ständigen Vorkommnissen auf kriminellem Gebiete gehört die mit Kindern begangene Unzucht, welche alljährlich zahlreiche Individuen vor den Strafrichter führt. Auch hier ist es wiederum in Beziehung auf die Stärke des Triebes bemerkenswert, dass es fast ausschliesslich Männer sind, welche sich solcher Verbrechen schuldig machen, während doch, eine gleiche Stärke des Triebes vorausgesetzt, ebenso häufig Frauen kleine Knaben zur Unzucht verführen müssten, ja eigentlich noch häufiger, da weibliche Wesen im allgemeinen viel öfter mit Kindern zu thun haben als die Männer. Auch hier kommt also wiederum die weibliche Passivität deutlich zur Geltung.

Die Unzucht mit Kindern ist so häufig, dass von Krafft-Ebing sich durch diesen Umstand veranlasst sah, eine besondere Form der sexuellen Perversion, die sogenannte „Paidophilia erotica“ aufzustellen.[1]) Wo aber „Perversion“ ist, da ist nach Krafft-Ebing's theoretischen Voraussetzungen auch Degeneration und Krankheit. In der That bemerkt er in Betreff der Unzuchtdelikte an Kindern: „Ich habe in meiner Psychopathia sexualis meine Überzeugung dahin ausgesprochen, dass diese Überhandnahme[2]) der Kinder betreffenden Sexualdelikte mit der sich ausbreitenden Nervosität in den letzten Generationen in Zusammenhang steht, insofern jene neuropathisch belastete Individuen züchtet, die sexuelle Sphäre erregt, zu sexuellem Miss-

[1]) Vgl. von Krafft-Ebing, „Arbeiten u. s. w.“, Heft 4, Leipzig 1899, S. 105—117 (wobei aber bemerkt sei, dass Beobachtung 2, S. 108—109 entschieden nicht hierher gehört, und auch Fall 3, S. 109—112 eine andere Deutung zulässt).

[2]) Diese „Überhandnahme“ erscheint mir nach den Erfahrungen der Ethnologie und Kulturgeschichte sehr zweifelhaft.

brauch antreibt und bei fortbestehender Lüsternheit, aber herabgeminderter Potenz zu perversen sexuellen Akten führt." [1]) Nach meiner Überzeugung hat die „Nervosität der letzten Generationen" für die Aetiologie dieser Delikte nur eine untergeordnete, höchstens begünstigende Bedeutung. Wollte man sie als hauptsächliches aetiologisches Moment gelten lassen, dann käme man folgerichtig zu einem endlosen Progress von Generationen, da eben diese Art der Unzucht zu allen Zeiten und bei allen Völkern und nicht weniger selten als heutzutage vorgekommen ist, und zwar auch als sich einwurzelnde oder als eingewurzelte Neigung, als „Perversion" wie Krafft-Ebing und Moll dies nennen, worin ich ihnen aber nicht folge, da ich „Perversion" und „Perversität" durchaus nicht so scharf trennen kann als jene Autoren es thun. Man darf aus der Thatsache, dass Kranke eine „Perversion" haben, nicht den Schluss ziehen, dass „Perversion" immer mit Krankheit verknüpft sein muss, zumal wenn man sich an die unzweifelhaft feststehende Thatsache erinnert, dass der gesunde Mensch sich an geschlechtliche Verirrungen derart gewöhnen kann, dass sie als „Perversionen" imponieren, ohne deshalb die geistige Gesundheit des Betreffenden im geringsten zu tangieren. So kann auch die „Paidophilia erotica" aus einem einmal gesuchten Stimulans zu einer dauernden Neigung werden, wie dies durch die Ethnologie (s. u.) zur Genüge bezeugt wird. Krafft-Ebing sieht sich denn auch zu dem folgenden Geständnis genötigt:

„Die schliessliche Erörterung der forensischen Beurteilung der Unzuchtsdelikte an Kindern hat von der

---

[1]) v. Krafft-Ebing a. a. O. S. 92.

bedauerlichen Thatsache auszugehen, dass leider häufig der Vermutung einer psychopathischen Begründung derartiger Delikte jeglicher Boden fehlt. . . . . Was speciell die Pädophilia erotica betrifft, so kann sie an und für sich unmöglich Straflosigkeit für aus ihr resultierende Delikte bedingen, denn, wie die bisher vorliegende Casuistik lehrt, gelang regelmässig Beherrschung pädophiler Dränge, so lange nicht eine Schwächung oder Aufhebung sittlicher Widerstandsfähigkeit durch krankhafte Vorgänge sich hinzugesellt." [1])

Was nun die specielle Aetiologie der Liebe zu Kindern und der damit in engerer Verbindung [2]) stehenden Begierde nach Jungfrauen betrifft, so spielt auch auf diesem Gebiete vor allem der Aberglauben eine sehr traurige Rolle.

Hierher gehört der durch die berühmte Schrift von Cohausen [3]) bekannt gewordene Sunamitismus d. h. der Glaube an die lebensverlängernde, erfrischende Wirkung der Ausdünstung von jungen unberührten Mädchen auf ältere Männer, wobei zunächst sexueller Verkehr vermieden werden musste.

Johann Peter Frank bemerkt darüber: „Man hat den Vorteil hoch angerechnet, welchen das Alter durch das Beiliegen junger Mädchen zu gewinnen pflegt; und es ist nicht zu leugnen, dass die Ausdünstungen junger Schönen für das männliche Alter ein balsamischer Duft und eine heilsame Erquickung sei. Allein so, wie

---

[1]) Krafft-Ebing a. a. O. S. 117.

[2]) Das Gemeinsame beruht auf der Vorstellung der Unberührtheit, der Unschuld und keuschen Naturfrische des Kindes und der erwachsenen Jungfrau.

[3]) J. H. Cohausen „Der wiederlebende Hermippus" in: Der Schatzgräber ed. Scheible, Stuttgart 1847 Bd. II S. 139—279.

schon Venette angemerkt hat, dass sich junge Frauen bei dieser Heilart übel genug befinden, und so wie auch Lorry erwähnt, dass man oft gefunden habe, dass die Haut junger Weibspersonen von dem Beischlaf alter Männer rauh und gleichsam welk geworden, so werde ich auch bei einer anderen Gelegenheit von dem Nachteil des Zusammenschlafens alter mit jungen Personen, reden: und es versteht sich hier ohne dies, dass die Absicht, sein Leben durch solch ein Mittel, und auf fremde Unkosten, verlängern zu wollen, nicht unter die Gründe möge gezählt werden, deren man sich allenfalls zur Verteidigung ungleicher Ehen bedienen könnte."[1])

Wenn also ein Arzt von dem Range und der Erfahrung Frank's sogar eine biologische Wirkung der sunamitischen Praktiken für möglich hält, so darf man sich nicht wundern, dass dieser Aberglauben von jeher in weiten Volkskreisen Verbreitung und Anhänger gefunden hat. Darüber macht neuerdings A. Hagen[2]) interessante Mitteilungen, aus denen die grosse Verbreitung dieser Praktiken zu entnehmen ist, die z. B. im 18. Jahrhundert zu einer thatsächlichen „sunamitischen Prostitution" in Paris führten, die im Palais Royal ihr Wesen trieb, und worüber Rétif de la Bretonne in seiner Geschichte der Prostitution im Palais Royal merkwürdige Angaben macht.[3]) Nicht immer wurde dabei die Virginität der „Sunamitinnen" gewahrt, wie dies auch aus einer englischen Novelle „Abishag; a Luscious Tale of a successful physiological

---

[1]) J. P. Frank „System einer vollständigen medicinischen Polizey", Frankenthal 1791 Bd. II S. 78—79.

[2]) A. Hagen „Sexuelle Osphresiologie," Charlottenburg 1901 S. 191—219.

[3]) Vgl. Hagen a. a. O. S. 211—215.

search after rejuvenescence etc." (London 1884) hervorgeht, in welcher der Verfasser, anknüpfend an die bekannte Episode von König David und der Abisag von Sunem (1. Buch der Könige Kap. I, Vers 1—4) über seinen ähnlichen Verkehr mit jungen Mädchen zur Stärkung seines Alters und seiner Potenz berichtet. Hier endete der Sunamitismus aber stets mit einer Defloration!

Schlimmer als der sunamitische Aberglauben ist der in vielen Ländern verbreitete Glaube, dass der Beischlaf mit einem jungfräulichen Mädchen beim Manne vorhandene venerische Krankheiten, insbesondere Gonorrhoe, zu beseitigen vermöge.[1]) In den Lehrbüchern der gerichtlichen Medicin findet man aus allen europäischen Ländern erschütternde Beispiele der traurigen Folgen dieses Aberglaubens, der unter den niederen Volksklassen bis auf den heutigen Tag sich erhalten hat und auch im Folklore erwähnt wird, z. B. bei den Südslaven. Krauss berichtet: „Man glaubt, dass man den Tripper los werden kann, wenn man eine zarte Jungfer gebraucht. Es sind schon gerichtliche Fälle vorgekommen, dass Väter wegen Notzüchtigung ihrer kleinen Töchter unter Anklage standen, so z. B. hat im Jahre 1890 ein serbischer Barbier in Neusatz sein 4 jähriges Töchterlein vergewaltigt und angesteckt." [2])
In solchen Fällen ist dieser Aberglauben das einzige Motiv der Kinderschändung.

Nicht selten sind Schüchternheit und Impotenz Ursachen der Unzucht mit unreifen Individuen. Eben

---

[1]) Vgl. A. Rheinstädter „Praktische Grundzüge der Gynäkologie", Berlin 1892, S. 40.

[2]) Krauss a. a. O. Bd. VI, S. 236. Vgl. über denselben Aberglauben bei den Wallonen *Κρυπτάδια* 1902, Bd. VIII, S. 172.

mannbar gewordene Jünglinge, die, von einem heftigen Geschlechtstriebe gequält, doch noch durch eine unüberwindliche Schüchternheit, die beinahe an Furcht grenzt, von dem Umgange mit erwachsenen Weibern zurückgehalten werden, befriedigen ihre Leidenschaft an wehr- und ahnungslosen Kindern; ebenso kann mangelnde Potenz diese Scheu vor dem normalen Geschlechtsverkehr hervorrufen, da es bekanntlich für viele Männer keine grössere Blamage und seelische Demütigung giebt, als im Dienste der Venus für untauglich befunden zu werden und manche daher lieber verbrecherische Handlungen wie Unzucht mit Kindern, Tierschändungen u. dgl. begehen, als dass sie sich dieser Gefahr der Verachtung und Verspottung von seiten des Weibes aussetzen.

Ferner spielen occasionelle Veranlassungen in der Aetiologie der Unzucht mit Kindern eine bedeutsame Rolle. Hierher gehören Dienstboten und Erzieher, die durch die Gelegenheit des täglichen Beisammenseins mit den ihrer Obhut anvertrauten Kindern, zumal bei plötzlich sich regender Libido, dazu verführt werden, sie geschlechtlich zu missbrauchen. Vagabunden, die lange weiblichen Umgang entbehrt haben, auch kein Geld haben, um Prostituierte aufzusuchen, befriedigen ihre lange zurückgehaltene Libido an dem ersten besten ihnen begegnenden Kinde. Desgleichen kann das durch akuten Alkoholrausch gesteigerte geschlechtliche Bedürfnis sich auf diese zufällige Weise an Kindern vergreifen.

Übrigens sind auch erwachsene Frauen häufig Verführerinnen von unreifen Knaben. In einigen Fällen dürfte die Furcht vor Schwängerungen durch erwachsene Männer der Grund dieser Verirrungen sein. In Frankreich scheinen solche Beziehungen häufiger vorzukommen.

Nach einer Statistik von Bernard wurden in den Jahren 1874—1883 nicht weniger als 95 Frauen wegen unsittlicher Attentate gegen Kinder unter 15 Jahren angeklagt und nur 10 wegen desselben Verbrechens gegen Erwachsene.[1])

Weiter dürfte die Beschäftigung von unreifen Kindern in Fabriken und Geschäfshäusern zusammen mit Erwachsenen eine nicht seltene Veranlassung der Verführung und des Missbrauches dieser Kinder sein. Baumann berichtet, das in einem der grössten Chicagoer Schnittwarengeschäfte bis vor kurzem die dort angestellte Directrice zu gleicher Zeit die Leiterin eines verrufenen Hauses war. Es wurde erwiesen, dass diese Person ihre „Pensionärinnen“ aus Mädchen des betreffenden Schnittwarengeschäfts rekrutierte![2]) Fabrikmädchen stellen ein ausserordentlich grosses Kontingent zu den minderjährigen Prostituierten.

Das Unschuldige, Natürliche und Reine im Wesen des Kindes und der unberührten Jungfrau wirkt auf manche verderbten Individuen erregend, indem es einen Kontrast zu ihrer eigenen sexuellen Schamlosigkeit und Raffiniertheit bildet, der als intensiver Reiz empfunden wird.

Dahinter steckt natürlich ein unverkennbares sadistisches Moment, welches durch die Vollziehung des Beischlafes mit einem wehrlosen Kinde, durch den blutigen Akt der Deflorierung eines jungfräulichen Individuums in greller Weise zu Tage tritt. Durch die Enthüllungen der „Pall Mall Gazette“ über die berüchtigten Londoner Skandale haben wir eine wahre

---

[1]) Moll „Libido sexualis“, Bd. I, S. 195.

[2]) Baumann a. a. O., S. 47.

Epidemie von Sadismus in Form einer wahnsinnigen Begierde nach dem Genusse von Jungfrauen kennen gelernt, die sogar, da der immer mehr sich steigernden Nachfrage kein entsprechendes Angebot zur Verfügung stand, den raffinierten Betrug der „künstlichen Jungfrauschaften" zur Folge hatte. Das Mittelalter mit seinen „Jungfrauengürteln" und „italienischen Schlössern" dürfte übrigens dieser eigenartigen Erscheinungsform des Sadismus bedeutenden Vorschub geleistet haben.

Die Unzucht mit Kindern und Jungfrauen ist nun keineswegs das zweifelhafte Privilegium der „entarteten" civilisierten Menschheit, sondern ist ubiquitär, überall durch dieselben Ursachen hervorgerufen. Der diesen Gelüsten dienende Kinder- und Mädchenhandel wird bekanntlich z. B. besonders schwunghaft im malayischen Archipel betrieben, von wo unreife Mädchen und Knaben zumeist nach Singapore verschifft werden, um die dortigen Bordelle zu versorgen. Und wer die Geheimnisse der europäischen Freudenhäuser, der Bordelle der nord- und südamerikanischen Grossstädte kennt, der wird wissen, dass „fresh girls", oft von zartestem Alter, überall begehrt und mit List oder Gewalt herbeigeschafft werden.[1])

Dass der geschlechtliche Verkehr mit Kindern bei wilden Völkern nicht weniger verbreitet ist als bei

---

[1]) „Auf der Ostseite von Chicago sind einige der verdammenswertesten Lasterhöhlen, sogenannte Kinderbordelle zu finden, in welchen ganz junge Mädchen, die oft noch kurze Kleider tragen, reichen Wüstlingen preisgegeben werden." Baumann a. a. O. S. 46. — Nach der von demselben Autor mitgeteilteu Tabelle schwankt das „Schutzalter" der Mädchen in den Staaten der Union von 7 bis 18 Jahren. Das „age of consent" beträgt in Delaware nur 7 Jahre, in 8 anderen Staaten nur 10 Jahre!!

civilisierten, ja noch mehr, ergiebt sich aus den Berichten zahlreicher Reisender. Ploss-Bartels betrachtet es geradezu als ein Symptom primitiver Kultur, dass die Männer mit noch nicht dem Kindesalter entwachsenen Mädchen geschlechtlich verkehren.

So ist es auf Celebes allgemein, dass Männer mit Kindern von 12—13 Jahren geschlechtlich verkehren, und die Europäer verschmähen es nicht, gleichfalls mit solchen unentwickelten Mädchen geschlechtliche Beziehungen anzuknüpfen.[1])

In Nubien werden nach Abbadie kleine Mädchen lange vor Eintritt ihrer Menstruation gekauft und zum Beischlaf benutzt. Ähnliches berichtet Rhode von den Guatos in Brasilien.

„Es herrscht die Sitte, Mädchen von 5—8 Jahren zu heiraten, oder richtiger gesagt, von den Eltern zu kaufen. Er sah in jedem Lagerplatze kleine Mädchen benutzen, und als er einen Indianer, dessen acht- bis neunjährige Frau sehr elend aussah, fragte, wie es möglich sei, mit einem solchen Kinde Unzucht zu treiben, antwortete er: „Ich thue dergleichen nicht, sie schläft nur bei mir, weil sie mein Eigentum ist, und ich werde sie erst dann als Frau benutzen, wenn sie doppelt so gross sein wird.“ Der Kerl sprach aber nicht die Wahrheit, denn Rhode sah denselben, als er trunken war, die gemeinste Unzucht mit dem Kinde treiben.“[2])

Indem bezüglich weiterer Beispiele der grossen Verbreitung der Unzucht mit Kindern bei wilden Völkern ebenfalls auf das betreffende Kapitel bei Ploss-Bartels[3])

---

[1]) Ploss-Bartels a. a. O. Bd. I, S. 546.

[2]) ibidem I, 546.

[3]) ibidem I, 545—549.

verwiesen sei, aus welchem u. a. auch hervorgeht, dass bereits Justinian den ehelosen Männern verbieten musste, sich Beischläferinnen zu halten, welche unter 12 Jahren alt waren, sei hier nur noch auf das hohe Alter der Kinderehe in Indien hingewiesen. Brainerd Ryder in Melbourne hat eine besondere Monographie darüber unter dem Titel „The little wives of India" geschrieben. Besonders in Bengalen ist dieser frühe Missbrauch kleiner Mädchen ungemein verbreitet. Der Bengal Medico-Legal Report berichtet von 205 Fällen von Beischlaf mit sechs- bis neunjährigen Mädchen. 5 davon starben, 38 wurden sehr schwer verletzt. Die Schilderungen Ryder's über das jammervolle Aussehen und die körperlichen Leiden dieser unglücklichen Opfer der brutalen Sinnlichkeit der Männer sind im höchsten Grade ergreifend.[1])

So betrübend die Thatsache der grossen Verbreitung der Unzucht erwachsener Individuen mit Kindern ist, so muss auf der anderen Seite doch stets ein Punkt im Auge behalten werden, der in foro jedesmal eingehend geprüft werden sollte. Das ist das Ausgehen der Initiative zur Unzucht von den Kindern selbst, welches wiederum eine Folge ist des verfrühten Auftretens des Geschlechtstriebes beim Kinde.

Diese vorzeitig sich regende Libido sexualis ist uns ja aus den von von Krafft-Ebing und Moll mitgeteilten Autobiographien der Perverssexuellen sehr

---

[1]) ibidem S. 549—551.

vertraut geworden. Wir dürfen nun aber nicht daraus schliessen, dass diese frühe Unzucht das Symptom eines krankhaften Zustandes sei. Im Gegenteil ist auch hier irrtümlich als ein „degeneratives“ Symptom angesprochen, was in der gleichen Weise bei zahlreichen späterhin durchaus gesunden Individuen vorkommt und was im letzten Grunde nur das Resultat einer schlechten Erziehung, einer Verführung durch vor Augen liegende Beispiele u. s. w. ist.

Schon bei wilden Völkern wird die Unzucht zwischen Kindern beobachtet. Nach Ploss-Bartels gestatten solche Völker ruhig, dass „schon bei Kindern der kaum erwachende Trieb mit einer Freiheit befriedigt wird, die wir selbst als freche Unzucht bezeichnen, die von den Erwachsenen dort aber als „Spielen“ aufgefasst wird.“

So lassen nach Audebert auf Madagascar die Eltern ihre Kinder ungestört solche verderblichen „Spiele“ treiben. Ebenso giebt es nach Grützner bei den Basutos in Südafrika „neben der sanctionierten Hurerei eine heimliche, welche die kleinsten Kinder, treiben, und wobei die Knaben den Mädchen Perlen, Messingdraht u. s. w. als Hurenlohn geben.“[1])

Auch über die grosse Zahl sexuell frühreifer Kinder in den Grossstädten machen alle Beobachter, die sich seit hundert Jahren mit dem Thema der Sittenverderbnis in den grossen Städten der alten und neuen Welt beschäftigen, übereinstimmende Angaben (Colqhoun und Ryan über London, Béraud, Parent-Duchatelet, Coffignon, Taxil u. a. über

---

[1]) Ploss-Bartels a. a. O. Bd. I, S. 392.

Paris[1]), Sanger über New-York, Baumann über Chicago und andere amerikanische Städte). Doch ist auch auf dem Lande vorzeitige geschlechtliche Entwickelung der Kinder durchaus nicht selten und wird hier wesentlich durch den Anblick des ungenierten geschlechtlichen Verkehrs zwischen Knecht und Magd und sogar auch zwischen männlichen und weiblichen Haustieren hervorgerufen, wie denn auch das „Kalben“ der Kuh oft zahlreiche Kinder zu versammeln pflegt, für welche dieser Anblick durchaus nicht indifferent bleiben kann.

Die amerikanischen Bordelle haben als sogenannte „messenger-boys“ fast nur unerwachsene Knaben, welche also Zeugen des ganzen lasterhaften Treibens werden und frühzeitig mit allen Geheimnissen der Bordellpraxis und der Ars amandi vertraut werden. Baumann bemerkt darüber: „Dass sich sehr viele junge Burschen zu dem Beruf eines messenger-boy melden, findet in dem reichen Verdienst, den liberalen Trinkgeldern und der interessanten Beschäftigung, einen erklärlichen Grund. Bedenkt man nun, dass diese Knaben ihre Auftraggeberinnen meistens im tiefsten Negligé zu Gesicht bekommen, so darf es nicht Wunder nehmen, dass die amerikanische Jugend oft schon so frühzeitig verdorben ist. Ihre Erlebnisse in diesen Häusern erzählen die Jungens ihren Kameraden und Freunden, erregen so die Phantasie derselben in schädlichster Weise und vergiften dadurch die jugendlichen Gemüter.“[2])

---

[1]) Über die sittliche Verderbnis der Pariser Kinder macht Friedrich Wilhelm Bruckbräu in dem Abschnitt „Der Bazar der Liebe“ seines Memoirenwerkes „Rosa's Gardinenseufzer“ Stuttgart 1832, Teil I, S. 37—40 sehr bezeichnende Angaben.

[2]) Baumann a. a. O. S. 11—12.

In den „Priesterinnen der Freude“ begiebt sich ein etwa „sechszehnjähriges Mädchen“ mit ihrem kleinen Vetter, einem dreizehnjährigen Knaben (!) in ein Bordell, wo sie sich immer treffen, wenn sie miteinander geschlechtlich verkehren wollen. Wie vorsichtig man überhaupt in der Beurteilung angeblicher Sittlichkeitsverbrechen sein muss, lehrt folgende Notiz aus der Zeitung „Der Tag“ (No. 231 vom 21. Mai 1902):

„Von einer Kupplerin verschleppt sein sollte nach der Meldung einer Correspondenz die 13 Jahre alte Else D. aus der Koloniestrasse, die vor einiger Zeit aus dem elterlichen Hause verschwunden war. Das Mädchen soll dann das Opfer schändlicher Sittlichkeitsverbrechen geworden sein. Von den gemeldeten Vorgängen ist den Polizeibehörden keinerlei Mitteilung gemacht; es konnte demzufolge gegen die Kupplerin nicht eingeschritten werden. Nach unseren Feststellungen ist das Mädchen die Tochter durchaus achtbarer Eltern, denen das Kind schon mehr als einmal schweren Kummer durch seinen Hang zum Umhertreiben bereitet hat.“

Bisweilen wird das vorzeitige Auftreten der Libido sexualis Ursache der Prostitution. Lombroso teilt einige markante Fälle mit, in denen unreife Töchter reicher Eltern entflohen und in ein Bordell eintraten, um dort „nach ihrem Geschmacke“ leben zu können;[1]) nach Lombroso's Tabellen[2]) scheint überhaupt bei Prostituierten der Geschlechtstrieb sehr früh aufzutreten. Nicht alle prämaturen Mädchen werden aber Prostituierte, und man sollte sich auch unter gewöhnlichen, normalen

[1]) Lombroso und Ferrero a. a. O. S. 366.

[2]) a. a. O. S. 364—365.

Verhältnissen an den Ausspruch Sollier's erinnern: „Übrigens kommt beim normalen Kinde die geschlechtliche Erregung häufiger vor, als man glaubt, und zwar vor der Pubertätsentwickelung.“[1])

Hiernach wird es nicht erstaunlich erscheinen, dass sogar der Koitus im Kindesalter zu den nicht seltenen Vorkommnissen gehört, denen man besonders vom gerichtlich-medizinischen Standpunkte aus grösste Aufmerksamkeit zuzuwenden hat.

Eine Dame teilte dem Verfasser der „Untrodden Fields of Anthropology“ mit, dass sie in Kairo während des Ramadan-Festes ein kleines Mädchen von 6 Jahren mit einem Knaben von 5 Jahren auf offener Strasse den Beischlaf habe vollziehen sehen, und zwar in Nachahmung des vorher Geschehenen. Öfter erhalten kleine, drei- bis vierjährige Araber von einem kleinen, ebenso alten Mädchen die Aufforderung, ihr auf offener Strasse beizuwohnen.[2])

Legroux stellte 1890 in der Wochenversammlung der Ärzte des Hôpital Saint Louis einen 11 jährigen Knaben vor, der sich durch dreimonatlichen geschlechtlichen Verkehr mit einem 7 jährigen syphilitischen Mädchen auf die gewöhnliche Weise per vias naturales inficiert hatte.[3])

Bei jedem Sittlichkeitsverbrechen, welches dem Arzte zur forensischen Begutachtung vorliegt, sind alle diese Verhältnisse als möglich in Betracht zu ziehen.

---

[1]) Citiert nach v. Schrenck-Notzing „Die Suggestions-Therapie bei krankhaften Erscheinungen des Geschlechtssinnes“ Stuttgart 1892, S. 7.

[2]) „Untrodden Fields etc.“ 1898, Bd. II, S. 95.

[3]) Referat in Monatshefte für prakt. Deomatologie von Unna 1890, Bd. X, S. 335,

Die so häufigen Delikte von Geistlichen und Lehrern an den von ihnen unterrichteten Mädchen erscheinen häufig in einem anderen Lichte, wenn man die jugendlichen Denunziantinnen einem genaueren Verhör unterwirft, nächstdem einer körperlichen Untersuchung, wobei oft die längst eingewurzelte Schamlosigkeit und ein lange vor dem Delikte mit anderen Männern gepflegter und zwar freiwillig gepflegter geschlechtlicher Verkehr ans Licht kommen. Schon Casper hat auf diese Verhältnisse eindringlich hingewiesen.

Auch darf nicht vergessen werden, worauf C. Th. Schulz aufmerksam macht,[1] dass sehr oft auch von den Schulmädchen selbst thatsächlich Anreizungen schlimmster Art ausgehen, die sogar manchem jungen, sittlich gefestigten Lehrer verderblich geworden sind. Jeder, der in seiner Jugend den in kleineren Städten üblichen gemeinsamen Schulunterricht mit Mädchen genossen hat, wird sich ohne Zweifel an die verhältnismässig grosse Zahl jugendlicher Koketten erinnern, welche bereits auf der Schulbank ihre Künste spielen liessen, ohne vielleicht dabei besonders geschlechtlich erregt zu sein.[2]

Im Gegensatze zu der Unzucht mit Kindern hat von Krafft-Ebing neuerdings die geschlechtliche Neigung zu greisenhaften Individuen als soge-

[1] C. Th. Schulz „Neue Bahnen im Geschlechtsverkehre“ Berlin 1901, S. 93.

[2] Vgl. hierzu Casper's lichtvolle Ausführungen in den „Klinischen Novellen zur gerichtlichen Medicin“, Berlin 1863, S. 13—14. Er berichtet sogar einen Fall von „Notzucht eines Mannes durch ein elfjähriges Kind“, S. 21—22.

nannte „Gerontophilie" bezeichnet. Diese soll besonders bei Homosexuellen vorkommen. Ein Referent der betreffenden Arbeit Krafft-Ebing's bemerkt dazu: „Meine Erfahrungen bestätigen gleichfalls das Vorkommen dieser speziellen Geschmacksrichtung. Ich habe verschiedene Homosexuelle in den zwanziger Jahren kennen gelernt, die ausschliesslich ältere — ja sogar möglichst alte Männer — bevorzugen und gegenüber jungen Männern kaum mehr als gegenüber dem Weib empfinden, d. h. keinerlei seelischen Reiz", was von Dr. M. Hirschfeld bestätigt wird.[1])

Solche Neigungen werden aber auch bei Heterosexuellen beobachtet. Besonders empfinden junge Mädchen oft zu Greisen eine sehr lebhafte geschlechtliche Neigung. Das sind dann aber wohl meist „Greise" nur dem Alter und gewissen äusserlichen Erscheinungen (weisser Bart und Haar) nach, nicht aber in Hinsicht auf ihre sonstigen körperlichen Leistungen, insbesondere die geschlechtlichen. Immerhin, halte ich eine wirkliche tiefe, rein geschlechtliche Liebe eines jungen Mädchens von 20 Jahren zu einem Manne von 60—80 Jahren für eine mindestens aussergewöhnliche Erscheinung, deren Ursache dunkel ist. Denn Rang, Reichtum, Stand u. s. w. können wohl ein Mädchen bestimmen — und thun dies sehr häufig —, einem 40 oder 50 Jahre älteren Manne die Hand zu reichen oder sich hinzugeben, vermögen aber wohl kaum eine auf rein geschlechtlichen Instinkten beruhende Neigung zu erzeugen.

* * *

[1]) Jahrbuch für sexuelle Zwischenstufen, herausgegeben von Dr. Magnus Hirschfeld, Leipzig 1902, Bd. IV, S. 828.

Einen trefflichen Beleg für die von mir verfochtene Anschauung, dass das Bedürfnis nach Abwechselung, das Eigenartige, Neue im Geschlechtsleben des Menschen eine ausserordentlich grosse Rolle spielen und Ursachen zahlreicher Verirrungen und Perversitäten sind, bietet die Thatsache, dass fremde Rassen stets eine sehr grosse Anziehungskraft auf einander ausüben. Dies gilt nicht nur für civilisierte, sondern auch für primitive Völker.

Hieraus erklärt sich zuguterletzt die Thatsache der Rassenmischung und Rassenkreuzung, die man auf der ganzen Erde überall da beobachtet, wo fremde Rassen zusammentreffen und die ohne eine geschlechtliche Anziehung auf die Dauer nicht möglich gewesen wäre.

Meistens geht diese Verbindung mit einer inferioren Rasse von den Männern aus, da deren stärkerer Geschlechtstrieb häufig durch das Neuartige, Pikante an den Weibern der fremden Rasse noch mehr stimuliert wird, während das geschlechtlich passive, dagegen auf Bewahrung seiner socialen Stellung und Erhaltung seiner durch die Rasse gewährleisteten Superiorität ängstlich bedachte Weib sich in dieser Beziehung bedeutend mehr zurückhält.

Dabei kommt noch in Betracht, dass jene Beziehungen vielfach zwischen Individuen einer erobernden Rasse auf der einen und einer unterdrückten Rasse auf der anderen Seite stattfinden.

Mantegazza bemerkt darüber: „Im allgemeinen können die Liebesbeziehungen zwischen zwei sich hassenden Rassen durch eine verwickelte Formel ausgedrückt werden, in der zwei entgegengesetzte und scheinbar widersprechende Faktoren auftreten. — Leiden-

schaftlich sucht der Mann die Frauen der gehassten Rasse, um die Gegner in dem empfindlichsten Teile, im Herzen, zu treffen, während er den eigenen Frauen verbietet, ihr Blut mit dem der Feinde zu mischen."[1])

Hier nimmt also Mantegazza ein sadistisches Element als Ursache der geschlechtlichen Beziehungen zwischen den Rassen an.

Fehlen nun aber diese unmittelbaren politisch-socialen Beziehungen zwischen unterdrückender und unterdrückter Rasse, sondern tritt, wie bei erstmaligen Entdeckungen oder plötzlichem Erscheinen von Individuen, die einer fremden Rasse angehören, unter einer anderen, nur das Neue, Eigenartige, Pikante hervor, so kann dieses ganz allein für sich leidenschaftliche Ausbrüche von Liebe hervorrufen oder auch der blossen Sinnlichkeit ein neues Ziel geben. Die Rasse wird dann gewissermassen zum „Fetisch", der sich aus vielerlei Bestandteilen zusammensetzt.

Die Grösse, Gestalt, Physiognomie, Hautfarbe, Hautgeruch, Tältowierung, Schmuck, Kleidung, Sprache, Tanz und Gesang dieser „wilden" Menschen können eine anziehende Wirkung ausüben. So waren bereits im 18. Jahrhundert Negerinnen bei der Pariser Lebewelt eine sehr gesuchte Ware. Es gab eigene Negerinnen-Bordelle in Paris. Nach C. J. Weber kamen besonders nach der ägyptischen Expedition Negerinnen in grösserer Zahl nach Paris, deren „Haut sich wie Sammt greift und kühl wie Schlangen, und wo man das Affengesicht, den Ölgeruch und den Mangel der französischen Sprache

---

[1]) Mantegazza „Anthropologisch-kulturhistorische Studien über die Geschlechtsverhältnisse des Menschen", S. 248.

vergass. Denn der „Club des noires“ war Mode.“[1]) Noch heute spricht Galopin von einem „Succès des négresses“ in Paris.[2]) Sogar die Pariser Damen scheinen gegen männliche Neger nicht so empfindlich zu sein. Wenigstens erfreut sich in einem Pariser Sitten-Roman „Der schwarze Don Juan“ von H. de Vermont (Dresden 1902) ein herkulischer Neger der glühenden Liebe mehrerer hochadliger Damen. Denn wie eine solche Geliebte des schwarzen Don Juan bekennt, die „Männer unserer Gesellschaft sind es nicht wert, dass man sich ihretwegen aufregt“. Es ist also blosser Überdruss, Blasiertheit, Bedürfnis nach Abwechslung, welches diese fin de siècle-Weiber in die Arme eines Negers treibt. Dass dieses geschlechtliche Variationsbedürfnis stärker ist als alle sozialen Vorurteile, betont auch Baumann. Obgleich die Negerrasse in Amerika sehr verachtet und verpönt ist, halten sich viele Amerikaner ein „coloured girl“ und auch die Amerikanerinnen hegen eine gewisse Vorliebe für männliche „niggers“, wie dies besonders häufig in Chicago zu beobachten ist.[3]) In letzterer Beziehung bieten übrigens die Vorgänge in europäischen Ländern bei der Anwesenheit von exotischen Völkertruppen gelegentlich von Aus- und Schaustellungen analoge Verhältnisse dar, indem die männlichen Mitglieder derselben sich meistens einer aussergewöhnlichen Beachtung seitens der einheimischen Damenwelt zu erfreuen haben.

*   *   *

---

[1]) C. J. Weber „Demokritos“, Bd. V, S. 222.

[2]) Hagen a. a. O. S. 180.

[3]) Baumann a. a. O. S. 10 u. S. 41.

Auch der Incest, die Blutschande, der geschlechtliche Verkehr zwischen nahen Blutsverwandten, insbesondere den Gliedern derselben Familie, entbehrt, wie auch v. Krafft-Ebing hervorhebt,[1]) in der Mehrzahl der noch heute gar nicht selten beobachteten Fälle einer pathologischen Begründung.

Mit Recht nennt Schmoller die Entstehung der Furcht und des Abscheus vor dem Incest eine „der grossen Kontroversen der urgeschichtlichen Forschung".[2])

Thatsache ist jedenfalls, dass diese Abneigung gegen den geschlechtlichen Verkehr mit Blutsverwandten durchaus nicht eine angeborene, natürliche Empfindung ist, sondern sich erst allmählich aus der Beobachtung der schädlichen Folgen eines solchen Verkehrs in Beziehung auf die Nachkommenschaft entwickelt hat.

Daher haben nicht bloss wilde, sondern auch Kulturvölker in früheren Zeiten den Incest gebilligt und gestattet.

Nach Bachofen war sogar ursprünglich unter der Herrschaft des ius naturale der Geschlechtsverkehr zwischen Vater und Tochter, zwischen Bruder und Schwester etwas durchaus Natürliches. Erst das ius civile, welches sich über die blosse Herrschaft des Stoffes und rein sinnlicher Regungen erhebt, verbot einen solchen Verkehr. Daher wird diese grausame Satzung z. B. in Ovid's Metamorphosen (10, 321 ff.) von Myrrha, die eine unbesiegbare Liebe zu ihrem Vater Cinyras treibt, angeklagt, wobei sie auf die Tiere verweist, die ungehindert Incest treiben dürfen:

---

[1]) v. Krafft-Ebing „Psychopathia sexualis", 10. Auflage, S. 372.

[2]) H. Schmoller „Grundriss der allgemeinen Volkswirtschaftslehre", Leipzig 1901, Teil I, S. 233.

Felices, quibus ista licent! humana malignas
Cura dedit leges: et quod Natura remittit
Invida jura negaret. Gentes tamen esse feruntur,
In quibus et nato genitrix, et nata parenti
Iungitur, et pietas geminato crescit amore.

Strabo (16, 783) berichtet von den Arabern: „Sie wohnen auch ihren Müttern bei. Auf den Ehebruch steht der Tod. Der Ehebrecher ist der eines anderen Geschlechts. Einer ihrer Könige hatte eine Tochter von ausgezeichneter Schönheit, diese aber 15 Brüder, welche alle die Schwester liebten, und sie, Einer nach dem Andern, ohne Aufhören, besuchten.“ Bachofen bemerkt über diesen Bericht: „Dass in dieser Erzählung nicht ein bestimmtes einzelnes Ereignis, sondern das Bild eines allgemeinen Zustandes enthalten ist, macht sie nur in höherem Grade beachtenswert. Wir sehen hier das rein tierische Naturrecht auf den Kreis eines bestimmten Geschlechts, einer Blutgenossenschaft beschränkt, innerhalb der Grenzen desselben jedoch im vollsten Umfange anerkannt. Dem ius naturale entspricht die Mischung von Bruder und Schwester, die auch Plato im Staate 5, 461 anerkennt, von Mutter und Sohn, welches die Mager üben (Strabo 15, 735), vollkommen. Die Tierwelt kennt keinen Incest . . . . Eine solche Familie pflanzt sich durch stete Selbstumarmung, *κύων ἐν ἑαυτῷ*, fort. Sie wird erst dadurch des Erdstoffs vollkommenes Bild. Denn auch dieser zeugt durch ewig fortgehende Selbstbegattung . . . In den beiden Geschwistern tritt die Naturkraft in ihre beiden Potenzen aus einander. Ihre Wiedervereinigung durch Begattung ist des Stoffes Gesetz. Daher sind die Geschwister zunächst auf einander angewiesen. Dieser stofflichen Anschauung gilt die Geschwisterehe nicht nur als zulässig, sondern als das natürliche Gesetz, das

nach Plato (5, 461) auch die Delphische Pythia bestätigt. Auf dem Geschwistertum ruht Isis' und Osiris', Zeus' und Hera's, Janus' und Camisa's (Athenaios 15, 692) eheliche Verbindung, und welche tiefe Wurzel dieses stoffliche Recht in der Anschauungsweise der Alten hatte, zeigen auch bei Hebräern und Griechen manche Nachklänge in Sitten und Gesetzen."[1])

Auch Erwin Rohde weist darauf hin, wie die Liebe des Vaters zur eigenen Tochter ein sehr beliebtes Märchen- und Sagenmotiv bei Griechen, Deutschen, Kelten, Walachen und Serben ist.[2])

Bei den Phoeniciern durfte sowohl die Mutter den Sohn als auch der Vater die Tochter heiraten, desgleichen bei den Arabern der Sohn die verwitwete Mutter. Sehr bekannt ist die aegyptische und persische Geschwisterehe, die übrigens noch zu Ciceros Zeit bei den Griechen ebenfalls verbreitet war, ferner im alten Peru existierte.[3])

Bei zahlreichen wilden Stämmen hindern „die allerengsten Verwandschaftsbande das Eingehen einer ehelichen Gemeinschaft nicht nur nicht, sondern scheinen dasselbe eher sogar noch zu begünstigen"[4]), während andere dagegen bereits das Schädliche der Blutsverwandschaftsehen erkannt haben. Die Weddahs auf Ceylon haben eine eigentümliche Form der Geschwisterehe, insofern nur die jüngere, nicht die ältere Schwester von dem Bruder geheiratet werden darf. Sogar Töchter wurden bisweilen von ihren Vätern ge-

---

[1]) Bachofen „Das Mutterrecht" S. 13—14.

[2]) E. Rohde „Der griechische Roman", 2. Aufl. S. 447—448.

[3]) Ploss-Bartels a. a. O. Bd. I, S. 534—535.

[4]) ibidem I, 533.

ehelicht, was Virchow aber nur für ein thatsächliches, kein rechtliches Vorkommnis erklärt.[1]) Auch der Verfasser der „Untrodden Fields of Anthropology“ weist auf das häufige Vorkommen der Blutschande bei wilden und halbcivilisierten Volksstämmen hin. Meist werden nach ihm in Annam die jungen Mädchen durch ihre eigenen Brüder entjungfert.[2])

Nach Krauss verkehrten die ersten altserbischen Könige geschlechtlich mit ihren Schwestern, und noch heute ist die Blutschande bei den Südslaven ausserordentlich häufig. Verkehr zwischen Vater und Tochter, Bruder und Schwester kommt besonders oft unter den römisch-katholischen Chrowoten vor, und zahlreiche südslavische Volkslieder bezeugen ebenfalls diese scheussliche Unsitte.[3])

Auch im russischen Folklore spielt der Incest eine betrübende Rolle und wird z. B. in der Erzählung „Le Bon Père“[4]) als etwas Erlaubtes und Natürliches dargestellt.

Eugen Sue erwähnt in seinen „Geheimnissen von Paris“, dass in den untersten Volksschichten oft Väter mit ihren Töchtern sich geschlechtlich vermischen.

In der That ist der Incest auch heute noch ausserordentlich häufig, wie die zahlreichen zur gerichtlichen Verhandlung gelangenden Fälle in allen europäischen

---

[1]) ibidem I, S. 535.

[2]) Untrodden Fields of Anthropology, Bd. I, S. 85.

[3]) Vgl. Friedrich S. Krauss a. a. O. in: *Κρυπτάδια* Bd. VIII, Paris 1902, S. 197—198; die Lieder S. 199—207. — Über die Blutschande im Volksglauben handelt Krauss noch genauer in seinem Werk über „Sitte und Brauch der Südslaven“ (1885) S. 221—223.

[4]) *Κρυπτάδια* Bd. I, S. 99—101; vgl. ebenso Verkehr zwischen Vater und Tochter in „Le P . . . Brûlante“, ibidem S. 42—43.

Ländern beweisen. Noch kürzlich wurde in Heiligensee bei Berlin ein Arbeiter verhaftet, der mit seinen Töchtern geschlechtlich verkehrt hatte. In alten und modernen erotischen Schriften spielt natürlich Blutschande eine besonders grosse Rolle, wobei oft die Verhältnisse der Ascendenten und Descendenten in der raffiniertesten Weise kompliziert werden. So wird im „Heptameron“ der Königin Margarethe von Navarra die Geschichte eines jungen Edelmannes von vierzehn bis fünfzehn Jahren erzählt, der, in der Meinung, es mit einer der Damen seiner Mutter zu thun zu haben, sich zu dieser selber legt, worauf sie von ihm eine Tochter bekommt, die er zwölf oder dreizehn Jahre nachher heiratet, ohne zu wissen, dass sie seine Tochter und Schwester ist. Diese Geschichte soll auf einer mit der Jahreszahl 1512 versehenen Inschrift eines Grabsteines der „Église collégiale d'Ecouis“ beruhen, die folgendermassen lautet:

„Ci-gît l'enfant, ci-gît le père,
Ci-gît la soeur, ci-gît le frère,
Ci-gît la femme et le mari
Et ne sont que deux corps ici.“ [1])

Da es eine Thatsache ist, dass der heutige Mensch eine tief eingewurzelte instinktive Abneigung und Abscheu gegen den Incest hat, so verlangen die doch auch heute noch immer wieder beobachteten Fälle von Blutschande eine aetiologische Erklärung.

Eine eigenartige aber sehr problematische Theorie des Incestes giebt L. Berg. Er führt denselben auf das stark ausgeprägte Familienbewusstsein und den Familienstolz zurück.

---

[1]) Lindwurm a. a. O. S. 165.

„Ist der Gesellschaftstrieb das Ausschlaggebende, dann bezieht sich die Liebe auf das nächst Verwandte (Blutschande). Neigungen dazu finden wir gleichfalls wieder in allen hoch entwickelten und selten gearteten Familien, weil hier die Individuen oft gar keine andere ihrer würdige Gesellschaft finden, welches stolze Gefühl z. B. Byron gegenüber seiner Schwester Augusta gehabt zu haben scheint, was die Veranlassung zu dem wüsten Klatsch der Frau Beecher-Stowe gegeben hat. Die Fürstenehen sind oder werden schliesslich immer Verwandtenehen. Das zärtliche und psychologisch oft so merkwürdige Verhältnis zwischen Geschwistern verschiedenen Geschlechts in hochstehenden und geistig sehr entwickelten Familien spielt in der Litteratur sowohl als poetisches Motiv („Braut von Messina", Wagners „Siegfried") wie als historisches Phänomen keine unwichtige Rolle (man denke nur an die Leidenschaft, mit der Goethe, Kleist, Byron, Chateaubriand, Mendelssohn-Bartholdy, Heine, Nietzsche von ihren Schwestern vergöttert wurden)."[1])

Abgesehen davon, dass es sich in allen diesen Fällen nicht um wirklichen Incest handelt, kann, selbst die Richtigkeit des Motivs vorausgesetzt, dasselbe schon deswegen nur von ganz untergeordneter Bedeutung sein, weil die Blutschande viel häufiger gerade in den niederen Volksklassen vorkommt, wo Exclusivität und Ahnenstolz gänzlich ausgeschlossen sind.

Vielmehr kommen wohl lediglich occasionelle Momente für die Aetiologie des Incestes in Betracht, z. B. die aus dem nahen Zusammenleben in engen Arbeiterwohnungen sich ergebende tägliche Vertraulichkeit und

---

[1]) Leo Berg a. a. O. S. 146—147.

intime Berührung, welche, wenn noch übergrosser Geschlechtstrieb und Sinnlichkeit sowie der häufige Alkoholrausch auf der einen oder auf beiden Seiten hinzukommen, sehr leicht zu einem geschlechtlichen Verkehre führen. Virchow betrachtet als Ursache der Geschwisterehe bei den Weddahs den Mangel an geeigneten Weibern oder an Weibern überhaupt.[2]) In einigen neuerdings berichteten Fällen von Incest zwischen Vater und Tochter war der Vater Witwer geworden oder durch Krankheit seiner Frau an dem Umgange mit dieser verhindert.

Dass auch Wüstlinge, denen andere Weiber in Fülle zu Gebote stehen, aus Raffinement, und getrieben von einem entschieden sadistischen Gefühle der Auflehnung gegen jedes sittliche und menschliche Gesetz, die Blutschande als non plus ultra der sexuellen Genüsse proklamieren, mag hier und da vorkommen. Es ist immerhin bedeutsam, dass in der französischen belletristischen Litteratur der letzten Zeit auch der Incest als Erzählungsmotiv auftaucht, wie ich aus zwei Titeln moderner Romane ersehe, nämlich aus Armand Dubarry's „L'Abbé Écornifleur (L'Inceste)“ und Odysse Barot's „Amours incestueuses“ (beide Paris 1902).

*   *
*

Als die entsetzlichsten und ungeheuerlichsten Verirrungen, deren die menschliche Wollust fähig ist, gelten mit Recht die geschlechtliche Vermischung mit Tieren, die Sodomie oder Bestialität und diejenige mit menschlichen Leichen, die Nekrophilie.

[2]) Ploss-Bartels a. a. O., Bd. I, S. 535.

Indem wir den diese Schandthaten ausübenden Menschen tief unter das Tier herabgewürdigt sehen,[1]) sind wir leicht geneigt, diese grauenhaften Verirrungen als etwas wirklich „Unmenschliches“ anzusehen d. h. als eine Handlung, bei der das den Menschen vom Tiere Unterscheidende, die Vernunft, nicht beteiligt ist, wofür vielmehr eine Abwesenheit derselben, ein krankhafter Geisteszustand verantwortlich gemacht werden müsste.

Und doch wäre auch dieses allgemeine Urteil über die Aetiologie der Sodomie und Nekrophilie ein irriges, da in der That beide Verbrechen, ganz besonders aber die Sodomie, auch von durchaus „vernünftigen“, körperlich und geistig gesunden Individuen begangen worden sind, wie die genauere Betrachtung der aetiologischen Faktoren dieser Verirrungen bestätigen wird.

Was nun zunächst die Sodomie oder Unzucht mit Tieren betrifft, so ist es geradezu erstaunlich und ein trauriges Zeugnis für die ins Monströse aus-

---

[1]) So sagt auch Mirabeau im Abschnitt „Béhémah“ seines „Erotika Biblion“ (Ausgabe Brüssel 1868, S. 91): „Ce titre (la bestialité) répugne à l'esprit et flétrît l'âme. Comment imaginer sans horreur qu'un goût aussi dépravé puisse exister dans la nature humaine, lorsqu'on pense combien elle peut s'élever au-dessus de tous les êtres animés? Comment se figurer que l'homme ait pu se prostituer ainsi? Quoi! tous les charmes, toutes les délices de l'amour, tous ses transports . . . il a pu les déposer aux pieds d'un vil animal! Et c'est au physique de cette passion, à cette fièvre impétueuse qui peut pousser à de tels écarts, que les philosophes n'ont pas rougi de subordonner le moral de l'amour! Le physique seul en est bon, ont-ils dit. — Eh bien! lisez Tibulle, et puis courez contempler ce physique dans les Pyrénées, où chaque berger a sa chèvre favorite; et quand vous aurez assez observé les hideux plaisirs du montagnard brutal, répétez encore: En amour, le physique seul est bon.“

schweifende Phantasie des Menschen, mit wie vielen und verschiedenartigen Tieren derselbe von Alters her Unzucht getrieben hat. Mantegazza bemerkt: „Der Mensch hat vielleicht mit allen Haustieren Unzucht getrieben, welche durch ihre Proportionen ähnliche Beziehungen gestatteten. Schafe, Ziegen, Hühner wurden am meisten bevorzugt, aber der Mann befleckte sich auch mit Stuten, Gänsen, Enten u. s. w. u. s. w.".[1]) Diese Liste ist aber leider durchaus nicht erschöpfend. Schon im Jahre 1730 konnte der gelehrte Martin Schurig zahlreiche authentische Fälle aus allen Zeiten zusammenstellen, in denen Sodomie mit folgenden Tieren getrieben wurde: Kuh, Affe, Bär, Ziege, Hund, Pferd und — Fisch![2]) Ebenso bringt der Marquis de Sade Belege aus der Kulturgeschichte für Sodomie mit Ziegen, Hunden, Krokodilen (!), Affen (Juliette I, 333—334) und lässt selbst einen Truthahn, eine Ziege, Dogge und einen Affen in seinem Romane gemissbraucht werden, (Juliette IV, 262). Schreckliche sodomitische Scenen von Weibern mit einem Esel und einem Affen[3]) werden in Alfred de Musset's „Gamiani" geschildert, wie denn das erstere Tier auch in Andréa de Nerciat's „Le Diable au corps" und schon in Juvenals sechster Satire ein Weib begattet. Die römischen Frauen be-

---

[1]) Mantegazza a. a. O. S. 129.

[2]) Martin Schurig „Gynaecologia historico-medica etc." Dresden u. Leipzig 1730, S. 380—387.

[3]) Nach Mantegazza wurde in Steiermark im 17. Jahrhundert eine hohe adlige Dame wegen Unzucht mit einem Affen hingerichtet. a. a. O. S. 131. Mirabeau erzählt von einem Affen in Chantilly, den man töten musste, weil er unzüchtige Angriffe auf Mädchen machte. „Erotica Biblion" S. 99. Ähnliche oft wenig beglaubigte Geschichten werden von Reisenden berichtet.

dienten sich aber meist eines anderen Tieres zur Befriedigung ihrer unnatürlichen Lüste, nämlich der Schlange (s. unten).

Die Verbreitung der Sodomie ist eine ubiquitäre. La bestialité est universelle, sagt de Sade.

In den Sagen und Erzählungen aller wilden Völker spielt die Sodomie eine so grosse Rolle, dass man diese Berichte auf wirkliche, allerdings oft märchenhaft ausgeschmückte Vorkommnisse zurückführen kann.

So werden in Afrika und Südamerika viele abenteuerliche Geschichten über die freiwillige Geschlechtsvermischung zwischen Affen und Weibern erzählt. Die Indianer im Gebiete des Amazonas glauben, dass die unter den Uginas vorkommenden geschwänzten Menschen Sprösslinge eines Indianerweibes und eines Coati-Affen seien. Nach Francis de Castelnau findet ein solches Zusammenleben noch heute statt. Er erzählt: „En descendant la rivière des Amazones, je vis un jour près de Fonteboa un Coati noir d'une énorme dimension; il appartenait à une femme indienne, à laquelle j'offris un prix très-considérable pour le pays de ce curieux animal; mais elle refusa tout en éclatant de rire. Vos efforts sont inutiles, me dit un Indien qui était dans la cabane, c'est son mari.“[1])

Auf Sodomie in präcolumbischer Zeit deutet auch eine alte Sage der Peruaner, die David Forbes mitteilt, nach welcher die Syphilis ursprünglich eine Krankheit des Alpaka war und durch dieses Tier auf den Menschen durch widernatürlichen Geschlechtsverkehr übertragen worden sei. Daher verbot ein altes Gesetz

[1]) Ploss-Bartels a. a. O., Bd. I, S. 454. Vgl. auch de Sade „Histoire de Juliette“ I, 334.

den Junggesellen, Alpakas im Hause zu halten.[1]) Diese Erzählung erinnert an die Fabeln europäischer Ärzte über den Ursprung der Syphilis durch Sodomie, die sogar noch zuletzt in einem Manne wie Ricord einen Verteidiger fanden und welche ich in dem besonders diesem Gegenstande gewidmeten Abschnitte meines Werkes über den Ursprung der Syphilis beleuchtet und widerlegt habe[2]). In den Bereich der Fabel ist auch Mantegazza's Mitteilung zu verweisen, dass man in Ungarn Syphilis bei Stuten beobachtet habe, welche sie durch Ansteckung von Männern bekommen hätten![3])

Von der weiten Verbreitung sodomitischer Praktiken in Indien zeugen bildliche Darstellungen „monströser Verschlingungen zwischen Menschen und Tieren."[4]) Über die Häufigkeit der Bestialität in Kamtschatka berichtet Steller[5]). Hier wie in Annam und bei den Kaniagmuten kommt die Bestialität nach Westermarck[6]) gleichzeitig in Verbindung mit Blutschande und widernatürlichen Lastern vor, was er ganz richtig darauf zurückführt, dass „ihre Geschlechtsempfindungen allgesamt in einem verderbten Zustande sind."

Die Chinesen sollen besonders mit Gänsen geschlechtlich verkehren, denen sie während der Ejakulation in der grausamsten Weise den Kopf abschneiden, um durch die Zuckungen der mit dem Tode ringenden

---

[1]) Mantegazza a. a. O. S. 128—129.

[2]) Iwan Bloch „Der Ursprung der Syphilis", Jena 1901 Theil I S. 21—23.

[3]) Mantegazza a. a. O. S. 129.

[4]) ibidem S. 128.

[5]) G. W. Steller „Beschreibung von dem Lande Kamtschatka". Frankfurt und Leipzig 1774 S. 289 Anmerkung.

[6]) Westermark „Geschichte der menschlichen Ehe" S. 333.

Tiere ein grösseres Wollustgefühl zu haben, welches rein physisch durch das stärkere Zusammenpressen des Gliedes und ideell durch sadistische Empfindungen zu Stande kommt.[1]) Daher nennt wohl Petronius die Gans die „Wonne des Priapos“ und der Marquis de Sade schildert ganz ähnliche Praktiken aus Pariser Bordellen (Juliette I, 333—334).[2])

Nach den zahlreichen Stellen der Bibel (Exod. Kap. 22 Vers 19; Levit. Kap. 7 Vers 21; Kap. 18 Vers 23; Kap. 20 Vers 15; Dueteron Kap. 27 Vers 21), denen Mirabeau einen besonderen Abschnitt seines „Erotika Biblion“ widmet, muss die Bestialität bei den alten Bewohnern Kanaans sehr verbreitet gewesen sein, und zwar scheinen besonders die Weiber sich mit Tieren fleischlich vermischt zu haben.

Aus Aegypten ist die religiöse Sodomie sehr bekannt (Bock von Mendes)[3]) nach Sonnini sollen sogar Krokodilweibchen bisweilen Objekte der Liebesbrunst der Aegypter gewesen sein.[4])

Im alten Rom lieferten nach Mantegazza die belluarii, die caprarii und die auserarii den Liebhabern der Bestialität Hunde, Affen, Ziegen und Gänse[5]), und sogar auf der Bühne wurden sodomitische Akte dargestellt.[6]) Sueton sagt im 12. Kapitel seiner Biographie des Kaisers Nero: „Inter pyrrhicharum argumenta

---

[1]) Mantegazza a. a. O. S. 129.

[2]) Über Sodomie in Zanzibar, Madagaskar, Sumatra, Hawaii vgl. Teil I dieses Werkes S. 40—42.

[3]) Vgl. Teil I S. 120.

[4]) C. J. Weber „Demokritos“, Stuttgart 1862 Bd. V. S. 228.

[5]) Mantegazza a. a. O. S. 130.

[6]) L. Friedländer „Sittengeschichte Roms“ 6. Aufl. Bd. II, S. 409.

taurus Pasiphaen ligneo juvencae simulacro abditam iniit, ut multi spectantium crediderunt." (Vgl. Martialis, Spect. 5). Auch spielten die Favoritschlangen und Schosshündchen der vornehmen Römerinnen oft eine sehr zweideutige Rolle. „Man nahm diese Lieblinge mit zu Tisch und ins Bett und die Damen von etwas hitzigem Temperamente rühmten die kältende Natur dieser Tiere (der Schlangen) ausserordentlich, liessen sie, wie eine Halskette, sich um ihren Nacken winden, und hatten sonst mancherlei Kurzweil und Zeitvertreib mit ihnen." [1])

Auch das heutige Italien ist, besonders in seinen südlichen Teilen, arg verrufen wegen der ausserordentlich grossen Verbreitung der Bestialität. Mantegazza berichtet: „In Rimini erzählte mir mehr als ein junger Mann vom hohen Apennin, der an Verdauungsbeschwerden und nervösen Störungen litt, dass er mit der Liebe zu den Ziegen übermässigen Missbrauch getrieben habe. Wie es scheint, sind auch die Schweine nicht ausgeschlossen." [2]) Die Sodomie, welche die süditalienischen und sicilianischen Ziegenhirten mit ihren Ziegen treiben, ist von so vielen Reisenden als eine Art von Volkssitte beschrieben worden, dass es hier in der That gänzlich ungereimt wäre, einen pathologischen Zustand der Sodomiten anzunehmen. Dies geht auch aus dem Umstande hervor, dass in den meisten Fällen der Bock anstatt der weiblichen Ziege benutzt wird, d. h. der anus angustus des ersteren wird der Vagina der letzteren wegen der

---

[1]) Böttiger „Sabina" S. 131.

[2]) Mantegazza a. a, O. S. 129 nach „Archivio per l'antropologia e l'etnologia" Bd. I S. 481.

stärkeren Friction vorgezogen, wie dies schon de Sade (Juliette I, 333) mitgeteilt hat.

Nach Mirabeau[1]) war im 18. Jahrhundert Bestialität auch in den Pyrenäenlandschaften ein unter den Hirten häufiges Laster. „La bestialité existe plus communément qu'on ne croit en France, non par goût, heureusement, mais par besoin. Tous les pâtres des Pyrénées sont bestiaires. Une de leurs plus exquises jouissances, est de se servir des narines d'un jeune veau, qui leur lèche en même temps les testicules. Dans toutes ces montagnes peu fréquentées, chaque pâtre a sa chèvre favorite. On sait cela par les curés basques."

Im südslavischen Folklore spielt auch die Sodomie eine Rolle. Nach Krauss hatte im Fürstentum Serbien angeblich Kara Gjorgje die Bestialität, namentlich die mit Ziegen freigegeben. „In Bosnien sagt man den Franziskanern nach, dass sie ihre Haustiere sodomitisch missbrauchen. Die Popen und Hodžen, aber auch Soldaten widmen ihre Liebe jungen Stuten, katholische Kapläne Hühnern und Katzen, behauptet man. Frauen ergeben sich Hunden und, ich möchte es schier nicht glauben, wenn ich es nicht mit eigenen Augen von der Tochter eines Finanzwachmannes gesehen hätte, Katern."[2]) Krauss teilt verschiedene Volkslieder, welche die Sodomie betreffen, mit[3]).

In den grossen Städten spielt heute das Schosshündchen eine bedenkliche Rolle. „Mehr als einmal," sagt Mantegazza, „beten reizende Damen in den höchsten Sphären der gebildeten Gesellschaft ihren

---

[1]) Mirabeau a. a. O. S. 101.

[2]) Vgl. Krauss a. a. O. *Κρυπτάδια* Bd. VI, S. 234.

[3]) ibidem S. 235—236 und *Κρυπτάδια* Bd. VII, S. 270—272.

Schosshund aus Gründen an, die sie keiner lebenden Seele gestehen würden. Seltener ist der Hund kein Schosshündchen, und dann ist die Verirrung nur noch niedriger und verwerflicher und statt eines tierischen Tribadismus haben wir ein Beispiel von tierischem Koitus, von einem schmachvollen, ruchlosen Zusammenleben des schönsten der Geschöpfe mit dem hässlichsten, übelriechendsten aller Haustiere." [1])

Es ist leider eine Thatsache, die mir auch von Tierärzten und Anthropologen bestätigt wird, dass heutzutage Hunde von Weibern zu unzüchtigen Praktiken systematisch abgerichtet werden,[2]) und zwar nicht bloss zum Cunnilingus, welchen Dienst das eigentliche „Schosshündchen" leisten muss, sonder sogar zum veritablen Beischlaf, ja zur Pädikation! Würden nicht schon forensische Erfahrungen die Beweise für diese scheusslichen Perversitäten in grosser Zahl liefern, so würden allein die Schaustellungen und Darbietungen in gewissen Bordellen diese in ausreichendem Masse beibringen, indem die Dirnen hier coram publico derartige Akte mit Hunden vollziehen. Bergh berichtet sogar von einem Hundebiss an den Genitalien, den sich eine Prostituierte bei solcher Gelegenheit zuzog.[3]) In einer pornographischen Schrift „Rasereien eines Bettelmädchens" haben solche Praktiken die Geburt — dreier Hündinnen zur Folge, welches wunderbare Ereignis ausführlich geschildert wird.

---

[1]) Mantegazza a. a. O. S. 130—131.

[2]) Vgl. auch den Fall bei A. Schauenstein „Lehrbuch der gerichtlichen Medicin", 2. Aufl. Wien 1875 S. 161.

[3]) R. Bergh „Vestre Hospital i 1900" Kopenhagen 1901 Seite 11.

Schon aus den bisher mitgeteilten Thatsachen hat sich der Leser die Überzeugung verschaffen können, dass die Unzucht mit Tieren sehr häufig von gesunden Individuen aus verschiedenen Motiven begangen wird. Bei einer Betrachtung dieser Ursachen stösst uns zunächst auch hier wiederum eine superstitiöse Aetiologie der Sodomie auf.

In verschiedenen Ländern ist der Aberglaube verbreitet, dass der an einer venerischen oder auch einer anderen Krankheit Leidende durch den Beischlaf mit einem Tiere befreit werde. Krauss berichtet über solchen Aberglauben bei den Südslaven. Der mit einem Tripper behaftete Chrowote übt unter Beihilfe eines Freundes den Koitus mit einer Henne aus. Die Henne wird vor allem lebend gerupft, dann presst der Kranke sein Membrum in sie hinein, während der helfende Freund die Henne langsam abschlachten muss, sodass in den Todeszuckungen die Vagina sich krampfhaft zusammenzieht und dadurch gewissermassen der Tripper herausgepresst wird. Damit die Heilwirkung eine dauernde sei, muss die Henne gebraten und von einem durchreisenden Fremden gegessen werden. Dieser nimmt dann die Krankheit mit.[1]) Vielleicht beruht der oben mitgeteilte ähnliche Akt bei den Chinesen auf denselben abergläubischen Vorstellungen.

Moll erinnert an die Mitteilungen von Dr. Polak, dem früheren Leibarzt des Schah von Persien, wonach die Sodomie in Persien sehr häufig sei, da die Soldaten auf Märschen häufig die mitziehenden Lasttiere geschlechtlich missbrauchen, weil der Volksglaube die Bestialität

---

[1]) Krauss a, a. O. *Κρυπτάδια* Bd. VI, S 237.

als ein untrügliches Heilmittel der Syphilis anpreist.[1]) Nach Weber suchen Perser, die Hüftweh haben, Hülfe bei wilden Eseln.[2])

Nach ebendemselben Autor gelten mohammedanische Fakire für desto heiliger, wenn sie sich nicht mit Mädchen oder Knaben abgeben, sondern bloss mit Mauleseln und Eselinnen.[3]) Vielleicht war der Mann, den Moll auf dem Fischmarkt in Kairo, sich zum öffentlichen Koitus mit einer Eselin erbieten sah[4]), ein solcher sonderbarer Heiliger.

Ferner besteht kein Zweifel darüber, dass bisweilen der Mangel an Gelegenheit zur normalen Befriedigung des Geschlechtstriebes die Ursache sodomitischer Praktiken ist. So soll beim Rückzug der Zehntausend in öden unwirtlichen Gegenden öfter von ihnen Sodomie mit Ziegen getrieben worden sein.

C. J. Weber erzählt: „Ich würde es nicht glauben, wenn es mir nicht ein tüchtiger, wahrheitsliebender Freund, der lange Kriminalrichter war, selbst erzählt hätte, dass ein Handwerker mit seinem Schwein sogar zu thun gehabt habe; Nachbarn hörten das Tier ungewöhnlich grunzen, trafen den Schweinigel in flagranti, der ganz unbefangen vor Gericht sagte: „Meine Frau blieb zu lange aus, und so ging ich über meine Sau.“[5])

Weiter hat, wie Moll[6]) mitteilt, die königlich preussische wissenschaftliche Deputation für das Medizinal-

---

[1]) A. Moll „Untersuchungen über die Libido sexualis“ Bd. I, S. 700.

[2]) C. J. Weber „Demokritos“ Bd. V. S. 229.

[3]) ibidem S. 229.

[4]) Moll a. a. O. S. 700.

[5]) C. J. Weber a. a. O. S. 229.

[6]) a. a. O S. 431.

wesen schon 1869 darauf hingewiesen, dass Unzucht zwischen Menschen und Tieren fast nur auf dem Lande vorkäme (was wohl zu verbessern ist: häufiger auf dem Lande), wo der Umgang zwischen Mensch und Tier ein viel intimerer ist als in den grossen Städten, wo ferner in einsamen Gegenden (wie z. B. in den Pyrenäen) die Gelegenheit der normalen Geschlechtsbefriedigung fehlt und wo tagtäglich den Hirten, Arbeitern, Knechten, Mägden die Scenen der Begattung zwischen männlichen und weiblichen Tieren vor Augen stehen und thatsächlich zur Nachahmung verführen, und zwar sofort, wenn, worauf Mirabeau[1]) in aetiologischer Hinsicht grosses Gewicht legt, eine excessive Hitze das Nervensystem über die Massen erregt hat. Oft fallen die ersten geschlechtlichen Regungen solcher auf dem Lande befindlichen Individuen mit dem Anblicke von Tieren in irgend einer Weise zusammen nnd lenken so die Libido auf dieses ungeeignete Objekt, wie ein von von Krafft-Ebing[2]) mitgeteilter Fall bezeugt, der in anderer Umgebung gewiss nicht zur Sodomie geführt hätte.

Auch bei gegebener Gelegenheit zu normalem geschlechtlichem Verkehr kann die dauernde intime Berührung und dauerndes Zusammenleben mit Tieren zu unzüchtigen Praktiken Veranlassung geben. Als Vorstadium dazu kann die sogenannte Zoophilie betrachtet werden, die übertriebene Sorge für das Wohlergehen von Haustieren. Moll erinnert an die „auffallenden Freundschaften zwischen Menschen und Tieren, die man zuweilen im Leben findet. Be-

---

[1]) Mirabeau a. a. O. S. 100.

[2]) „Psychopathia sexualis", 10. Aufl., S. 344—345.

sonders sind sie in zoologischen Gärten zu beobachten, die mitunter von weiblichen Personen leidenschaftlich gern besucht werden und in denen sich eine auffallende Freundschaft zwischen Tieren und diesen weiblichen Personen entwickelt. Ein erfahrener Beobachter teilt mir mit, dass es ganz besonders männliche Vögel und männliche Affen seien, die von Damen mit dieser Freundschaft beglückt werden. Mein Gewährsmann, der Jahre lang diese Dinge beobachten konnte, ist der Ansicht, dass das Tier sehr wohl zwischen männlichem und weiblichem Geschlecht beim Menschen unterscheide, und dass sich hierbei eine Vorliebe des männlichen Tiers für die weibliche Person entwickelt und erst hieraus die Bevorzugung der männlichen Tiere durch die Frauen hervorgehe. Relata refero — ohne diese Annahme für bewiesen zu halten." [1]) In der Berliner Passage sah ich kürzlich eine Ansichtskarte ausgestellt, welche eine Sportsdame im Stalle darstellte, wie sie ihr Pferd zärtlich küsst und von ihren Hunden umsprungen und umwedelt wird. Das Bild trug die Bezeichnung „Ihre Lieblinge". — In Octave Mirbeau's „Badereise eines Neurasthenikers" (Budapest 1902) heisst es: „Die Prinzessin Karagnine ist eine heissblütige, bewegliche Frau mit bildschönen, wilden Augen, die eine eigene Leidenschaft für Tiere besitzt. Sie verbringt einen Teil ihrer Zeit im Stall, inmitten der Hengste, deren biegsame Flanken und deren leuchtendes Fell sie streichelt. Sie hat in ihrem Gefolge stets sechs riesige Jagdhunde, die hell, stark und reissend wie Tiger aussehen . . . Heute morgen sah ich sie, wie sie nach ihrem gewohnten Ritt vom Pferde stieg. So wie sie sich auf dem Boden

[1]) Moll „Libido sexualis", Bd. I, S. 429—430.

befand, raffte sie mit einer lebhaften Bewegung ihr Kleid auf, schob die Reitpeitsche unter die Achselhöhle und küsste das dampfende Maul des Hengstes. Und da von diesem Kuss ein wenig Schaum von dem Tier an ihren Lippen geblieben war, verschlang sie ihn mit einem Zungenschlage, mit einer Art wollüstiger Gier. Und ich glaubte in ihren hellen Augen das wilde Gelüst der Pasiphaë aufleuchten zu sehen."

Indem diese auffallenden Tierfreundschaften sich nach Moll auch „in allen möglichen körperlichen Berührungen" äussern, können sie sehr leicht zu noch intimeren Beziehungen führen, die aber wohl immer von der Seite des Menschen ausgehen. Denn ich glaube, dass man einen aetiologischen Faktor der Sodomie, der allen Erstes erörtert worden ist, nämlich die Verführung eines Menschen durch das Tier selbst, wohl kaum in Anschlag bringen darf. Zwar spielt dieser Vorgang in pornographischen Schriften eine grosse Rolle, und selbst Hufeland erzählt eine abenteuerliche Geschichte von der Begattung eines schlafenden kleinen Mädchens durch einen Hund, die ich an anderer Stelle kritisch beleuchtet habe[1]), aber es ist noch niemals die thatsächliche Richtigkeit eines solchen Vorkommnisses in einwandfreier Weise bewiesen worden. Dagegen steht es fest, dass Hunde zum Koitus abgerichtet werden können. Maschka berichtet den Fall einer Prostituierten in Paris, die in geschlossenen Kreisen gegen ein Eintrittsgeld vor Wüstlingen sich von einer dazu abgerichteten Bulldogge begatten liess.[2]) Ebenso ist die Angabe mancher Weiber, die mit Hunden

---

[1]) J. Bloch „Der Ursprung der Syphilis", Jena 1901, Teil I S. 22.

[2]) Krafft-Ebing „Psychopathia sexualis", S. 341.

geschlechtlich verkehren, dass letztere selbst dabei eine starke Libido sexualis zeigten, unwahrscheinlich und noch nicht erwiesen.[1])

Ein eigenartiges Motiv der Unzucht mit Tieren ist das sadistische. Den Übergang zur Sodomie aus sadistischen Motiven vermittelt das häufige Martern der Tiere zum Zwecke der Herbeiführung geschlechtlicher Erregung bei dem die Marter selbst ausführenden oder ihr bloss zuschauenden Menschen.

Pascal berichtet in seiner „Igiene dell' amore" den Fall eines Mannes, der bei Prostituierten erschien und von ihnen verlangte, dass sie lebendes Geflügel oder Kaninchen vor seinen Augen marterten, durch Köpfen, Augenausreissen, Ausreissen der Eingeweide. Hierbei hatte er wollüstige Empfindungen und wohl auch Ejakulation, da er stets mit alleiniger Ausführung dieses Aktes sich begnügte.[2]) Andere Individuen führen diese Martern selbst aus, wie z. B. der bekannte Wiener „Hendlherr". Im weiteren Ideengange erscheint dann der mit einem wehrlosen Tier ausgeübte Koitus selbst als eine sadistische Handlung. In dieser Form wird die Sodomie auch im südslavischen Volkslied aufgefasst. Vom bedeutendsten Helden der christlichen Überlieferung, dem Prinzen Marko führt jeder Guslar die sprichwörtlichen Verse im Munde: „Prinz Marko koitiert das Füllen, — den Schweif hält Johannes von Hermannstadt — er koitiert es nicht, weil ihm das Weib etwas Seltenes wäre, sondern, um sich an ihm zu rächen."[3])

---

[1]) Vgl. den Fall bei Moll „Konträre Sexualempfindung", S. 560—561.

[2]) von Krafft-Ebing a. a. O. S. 77.

[3]) Krauss a. a. O. *Κρυπτάδια* VI, S. 277.

Sadistische Gelüste scheinen das hauptsächliche aetiologische Moment bei der Nekrophilie, der Unzucht mit Leichnamen, zu bilden. Wenn nämlich schon bei lebenden Personen der Sadist oft grösseren Genuss hat, wenn er die betreffende Person wehr- und hülflos gemacht hat (mittelst Fesselung, Schlafmitteln u. dgl.), so scheint die Idee, es bei dem toten Individuum mit einem gänzlich hülf- und wehrlosen Individuum zu thun zu haben, die sadistischen Gelüste unter Umständen erst recht zu steigern und anzufachen.

Eulenburg äussert sich über diese sadistische Grundlage der Nekrophilie folgendermassen: „Bei der Nekrophilie könnte es zunächst zweifelhaft erscheinen, ob es sich hier in der That um eine „algolagnistische“ Perversion handelt, da ja dem Opfer dieser Passion ein Schmerz nicht mehr zugefügt werden kann. Allein es ist zu bedenken, dass dieser Schmerz in der Phantasie des geistig herabgekommenen Thäters doch sehr wohl zugefügt werden kann, indem entweder der geschändete Körper als noch lebend vorgestellt, oder der Eindruck der Schändung als über Tod und Grab hinaus sich erstreckend imaginiert wird; ausserdem aber kann die Lustempfindung des sadistischen Thäters in der früher erörterten Weise auch durch das grandiose Hinwegsetzen über alle göttlichen und menschlichen Gesetze, durch das Grauenhaft-Entsetzliche des Vorgangs gerade für diesen Akt mächtig angeregt und erhöht werden. Dass Lustmord und Nekrophilie wahlverwandt sind, psychisch eng zusammenhängen, das bekräftigen zahlreiche Beispiele bei de Sade, dessen Helden mit Vorliebe nicht bloss im Begattungsakte selbst den Tod ihrer Opfer herbeizuführen suchen, sondern auch an der postmortalen

Begattung der zu Tode gemarterten Opfer ihrer Lüste unsägliche Befriedigung finden."[1])

Für dieses sadistische Moment in der Nekrophilie spricht auch das häufigere Vorkommen derselben in Kriegszeiten, wo eine Schändung weiblicher Leichen durch Soldaten in früheren Zeiten oft beobachtet worden ist. Ja, Weber erzählt: „Jch weiss von einem Österreicher, der den letzten Türkenkrieg mitmachte, dass ihre Marketenderinnen auf tote Türken, nachdem sie solche ausgezogen und ihre Muskelkraft bewundert hatten, sich lachend hinwarfen.[2])

Von der Mächtigkeit des sadistischen Faktors zeugt auch ein Fall von Tarnowsky, in welchem der Thäter erklärte: „Der Zerstörungstrieb war in mir immer heftiger als die erotische Monomanie, das unterliegt keinem Zweifel. Ich glaube, dass ich niemals mit dem Zwecke, eine Leiche zu notzüchtigen, allein ein solches Wagnis unternommen hätte, wenn ich sie nicht später zerstückeln konnte."

Ich möchte aber auch nicht so ganz ein gewisses masochistisches Element in der Aetiologie der Sodomie ausschliessen. Mit dem Gedanken an die Leiche verbindet sich auch die Idee der Verwesung, des Gestankes, u. s. w. deren Rolle bei dem Zustandekommen masochistischer Empfindungen wir schon früher ausführlich kennen gelernt haben. Hierher dürfte auch die Annahme von Oelzelt-Nevin[3]) gehören, dass die Nekrophilie ihre Quelle in der sexuellen Erregbarkeit durch die physische Kälte habe, deren Vorstellung statt derjenigen des blutwarmen Körpers wirkt, d. h.

[1]) A. Eulenburg „Über Sadismus und Masochismns", S. 54.
[2]) C. J. Weber „Demokritus", Bd. V, S. 230.
[3]) Moll „Libido sexualis" I, 499—500.

doch wohl unangenehm wirkt. Da nun diese an sich unangenehme Vorstellung eine sexuelle Erregung auslöst, so handelt es sich um eine masochistische Gefühlsweise.

Ferner geben auch bisweilen occasionelle Momente Veranlassung zur Ausübung der Unzucht mit Leichen, vor allem ein lange Zeit nicht befriedigter Geschlechtstrieb. Ploss-Bartels bemerkt: „Es ist wohl in hohem Masse wahrscheinlich, dass es sich bisweilen um einen lange Zeit ungestillten, gewaltigen Geschlechtstrieb handelte, der in dem Verkehr mit der weiblichen Leiche die erste sich ihm darbietende Gelegenheit zu seiner Befriedigung nicht unbenutzt vorübergehen liess. So sind wohl mit Wahrscheinlichkeit die Fälle zu deuten, wo Mönche, welchen die Leichenwache übertragen war, die Todte zur Stillung ihrer Lüste verwendet haben. Es reiht sich auch hier jener Fall an, welcher, wie man Niebuhr erzählte, zu der Schliessung des Begräbnisturmes der Parsi bei Bombay die Veranlassung gegeben hatte. Eine Jungfrau war gestorben und wurde an diesem Orte des Schreckens von ihrem Geliebten aufgesucht und beschlafen.“ [1])

Sogar eine symbolische Nekrophilie ist öfter beobachtet worden, wo dem Betreffenden es nur um die Idee, dass er eine Tote schände, zu thun ist, weshalb Prostituierte sich als Leichname gerieren, in einen Sarg legen und andere an die Todesfeier erinnernde Praktiken mit sich vornehmen lassen müssen. So wurde in einem Pariser Bordell nach den eigenen Angaben des betreffenden Nekrophilen ein Zimmer als Totenkammer eingerichtet. Die Wände wurden mit schwarzem Sammt

---

[1]) Ploss-Bartels a. a. O., Bd. II, S. 659—660.

bezogen, neben das Bett wurden hohe Candelaber gestellt, und eine stark weissgeschminkte (zur Nachahmung der Leichenblässe) Prostituierte musste sich mit auf der Brust gekreuzten Armen unbeweglich hinlegen. Der Nekrophile, ein Prälat, trat in vollem Ornat ein, kniete am Bette der Scheintoten, murmelte zusammenhangslose Worte, die wie eine Totenmesse klangen, und warf sich dann plötzlich auf sein Opfer, welches die ganze Zeit die Rolle einer stummen Leiche spielen musste.[1]) In ähnlicher Weise ging ein 50 jähriger Beamter vor, über den Neri berichtet. Die weiss angezogene Prostituierte muss mit geschlossenen Augen, unbeweglich auf dem Bette liegen, während er, sie betrachtend, sich masturbiert, sich ihr dann langsam nähert und sie berührt. Derselbe Mann hatte früher seine eigene tote Schwester des Nachts geschändet, war ausserdem Fetischist u. s. w.[2])

Manche Fälle von Nekrophilie sind zweifellos krankhafter Natur. Aber die folgenden Mitteilungen werden uns belehren, dass häufig durchaus gesunde Individuen aus den oben angegebenen Gründen diesen scheusslichen Akt begehen. Selbst Krafft-Ebing sagt: „Wer Kenntnisse von den gräulichen Verirrungen des Sexualtriebs hat, wird jene Frage (nach der geistigen Gesundheit) nicht ohne weiteres zu verneinen sich getrauen“.[3]).

Die Nekrophilie ist sogar viel häufiger als man gewöhnlich annimmt. Auch Friedrich S. Krauss hebt das in einer Rezension des Werkes von Ploss und Bartels hervor. „Ploss-Bartels scheinen an-

---

[1]) Tarnowsky a. a. O. S. 47—48.

[2]) Citiert nach Moll „Libido sexualis“, Bd. I, S. 712.

[3]) Krafft-Ebing a. a. O. S. 372.

zunehmen, dass die Nekrophilie selten vorkomme. Das ist eine irrige Annahme. Im Jahre 1872 oder 1873 gelangte ein solcher Fall in Südungarn zur gerichtlichen Aburteilung, und der Stuprator erhielt zwei Jahre Kerker zuerkannt. Den Bericht entnahm ich Breuer's „Freimütigen“. Vor kurzem stand eine Bande Strolche, die im Gehölze des Laarberges bei Wien eine Dienstmagd vergewaltigt hatten, vor Gericht. Einer von ihnen entschuldigte sich vor den Richtern, er habe geglaubt, das Frauenzimmer sei schon tot. Auf meiner Forschungsreise im slavischen Süden notierte ich drei Erzählungen über Nekrophilie.“[1])

Eine ganze Anzahl Fälle von Nekrophilie hat bereits Schurig 1730 in seiner „Gynaecologia“ zusammengestellt,[2]) darunter sogar mehrere Fälle, wo Männer mit toten Weibern Unzucht trieben, die an der Pest verstorben waren. Er berichtet auch den Fall des Sigismondo Malatesta, der eine schöne durchreisende deutsche Frau, da er sie lebend nicht gewinnen konnte, erdrosselte und dann den Leichnam vergewaltigte.

In Südungarn giebt es sogar ein superstitiöses Motiv der Nekrophilie, v. Wlislocki[3]) erzählt darüber folgende Geschichte: „Es lebte dort eine Witwe, die einen Zwitter zum Kinde hatte. Dieser war bereits zwanzig Jahre alt, ging in Weiberkleidern herum, rauchte Tabak und verrichtete Arbeiten der Männer. Er war dabei die Zielscheibe des Spottes der Gassenjugend. Im Fasching des angeführten Jahres (1861) fiel es ihm ein, sich verehelichen zu wollen. Da griff seine Mutter zu

---

[1]) Friedrich S. Krauss in Zeitschrift „Am Urquell“ 1892, Bd. III, S. 47.

[2]) M. Schurig „Gynaecologia“, S. 388—389.

[3]) Bei Ploss-Bartels a. a. O. Bd. II, S. 660.

einem Zaubermittel, „um das Geschlecht ihres Kindes in Ordnung zu bringen.“ Spät Abends ging sie mit dem übrigens starken Zwitter auf den Kirchhof und beide öffneten dort das Grab und den Sarg einer vor kurzer Zeit beerdigten Jungfrau. Die Mutter hiess nun den Zwitter sich neben die tote Maid legen und die Nacht dort zubringen. Der Zwitter that es auch ohne Furcht und Grauen, nachdem die Mutter ihm noch verschiedene Geheimtränke für die Nacht mit ins Grab gegeben hatte, die man am nächsten Morgen im offenen Grabe neben dem toten Zwitter vorfand. Auf welche Weise der Zwitter ums Leben kam, konnte oder wollte man öffentlich nicht kundgeben; soviel aber ist gewiss, dass er an der Leiche eine Schandthat verübt hatte, um dadurch „sein Geschlecht in Ordnung zu bringen“. Die Mutter erhängte sich am nächsten Tage, nachdem sie ihren Bekannten eingestanden hatte, dass sie durch dieses Mittel ihr Kind „zu rechtem Manne“ habe machen wollen.“[1])

Dass die Nekrophilie ein sehr hohes Alter hat und keinesweg etwas der civilisierten Epoche Eigentümliches ist, erhellt schon aus dem folgenden bekannten Berichte des Geschichtsschreibers Herodot über derartige Vorkommnisse im alten Aegypten.

„Aber die Weiber angesehener Männer, wenn sie verstorben sind, geben sie nicht gleich zur Einbalsamierung, auch nicht die Weiber, die sehr schön oder sonst von grösserer Bedeutung sind, sondern wenn sie drei oder vier Tage gestanden, dann erst geben sie dieselben dem Einbalsamierenden. Das thun sie deshalb, auf dass die Einbalsamierer mit den Weibern keine

[1]) Ploss-Bartels a. a. O. Bd. II, S. 660.

Unzucht treiben. Denn es soll einer dabei ertappt sein, der Unzucht mit einer frischen Weiberleiche trieb, und ein Kunstgenosse hat es angezeigt."[1])

Sogar als Volksbrauch kann die Nekrophilie auftreten, wie z. B. bei den Kikamba in Afrika. Stirbt eine Kikamba-Frau und findet aus irgend einer Ursache ein Blutaustritt aus der Leiche statt, so muss ein fremder Mann die nächste Nacht bei der Leiche liegen. Morgens findet er in der Nähe eine Milchkuh angebunden. Dieser Brauch wird streng geheim gehalten und auch im geheimen ausgeführt.[2])

Auf dem Hundsrück soll bis vor Kurzem der Brauch bestanden haben, dass nach dem Tode einer Braut der Bräutigam mit ihrer Leiche die Brautnacht feierte[3])

In den romanischen Ländern scheint die Unzucht mit Leichen mehr verbreitet zu sein als in den nördlichen Gegenden Europas, wie die zahlreichen von französischen Autoren (Michéa, Brierre de Boismont, Moreau, Legrand, Lunier, Tardieu, Lacassagne u. A.) berichteten Fälle erweisen. In den „Memoiren einer Sängerin" wird ein entsetzlicher, aber authentischer Fall erzählt, in welchem ein Barbier im Verein mit seinem Schwager, einem Fleischer, junge Mädchen ermordete, darunter auch noch nicht einmal mannbare, und die Leichname dann an einen berüchtigten Wüstling, den Herzog von P., verkaufte, der sie schändete, und für jeden Leichnam 20 Napoleondor zahlte. Ebenso wurde ein Diener der Morgue vor Gericht

---

[1]) „Die Geschichten des Herodotos", übersetzt von Friedr. Lange (Buch II, Kap. 89), Leipzig o. J., Bd. I, S. 174.

[2]) Ploss-Bartels a. a. O. II, 660.

[3]) ibidem.

gezogen, der dabei ertappt wurde, als er den Leichnam eines in der Seine ertrunkenen Mädchens schändete. An einer anderen schon von Eulenburg[1]) citierten Stelle heisst es von Italien: „Ich bin überzeugt, dass dieses Laster (Leichenschändung) namentlich hier in Italien ein verbreiteteres ist als anderswo, denn hier wirkt das Klima mehr aufregend; deshalb ist dem Italiener alles gut, was ihm in die Hände fällt. Hier herrschen Onanie, Päderastie und Leichenschändung in schreckenerregender Menge. Ja, es werden sogar Mordthaten verübt von solchen Wüstlingen, die dann die kaum erkalteten Opfer für ihre Lüste missbrauchen. Der Prozess gegen den Salamifabrikanten in Verona hat zu dieser Zeit grosses Aufsehen und allgemeine Entrüstung erregt. Er begnügte sich nicht, die Mädchen, die er ins Garn lockte, zu ermorden, sondern er schändete einige sogar vor, andere nach begangener Ermorduug. Wenn in Italien ein Frauenzimmer hingerichtet wird, was, namentlich im Kirchenstaate, eben nicht zu den Seltenheiten gehört, so kann man als gewiss annehmen, dass, wenn sie vor ihrem Tode noch Jungfrau war, sie es 24 Stunden nach ihrem Tode sicherlich nicht mehr ist, und dass Ehemänner, die der Zufall vor Hahnreischaft geschützt hat, wenn ihre Gattinen jung und schön gewesen, den Hörnerschmuck nach ihrer Weiber Tode erhalten."

Von Interesse ist das Urteil des Verfassers der „Memoiren einer Sängerin", der offenbar eine aus dem wirklichen Leben geschöpfte Erfahrung über das Zustandekommen der verschiedenen geschlechtlichen Verirrungen besitzt, über die aetiologischen Momente der Nekrophilie. Er meint, dass Leichenschändungen von

---

[1]) „Über Sadismus und Masochismus" S. 54—55.

Personen höherer Stände infolge ihrer Abgestumpftheit für natürliche Genüsse öfters ausgeübt werden als von Leuten der niederen Stände, wie z. B. der österreichische Minister Fürst von S . . . . . . sich weibliche Leichname aus dem Wiener allgemeinen Krankenhause in seine Wohnung bringen liess, um sie vorgeblich zu secieren, da er als Dilettant in der Anatomie bekannt war. Man kam aber dahinter, dass er einige Mädchenleichname geschändet hatte. An einer anderen Stelle bemerkt der Autor richtiger, dass die Leichenschändung in allen Schichten des Volkes verbreitet sei. „Die blasierten Wohlhabenden werden durch krankhafte Gelüste zu dieser Sünde getrieben, während die ärmsten Leute darauf verfallen aus Not, weil sie ihre Begierden auf diese Weise gratis befriedigen können, dabei wahrscheinlich auch denken, die Toten verrieten sie nicht, sie hätten also keine schlimmen Folgen zu befürchten.“ Im Hinblick auf Oelzelt-Nevin's Erklärung der Nekrophilie ist auch die folgende Äusserung des Verfassers beachtenswert: „Wenn ich die Wahrheit gestehen soll, so muss ich bekennen, dass ein vollkommen schöner Leichnam sehr oft viel weniger Abscheu und Ekel erregt als so mancher lebende Körper; man muss nur jenes sehr natürliche Grauen überwinden können, welches einem die Berührung eines so kalten, leblosen Körpers verursacht, so begreife ich wohl, dass auch darin eine Art Wollust liegen kann, erinnere ich mich doch in einem Theaterstücke gelesen zu haben, dass ein Roué Jahre lang ein Weib sucht, welches kalt bei seinen Umarmungen bleibe, und als er endlich ein solches fand, sah er, dass es nach geschehenem Beischlaf tot war, sie musste schon während des Aktes selbst gestorben sein.“

Die mitgeteilten Thatsachen und Erklärungen haben zur Genüge dargethan, dass auch die Nekrophilie nicht immer in pathologischen Zuständen begründet ist. Als eine Illustration der soeben mitgeteilten Äusserung des Verfassers der „Memoiren einer Sängerin“ über die Motive, welche Leute aus niederem Stande zur Unzucht mit Leichen veranlassen, darf vielleicht der folgende von Eulenburg[1]) berichtete Fall von Nekrophilie aus dem April 1901 betrachtet werden.

Über eine kaum glaubliche Leichenschändung wird uns aus Schönau an der sächsisch-böhmischen Grenze bei Zillone Folgendes gemeldet. Auf dem dortigen Friedhof war am Vormittage die 30 jährige verehelichte Frau Maschke beerdigt, die Gruft jedoch noch nicht völlig geschlossen worden. Als nun am Nachmittage eine Einwohnerin aus Schönau das neben der Frau Maschke befindliche Grab eines Verwandten besuchte, bemerkte sie zu ihrem nicht geringen Entsetzen, wie sich der Deckel des Sarges, in welchem die Leiche der Frau ruhte, hin und her bewegte. Die Entdeckerin dieses grausigen Vorkommnisses begab sich daher zum Totengräber und erstattete diesem Anzeige. Der Kirchhofsbeamte eilte infolgedessen mit mehreren Arbeitern sofort an die bezeichnete Grabstätte, wo sie zu ihrem grossen Schreck den schon oft vorbestraften Armenhäusler Wokatsch dabei überraschten, als dieser im Begriff war, die Frauenleiche zu schänden. Der bestialische Verbrecher wurde sofort ergriffen und dem zuständigen Bezirksgericht Hainspach überwiesen. Bald darauf fand an Ort und Stelle eine gerichtliche Untersuchung statt, zu welchem Behufe die Leiche wieder aus der Gruft genommen und nach der Leichenhalle gebracht wurde, um dort feststellen zu können, wieweit sich der Verbrecher bereits an der Leiche vergangen hatte.

Die alten Sagen von der Schwängerung der Toten bezeugen uns ebenfalls die grosse Verbreitung solcher nekrophilen Verirrungen in alter Zeit. Solch eine Geschichte erzählt Kornmanns nach der englischen

[1]) Eulenburg a. a. O. S. 56.

Chronik des Rogerus. Ein Soldat vollzieht mit einem toten Mädchen den Beischlaf, und nach neun Monaten gebiert der Leichnam ein Kind. Ähnliche Fabeln spielen in dem Prozesse gegen die Templer eine grosse Rolle.[1])

Endlich kommt die Nekrophilie auch in der belletristischen Litteratur vor, entweder als Unzucht mit einem wirklichen Leichnam oder, was häufiger ist, mit einem scheintoten Mädchen, das dann meistens durch diesen einmaligen Beischlaf geschwängert wird. Zahlreiche Romane der älteren Zeit behandeln dies letztere Thema.[2]) Ich nenne nur „Les Derniers des Beaumanoirs“ von Kératry, ferner unseres Langbein's Novellensammlung „Erotische Bravouren“ (Leipzig 1805), wo in der siebenten Novelle mit dem Titel „Gelegenheit macht Diebe“ in sehr charakteristischer Weise die occasionelle Veranlassung zur Schändung eines totgeglaubten jungen Mädchens geschildert wird, die durch diesen Akt zum Leben erwacht und Mutter wird. In den „Memoiren einer Sängerin“ wird erzählt: „Während der napoleonischen Kriege ereignete es sich einmal, dass diese krankhafte Leidenschaft bei einer Person, an welcher sie verübt wurde, wohlthätige Folgen hatte. Einige Tage vor der Schlacht bei Jena ward ein französischer Offizier im Hause eines evangelischen Pastors einquartiert, dessen Tochter am vorhergehenden Tage gestorben war, d. h. der sie behandelnde Arzt stellte ein Totenzeugnis über sie aus.

Es war aber nichts als eine Katalepsie in sehr hohem Grade. Der Offizier, der in ihr einen Leichnam zu sehen glaubte, liess sich von ihrer Schönheit hinreissen und schändete sie. Sie mochte eben durch die

---

[1]) Bloss-Bartels a. a. O. Bd. II, S. 661.

[2]) ibidem.

Elektrizität (sic) des Beischlafes zum Leben erweckt worden sein. Wer kennt den Galvanismus dieses Aktes? Sie empfing sogar, und am nächsten Morgen wurden ihre Eltern durch ihr Wiedererwachen auf das Angenehmste überrascht. Sie wurde Mutter und war nicht im Stande den Urheber der Existenz ihres Kindes zu nennen, welches zu einem gesunden Knaben aufwuchs. Erst viele Jahre darauf, als derselbe Offizier zufälligerweise wiederum nach demselben Dorfe kam, klärte sich die Sache auf.“ Es sollen dann verschiedene Personen ebenfalls mit toten jungen Mädchen Unzucht getrieben haben, um sie „wiederum ins Leben zurückzurufen“. Jedenfalls ein eigenartiges Motiv der Nekrophilie. Übrigens ist die Möglichkeit, dass die eben erzählte Geschichte auf Wahrheit beruht, nicht auszuschliessen. Man erinnere sich nur der öfter beobachteten Unzuchtsdelikte an hypnotisierten und kataleptischen Individuen. Offenbar hat es sich auch in dem obigen Falle um einen ähnlichen Zustand gehandelt. Dies wird bestätigt durch einen völlig gleichen, an sehr wissenschaftlicher Stelle veröffentlichten Fall von Schwängerung einer Scheintoten, den man in Fontenelle's „Recherches médico-légales sur l'incertitude des signes de la mort“ findet.[1])

Un cadet de famille fut forcé d'entrer, sans vocation, dans un ordre religieux. Se trouvant en voyage, il s'arrête dans une auberge qu'il trouve dans une grande désolation: la fille unique de l'hôte, qui était d'une grande beauté, venait de mourir. On prie le religieux de la veiller; il accepte, et, dans la nuit, curieux de voir les traits d'une jeune fille qu'on lui avait dit avoir été si belle, il lui découvre le visage, et, poussé par le démon de la luxure, il la viole et part de grand matin. Le lendemain, pendant

---

[1]) J. de Fontenelle „Recherches médico-légales sur l'incertitude des signes de la mort“, Paris 1834, S. 93.

qu'on portait le cercueil en terre, on y sentit quelque mouvement; la bierre est ouverte, la jeune fille remise au lit et bientôt guérie. Quelque temps après, des symptômes de grossesse se manifestent, et, au terme de neuf mois, elle donne le jour à un enfant, tout en protestant de sa virginité. Au bout de quelques années, le frère aîné du religieux étant mort et celui-ci ayant été délié de ses voeux, ses affaires le conduisirent dans la même auberge, où il trouva la défunte vivante et mère. Charmé de sa beauté, il avoua son crime et le répara en l'épousant.

Weitere Beispiele für die Verwertung der Nekrophilie in der belletristischen Litteratur finden sich in „Le Prêtre" (Paris 1802) und in Tommaso Grapputo's Novellensammlung „Il Convito Borghesiano" (Venedig 1800) und zwar in der vierten Novelle, wie schon aus deren Titel sich ergiebt: „Cecchio da Rapalta s'invaghisce di Emilia, dalla quale trascurato veggendosi, le toglie la vita: indi con la morta si giace, ed alla disperazione ridotto, e la giustizia temendo, se stesso uccide." Nach einer Recension, die ich der „Vossischen Zeitung" (No. 323 vom 13. Juli 1902) entnehme, scheint auch die Novelle „Der Mörder der Schönheit" von Gustav Klitscher das Thema der Nekrophilie zu behandeln. Es heisst dort: „Der gewandte Erzähler und feinsinnige Poet hat sich diesmal an die schwierige Aufgabe der psychologisch-erotischen Studie herangewagt. Der erste Fall ist pathologisch die Geschichte eines krankhaft überreizten Künstlers, den eine launische Dame der Halbwelt, die ihm ihre vollendete Schönheit als Modell, ihre Liebesgunst als Weib versagt, zu Wahnsinn, Mord und Leichenschändung treibt. Der schauerlich krasse, aber in der Geschichte des Irrsinns gelegentlich vorkommende Fall wirkt durch die packende Darstellung völlig lebenswahr."

* * *

Eine gewisse Ähnlichkeit mit der Nekrophilie bietet die Liebe zu und der geschlechtliche Verkehr mit Statuen. In beiden Fällen handelt es sich um leb- und wehrlose menschliche Formen, die bei der Nekrophilie Überreste wirklicher Menschen betreffen, bei der Statuenschändung blosse Nachbildungen männlicher oder weiblicher Personen. Übereinstimmend ist also das sadistische Element in der Aetiologie der Nekrophilie und der Unzucht mit Statuen, welches in der „Vergewaltigung" gänzlich wehrloser Objekte liegt. Ferner könnte man auch Oelzelt-Nevin's Erklärung der Nekrophilie aus der Begierde nach der Empfindung des Kalten auf die Statuenliebe beziehen, da ja auch Statuen dieselbe Empfindung vermitteln.

Eine grosse Rolle unter den Ursachen der Statuenliebe spielt ohne Zweifel das aesthetische Empfinden, worüber Leo Berg's interessante Studie über „Kunst und Sinnlichkeit" nähere Aufschlüsse giebt.[1]) Ich glaube, dass die verhältnismässig grössere Häufigkeit der Statuenliebe bei den alten Griechen, welche nach den Berichten der antiken Schriftsteller angenommen werden muss, wesentlich aus dem hoch entwickelten aesthetischem Empfinden dieses Volkes erklärt werden muss. Aus der Freude an der Schönheit der herrlichen Bildwerke entwickelte sich allmählich ein innigeres Verhältnis, welches unter Umständen sich zu wahrer physischer Liebe steigern konnte. In Schopenhauer's Gesprächen mit Julius Frauenstädt finde ich darüber eine treffende Bemerkung des grossen Philosophen. Frauenstädt berichtet: „Ich erzählte ihm von einem Gemälde, das eine wollüstige Situation darstellt und auf

---

[1]) Leo Berg „Kunst und Sinnlichkeit" in: Die Zukunft 1900 Bd. IX No. 2, S. 58—71; vgl. auch Teil I dieses Werkes S. 211.

der letzten Pariser Kunstaustellung sehr bewundert worden war. Ich erinnerte dabei an seine Verwerfung des Reizenden in der Kunst. — Es kommt hier, sagte Schopenhauer, Alles auf die Art der Auffassung und Behandlung an. Übrigens führte er mir als Beleg dafür, dass auch das wirkliche Schöne reizend wirken könne, das Beispiel einiger Individuen an, die beim Anblicke nackter antiker Statuen in wollüstige Erregung geraten seien. Dabei erzählte er einige cynische Geschichten, die sich hier nicht wiedergeben lassen."[1])

Die zahlreichen Berichte der Alten über die Statuenliebe deuten auf diesen aethetischen Ursprung der letzteren. So erzählt Aelian: „Ein Jüngling aus einem edeln Geschlecht zu Athen entbrannte in heisser Liebe zu einer vor dem Prytaneum stehenden Bildsäule des guten Glückes, umarmte und küsste sie, ja, seine Leidenschaft steigerte sich allmählich bis zum Wahnsinn. In diesem Zustand erschien er vor der Ratsversammlung, bat um das Bild und erklärte sich bereit, dasselbe um jeden Preis zu kaufen. Nachdem er abgewiesen worden, behing er das Bild mit einer Menge Bänder, bekränzte es, brachte ihm Opfer, legte ihm den kostbarsten Schmuck an, und tötete dann unter einem Strome von Thränen sich selbst."[2]) Nach Lucian und Clemens Alexandrinus soll Alkidias von Rhodos die Venus des Praxiteles geliebt und geschlechtlich missbraucht haben, und Clisyphus schändete im

---

[1]) Schopenhauer's Gespräche und Selbstgespräche", herausgegeben von Eduard Grisebach, Berlin 1902, 2. Auflage, S. 41—42.

[2]) Claudius Aelianus Werke, Erster Band, Vermischte Nachrichten, übersetzt von Wunderlich, Stuttgart 1839 S. 208 und 209 (Buch IX Kap. 39).

Tempel zu Samos die Statue einer Göttin, nachdem er an einer gewissen Stelle ein Stück Fleisch angebracht hatte.[1]) Ein Grieche, der nach Delphi gekommen war, um dort das Orakel zu befragen, fand im Tempel zwei schöne marmorne Genien, mit deren einem er nächtlicher Weile Unzucht trieb, worauf er ihn mit Lorbeer bekränzte.[2])

Neben der aesthetischen Aetiologie der Statuenschändung giebt es ohne Zweifel auch eine direkt erregende Wirkung gewisser Bildwerke, die in dieser Beziehung dann mit obscönen Bildern zu vergleichen sind, obgleich sie selbst durchaus nicht obscön sind. Dem Reinen ist alles rein. Nicht jeder aber, der vor eine nackte Statue tritt, ist gefeit gegen den Anblick auch nur des schönen Nackten. Dies kann man, wenn man aufmerksam die Besucher der Museen beobachtet, besonders an jugendlichen, unerwachsenen Individuen bemerken, welche vorher niemals Gelegenheit gehabt haben, nackte Menschen zu sehen, und hier plötzlich die verborgenen Geheimnisse des menschlichen Körpers enthüllt sehen. Dieser plötzliche Reiz kann bei vorhandener starker, wenn auch noch latenter Libido sexualis, eine unmittelbare geschlechtlich erregende Wirkung haben, die sich dann zunächst in Masturbation vor den betreffenden Bildwerken äussert, wie diese nicht selten vorkommt, da sogar Bouvier in seinem „Manuel des Confesseurs“ (Vervier 1876) sie berücksichtigt und den Fall der Onanie vor einer Statue der hl. Jungfrau casuistisch untersucht. In der letzten der drei Erzählungen des pornographischen Werkes „Die Freuden der Wollust“ wird geschildert, wie an einem Sommer-

[1]) Krafft-Ebing „Pryhopathia sexualis“ S. 321.

[2]) de Sade „Histoire de Juliette“ Bd. I, S. 334.

nachmittag ein junges Mädchen in einem einsamen Zimmer eines Museums vor der Marmorstatue eines Knaben, dessen Genitalien sehr deutlich dargestellt sind, sich masturbirt. Hiernach darf es, solange wir überhaupt noch alles Geschlechtliche vor den sich der Geschlechtsreife nähernden Kindern ängstlich verbergen bezw. mit einem geheimnisvollen Schleier umgeben, fraglich erscheinen, ob unreifen Individuen der Besuch derartige Orte zuträglich ist. So lange die heutige conventionelle Prüderie und Heuchelei auf sexuellem Gebiete besteht und nicht eine gesundere Auffassung des Geschlechtslebens auch in pädagogischer Hinsicht an ihre Stelle tritt, hat die „Lex Heinze" wenigstens für Kinder eine gewisse Berechtigung.

Noch stärkere geschlechtliche Erregung durch den Anblick von Statuen führt zu direkter Unzucht mit der Statue selbst, welche auch ohne den vorhergehenden Durchgang durch aesthetische Empfindungen stattfinden kann. Die Statue oder ein Teil derselben wird nämlich in diesem Falle zum „Fetisch", der an die Stelle der lebenden Person tritt, die Statue wird in der Idee des mit ihr Verkehrenden belebt wie Pygmalions Galathea. Diese Art der Unzucht ist auf der ganzen Erde verbreitet, nämlich in Gestalt des mit den Phallus-, Priapus-Baal-, Pegor- und anderen ityphallischen Kulten verbundenen geschlechtlichen Verkehrs mit marmornen und steinernen Götzenbildern, wie ich denselben in Teil I des vorliegenden Werkes (S. 80—82) geschildert habe. In diesem Gebrauche tritt die Statuenschändung als eine anthropologisch-ethnologische Erscheinung auf, hervorgehend aus der Anthropomorphisierung jener plastischen Symbole der Sexualgottheiten.

In ähnlicher Weise lassen sich die Geschlechtsakte, die ungebildete Personen mit Statuen begehen, erklären; es wird eben die Statue für den lebenden Menschen selbst genommen. Ein solches Beispiel berichtet von Krafft-Ebing nach der Zeitung „L'évènement" vom 4. März 1877, wobei es sich um einen Gärtner handelt, welcher Koitusversuche an der Bildsäule der Venus von Milo machte.[1])

Wie weit die Unzucht auf diesem Gebiete geht, beweist die Thatsache, dass heutzutage die sogenannten „Dames de voyage" d. h. ganze weibliche Körper, aus Gummi verfertigt, an Roués verkauft werden, wobei die Genitalien naturgetreu nachgeahmt werden und sogar das Secret der Glandulae Bartholini durch einen mit Öl gefüllten „pneumatischen Schlauch" nachgeahmt wird. Sogar für Frauen soll es derartige Nachbildungen vollständiger Männer geben. Übrigens handelt es sich hier nicht einmal um ein trauriges Vorrecht der so sehr verschrieenen „Civilisation", sondern genau dieselben Nachbildungen von menschlichen Körpern haben wir schon in Teil I (S. 46) bei den Korjaken kennen gelernt, die dieselben zu päderastischen Zwecken benutzen, wie überhaupt nach Moll[2]) Homosexuelle ein grosses Contingent zu den Statuenliebhabern stellen. „Statuen von Männern sind für manchen Urning so erregend, dass er sie oft küsst." Athenaios erzählt von einem Manne, der sich in die Bildsäule des Cupido verliebt hatte und mit ihr den Geschlechtsakt vollführte.[3])

---

[1]) Krafft-Ebing a. a. O. S. 321.

[2]) Moll „Konträre Sexualempfindung" S. 326.

[3]) Weitere Beispiele von Statuenliebe bei den Alten (Kaiser Tiberius, Einwohner von Sodom) bei Schurig „Gynaecologia" S. 393–394.

Auch die indischen Erotiker erwähnen geschlechtliche Akte an Statuen und Bildern. „Das Umarmen und Küssen einer Statue, eines Kindes oder eines Bildes, dieses beides nennt man übertragend, weil dabei die Neigung [scheinbar auf den geküssten oder umarmten Gegenstand] übermittelt wird.“[1])

Ein eigentümliches Licht auf die Anthropomorphisierung der Statuen wirft eine römische Sage und Sitte über die Boissard und Venette berichten. Danach fiel einer Statue die Prüfung der Virginität zu, wobei sie sich belebte.

„Les Romains autre fois firent bâtir à la virginité un temple et élever une statue, qu'ils appelloient Bucca veritatis (la bocca di verità). Cette statue décidoit de la virginité or de l'infamie des filles. Temoin la fille du Roy de Volaterre, qui après luy avoir mis les doigts dans la bouche n'en fut point mordue et ainsi se justifia de l'injure, qu'une vieille femme avoit faite a sa pudicité. Il n'en arriva pas de mesme, a ce qu'on dit, a l'égard d'une autre, qui estant accusée de mesme crime, eut le doigt emporté par la bouche de la statue.“[2])

Was die Erwähnung der Statuenliebe, in der neueren belletristischen Litteratur betrifft, so finde ich eine in psychologischer Beziehung sehr interessante Darstellung derselben in dem vierten Abenteuer einer seltenen Schrift „L'Art de plumer la poule sans crier“, die 1710 zu Paris erschien und eine Reihe pikant-satirischer Abenteuer enthält.[3]) Grosmont und de Ville-

---

[1]) R. Schmidt „Beiträge zur indischen Erotik“, S. 473.

[2]) M. Schurig „Parthenologia“ Dresden und Leipzig 1729, S. 274—275.

[3]) Vgl. die Analyse der 21 Abenteuer bei du Roure „Analectabiblion ou extraits critiques de divers livres rares, oubliés ou peu connus“, Paris 1837, Bd. I, S. 428—429.

court, zwei Musketiere des Königs Ludwig XV. haben sich beide in eine herrliche Statue der Venus verliebt, die in der Hauptallée des Schlosses zu Versailles steht. Alltäglich besuchen sie dieselbe einzeln, bis sie sich eines Tages vor derselben treffen. „Mais, lui dit de Villecourt, crois-tu que cette Statue, si inanimée qu'elle nous paroisse n'ait peut-être pas certains agréemens inconnus, tu es mon rival il n'importe, je l'aime plus que toi, et je te dirai jusques-là, que je perdrois plûtôt la vie que d'avoir manqué à lui rendre mes devoirs tous les jours, je te déclarerai même, que depuis trois mois je la viens baiser à la joue tous les matins, et je me retire aussi content d'auprès d'elle que si j'avois reçu des faveurs de la plus belle personne du monde, je me mis même en tête, continua-t-il, hier au matin, étant monté secrètement sur le pied d'Estal, pour l'embrasser, qu'elle entroit dans mes peines, et qu'il sembloit qu'elle écartoit une jambe, et me regardoit avec des yeux mourans, qui signifioient ce que je n'ose l'exprimer."[1]) Man sieht deutlich, wie sich allmählich in der Phantasie des Statuenliebhabers das Bildwerk belebt und seinen Wünschen entgegenzukommen scheint. Weiter wird erzählt, wie die beiden sonderbaren Verliebten in gemeinsamer Bewunderung vor der Statue verharren, bis sich ihre Aufmerksamkeit schliesslich auf deren kallipygische Reize richtet, in die sie sich gewissenhaft teilen, wobei ihre wollüstige Ekstase mit lebhaften Farben geschildert wird.

Als Verführerin wirkt eine tribadische Statuengruppe, Venus und Aglae darstellend, in der Schlussscene des berüchtigten Romans „Julie ou j'ai sauvé ma

---

[1]) „L'art de plumer la poule etc.". S. 45.

rose“ (Hamburg [Paris] 1807), wo Julie von der Tribade Karoline vor diese Gruppe geführt und durch den Anblick derselben zur gleichen Unzucht verführt wird.

Eine merkwürdige Abart der Statuenliebe ist der sogenannte Pygmalionismus d. h. die Darstellung von sich allmählich belebenden Statuen durch wirkliche Menschen zum Zwecke der Herbeiführung sexueller Erregung bei dem den Pygmalion spielenden Zuschauer, wofür Eulenburg das Beispiel der Hermione im Wintermärchen anführt. Über zwei solche Fälle berichtete Canler, der ehemalige Chef der Pariser Sicherheitspolizei.

Ein 70 jähriger Greis, Graf B., spielt in einem mit den entsprechenden Einrichtungen versehenen Lupanar die Rolle des Pygmalion. Die „Statue“ befindet sich auf einem runden, mit grünem Tuch bedeckten, drehbaren Sockel; der Graf, mit einer grünen Schürze angethan, steht als Bildhauer mit Schlägel und Meissel entzückt vor seinem „Werke“, lässt es sich eine Zeit lang drehen, hält es dann an, bedeckt die Statue von Kopf zu Fuss mit Küssen, wirft sich vor ihr nieder, murmelt unverständliche Beschwörungen, wobei er die Hände über seinem Haupte zusammenschlägt; nach diesen Anrufungen legt er seine Hand auf die Hüfte der „Statue“, die sich alsbald unmerklich zu beleben anfängt, die Augen aufschlägt, Arme und Beine bewegt — worauf der Greis seine Schürze, Schlägel und Meissel ablegt und „wie ein Schatten“ augenblicklich verschwindet (Preis einer solchen Sitzung 100 Francs.) — Wenige Tage darauf wohnte der betreffende Beamte, der die eben geschilderte Scene als Augenzeuge beobachtet hatte, in demselben Hause einer noch komplizierteren Vorstellung gleicher Art bei, wobei drei Göttinen, Juno,

Minerva und Venus auf Piedestalen vor ihrem Paris, einem ganz decrepiden Greis, herumgedreht wurden; der neumodische Preisrichter deponierte schliesslich vor seiner Venus statt des Apfels 100 Francs, vor den beiden anderen Göttinen dagegen nur je 60, und ausserdem 200 auf den „Tisch des Hauses," worauf er befriedigt davon zog.[1])

Übrigens kann man pygmalionistische Schilderungen auch gelegentlich in der belletristischen Litteratur antreffen. So zeigt Desforges in seinem galanten Roman „Le poète" (Paris 1898, 4 Bände) die Neigung, seine Schönheiten mit Statuen und Bildwerken zu vergleichen, da werden die Beine zwei Säulen, die Brüste zwei Kugeln aus Marmor, Elfenbein oder Alabaster u. s. w.

Anhangsweise möge an dieser Stelle erwähnt sein, dass es sogar, wenigstens in den Erzählungen der Alten, eine Dendrophilie, eine Liebe zu Bäumen giebt. Schon Homer vergleicht schöne Personen mit Bäumen (z. B. Ilias XVIII, Vers 56 und 437), und es ist bekannt, dass in den hellenischen Mythen die Bäume in den „Dryaden" eine menschliche Personifikation erfuhren, ähnlich den „Holzweibchen" der Germanen. Dies ist aber noch kein sexuelles Verhältnis. Ein solches soll nach Aelian der persische König Xerxes zu einer Platane gehabt haben. Der Curiosität halber setze ich den Bericht hierher.

„Xerxes war ein wunderlicher Mann. Was Zeus gemacht, Meer und Land, achtete er nicht; er schuf sich neue Strassen und einen ungewöhnlichen Seeweg; aber er wurde der Sklave einer Platane, der

---

[1]) Vgl. Eulenburg „Sexuale Neuropathie" S. 105; S. 107 bis 108.

Verehrer eines Baums. In Lydien nämlich, erzählt man, fand er eine Platane von ungewöhnlicher Grösse, und verweilte, ohne alle Veranlassung, einen ganzen Tag bei derselben, so dass ihm die Einöde bei der Platane statt einer Herberge dienen musste. Ausserdem behängte er sie noch mit kostbarem Schmuck, zierte ihre Zweige mit Halsbändern und Armspangen, und liess einen Wärter bei ihr zurück, der sie, wie eine Geliebte, beschützen und bewachen sollte."[1])

Die Rolle, welche die Bäume in gewissen Gegenden im Phalluskult spielen, deutet ebenfalls auf eine sexuelle Beziehung hin.

* * *

Kurz müssen wir an dieser Stelle auch noch den sogenannten Exhibitionismus berühren, der ja neuerdings auch als eine besondere Art der geschlechtlichen Verirrung registriert wird. Als Exhibitionismus bezeichnet man die Neigung, vor der Öffentlichkeit, insbesondere vor Personen des anderen Geschlechts teils die Genitalien bezw. discrete Körperteile zu entblössen oder überhaupt andere schamlose Akte vorzunehmen, um dadurch selbst sexuell erregt zu werden.

Es ist richtig, dass dem Exhibitionismus in einer grossen Zahl der Fälle eine Krankheit zu Grunde liegt und es ist daher, wie übrigens bei allen monströsen geschlechtlichen Verirrungen, eine genaue Untersuchung der Körper- und Geistesbeschaffenheit des Inculpaten notwendig. Indessen ist dies nicht immer der Fall,[2])

---

[1]) Aelian a. a. O., S. 52 (Buch II, Kap. 14) und Seite 208 (Buch III, Kap. 39).

[2]) Vgl. den Fall bei Krafft-Ebing „Psychopathia sexualis" S. 318—319.

und im Folgenden sollen einige aetiologische Momente und Beispiele eines nicht krankhaften Exhibitionismus aufgeführt werden, d. h. Fälle, in denen solche indecenten Entblössungen ebenfalls in aller Öffentlichkeit erfolgen.

So tritt uns der Exhibitismus im Folklore entgegen, z. B. bei den Südslaven als Ausdruck der Verachtung. Krauss berichtet: „Will eine Südslavin jemand ihre tiefste Verachtung ausdrücken, so beugt sie sich nach vorn, hebt mit der Linken den Rock in die Höhe, schlägt sich mit der Rechten auf die Hinterbacke und schreit: Na ti ovo! (da hast du dies!). Das heisst: pokazak pihuo (den Hintern zeigen).[1])

Manchmal spielt auch der Aberglauben eine Rolle unter den Ursachen des Exhibitionismus. Nach Gopcevic bestand früher in Abanien der Brauch, dass die Albanesinnen, beim Kampfe mit den Montenegrinern vor der Linie standen und gegen diese ihre Röcke aufhoben, da sie glaubten, dadurch den Sieg an ihre Fahnen fesseln zu können. Da jedoch die Montenegriner in diesem Fall die sonst als unverletzlich betrachteten Weiber niederschossen und trotz noch so hohen Aufhebens der Röcke gewöhnlich den Montenegrinern der Sieg blieb, verging den Albanesinnen die Lust zu ähnlichen Scenen.“[2])

Auch die „Läuterungsmethode“ der Königsberger Mucker lief auf einen schamlosen Exhibitionismus hinaus. Diese Methode bestand im Wesentlichen darin, dass in den Versammlungen der Gemeinde Frauen „irgend welche, für gewöhnlich dem männlichen Auge entzogene Teile ihres Körpers entblössten, durch deren häufigen

---

[1]) Krauss a. a. O. *Κρυπτάδια*, Bd. VI, S. 200.

[2]) Steinmetz a. a. O., Bd. II, S. 173.

Anblick die Männer sich derart abhärten mussten, dass sie im Stande waren, alle die schönen Dinge, die da zum Vorschein kamen, zu betrachton, ohne die gewöhnlichen Regungen der Sinnlichkeit zu empfinden.“ Die natürlichen Folgen dieser eigenartigen Procedur schildert Stoll sehr drastisch.[1]) Der „Oberpriester“ Ebel liess sich im Bade von 10—12 halb oder ganz entkleideten Damen Hilfsleistungen thun, von „denen das Schamgefühl mit Unwillen sich abwendet.“[2])

Im Mittelalter war bei Volksfesten z. B. dem berühmten „Narrenfeste“, eine Schaustellung intimer körperlicher Reize sehr verbreitet, und noch im 16. Jahrhundert bestand in Europa die Mode, dass einziehende Fürstlichkeiten durch nackte junge Mädchen bewillkommnet wurden, wie z. B. Karl V. in Antwerpen und früher Ludwig IX. bei seinem Einzuge in Paris.[3])

Zum Exhibitionismus gehören ohne Zweifel auch die einen Bestandteil der Volkssitte, aber auch des geschlechtlichen Raffinements ausmachenden obscönen Geberden, die besonders bei den Alten verbreitet waren, und heute noch in den südeuropäischen Ländern üblich sind, wohin besonders der sogenannte digitus impudicus gehört, die „manus formata commotaque in obscoenum modum“ (Sueton. Caligula 56). Diese verschiedenen Geberden waren nicht nur Nachahmungen der Geschlechtsteile und des Geschlechtsaktes, sondern drückten auch andere schändliche Ausschweifungen aus.[4])

---

1) Stoll a. a. O. S. 392.

2) ibidem S. 393.

3) G. F. Most „Über Liebe und Ehe u. s. w.“, 3. Auflage, Leipzig 1837, S. 220.

4) Ausführliche Mitteilungen über die obscönen Geberden der Alten finden sich in Teil II meines „Ursprung der Syphilis.“

Auch der officiell und konventionell sanctionierte Exhibitionismus in der Mode darf an dieser Stelle nicht vergessen werden, wozu vor allem das Decolletieren gehört, welches nicht selten in der bewussten Absicht, durch diesen Anblick nackter Reize geschlechtlich zu erregen, vorgenommen wird.

Homosexualität soll ein besonders begünstigendes Moment für das Auftreten exhibitionistischer Neigungen sein. Moll bemerkt darüber: „Eine merkwürdige Erscheinung bei vielen Urningen ist, dass sie nicht nur videntes mentulam alterius Reiz empfinden, sondern auch bei dem Zeigen der eigenen Genitalien. Herr N. N. macht mich auf diese Erscheinung aufmerksam. Worin der Reiz besteht, ist schwer zu erklären. Jedenfalls sollen viele Urninge einen Genuss darin finden, vor anderen Männern, seien es normale oder homosexuelle, ihre eigenen Genitalien oder auch den ganzen Körper entblössen zu dürfen.“[1])

Ebenso sollen die der passiven Flagellation huldigenden Individuen einen besonderen Reiz in der Exhibition ihrer Posteriora finden, was wenigstens nach den Schilderungen der flagellantistischen Schriften angenommen werden muss.

Dass exhibitionistische Neigungen durch frühzeitige Gewöhnung und erste Eindrücke in der Kindheit hervorgerufen werden können, lehrt ein sehr charakteristischer Fall von Schrenck-Notzing's[2]), der zugleich über die Verbreitung

---

[1]) Moll „Konträre Sexualempfindung“, S. 246.

[2]) v. Schrenck-Notzing „Beiträge zur forensischen Beurteilung von Sittlichkeitsvergehen mit besonderer Berücksichtigung der Pathogenese psychosexueller Anomalien“ in: Archiv für Kriminal-Anthropologie 1898, S. 159—160.

solcher Praktiken bei Kindern überraschenden Aufschluss giebt.

Schon vor dem 10. Lebensjahre war Patient Zeuge, als ein Knabe mit einem 12jährigen Mädchen einen Koitusversuch ausführte. Dasselbe Mädchen suchte auch ihn zu verführen. K. wurde geschlechtlich erregt, widerstand aber der Werbung. Hierbei hatten aber beide Teile ihre Geschlechtsteile entblösst. Von nun an interessierten den Jungen K. Spiele mit sexuellen Betastungen. So machte es ihm Freude, seine entblössten Nates gegen diejenigen von Mädchen zu drücken. Ein anderes von diesen in ihren sexuellen Erlebnissen schon vorgeschrittenen Kindern beliebtes Spiel bestand darin, dass die Mädchen in aufgehobenen Kleidern, die Knaben mit entblössten Genitalien abwechselnd an einander vorbeizogen. Diese Vorgänge übten einen mächtigen Einfluss auf des Patienten Phantasie und erzeugten frühzeitig sexuelle Dränge. Ein anderes Spiel bestand darin, das Bespringen von Stuten durch Bewegungen nachzuahmen. Derartige Spiele wurden oft wiederholt, und K. freute und erregte sich an dem Anblick der Genitalien und Situationen mit sexuellem Charakter. Die Erinnerung an diese sexuellen Erlebnisse des frühen Kindesalters blieb sehr fest in der Erinnerung des Patienten haften.

Als eine Abart der Exhibitionisten führt Krafft-Ebing die „Frotteurs“ auf. Da diese mir indessen auch eine gewisse Beziehung zum Kleiderfetischismus zu haben scheinen, so sollen sie bei Betrachtung dieser letzteren Anomalie eine Erwähnung finden.

* * *

Als letzte Gruppe der sogenannten complicierten Geschlechtsverirrungen ist der weit verbreitete sexuelle Fetischismus zu erwähnen, der gemäss der in Teil I S. 113 gegebenen Definition des Fetischismus im allgemeinen als die Übertragung und Beschränkung der geschlechtlichen Empfindungen für eine Gesamtpersönlich-

keit bezw. Gesamtvorstellung auf einen Teil dieser Persönlichkeit selbst oder auf einen in Beziehung zum Ganzen gesetzten leblosen körperlichen Gegenstand aufzufassen ist. Der „Teil“ bezw. der mit der Gesamtvorstellung associativ verknüpfte Gegenstand ist dann der sexuelle „Fetisch“.

Wenn wir nun an eine Untersuchung der speciellen Aetiologie des geschlechtlichen Fetischismus und seiner verschiedenen Formen gehen, so sind zunächst einige aetiologische Faktoren ins Auge zu fassen, welche, aus einem allgemein menschlichen Bedürfnisse hervorgehend, überhaupt erst das Zustandekommen einer fetischistischen Gefühls- und Vorstellungsweise ermöglichen.

Wir haben bei der Betrachtung des Ursprunges der Kleidung und der Mode in Teil I (S. 139 ff.) gesehen, dass die Prinzipien der Vergrösserung und der Entblössung bestimmter Teile des Körpers als genetische Faktoren der Kleidung und der Mode zu betrachten sind. Auf diese Teile soll in jedem Falle die Aufmerksamkeit gelenkt, sie sollen deutlicher gemacht, vergrössert, verschönert werden und so als sexueller Reiz wirken.

Denken wir uns nun die Menschen zunächst ohne Kleidung, so wird auch hier die Aufmerksamkeit des Liebenden sich nach dem ersten allgemeinen Eindruck, den er von der Geliebten empfangen hat, auf einzelne Teile und Eigenschaften ihres Körpers richten, die, indem sie seine Sinne besonders stark affizieren, gleichsam als besonders geeignete Symbole des Wesens der geliebten Person erscheinen. Hierher gehören Körperenden: Hand, Fuss, Kopfform im allgemeinen: Körperhervorragungen: Nase, Ohren, Busen, Gesäss;

Körperliche Funktionen und Emanationen: Bewegung, Gang, Stimme, Blick, Geruch.[1])

Zunächst hat nun der Geschlechtstrieb die allgemeine Tendenz, dem Verliebten diese ihn besonders affizierenden Teile und Eigenschaften zu verändern und zwar in einem verschönernden Sinne, d. h. sie zu idealisieren. Diese Verschönerung und Idealisierung erstreckt sich dann auch vom Körper auf die Kleidung und Gebrauchsgegenstände der geliebten Person. Sie ist aber nur eine Vorstufe, ein aetiologischer Faktor des Fetischismus, nicht dieser selbst, da immer jene Idealisierung bestimmter Teile im Zusammenhange mit der ganzen Persönlichkeit des geliebten Wesens vorgenommen wird. Erst später entwickelt sich hieraus der Fetischismus.

C. J. Weber hat dieses idealisierende Moment in der Liebe als deren „Metaphysik“ bezeichnet, welcher Ausdruck aber leicht missverstanden werden kann. Doch wird sich aus der folgenden treffenden Schilderung ergeben, dass er genau den eben erwähnten Veränderungstrieb des Verliebten darunter versteht.

„Der Held trinkt, wie der Sarmate, mit hohem Wonnegefühl aus dem Schuh der Geliebten, zernagt ihren Pantoffel wie ein Gansviertel, trägt einen ihrer Zähne als Berloke, nimmt das geringste Bändchen oder

---

[1]) Berg bemerkt („Gefesselte Kunst“ S. 142): „Manche Männer lieben am Weibe nur das Fett (deshalb polstern sich die Frauen), Andere die Form, Andere den Teint (daher die Schminke), Andere die Ausstrahlungen und Äusserungen des Körpers (Geruch — deshalb die Parfüms — Stimme u. s. w.), für Andere sind bestimmte Einzelheiten des Frauenleibes die erotischen Stimulantien, die aber schliesslich erschlaffen, und ein anderer Teil taucht dann als erotisches Neuland auf“.

Briefchen ad acta, und zahlt mit Vergnügen einen Thaler für einen Floh aus ihrem Hemde. Er schlägt wie Thümmel

— — in dem vollen
Liebesrausche seines Traums
Seine Arme, gleich Apollen,
Ach, ihr Götter! um die Knollen
Eines alten Feigenbaums.

Der Metaphysiker sieht in der unförmlichsten Dicke nur Fülle und Rundung, in der dürrsten Dürre nur Schlankheit, in Totenblässe und Safrangelbe Lilien- und in der Feuerröte Rosenfarbe, in brennend roten Haaren, blondes, und in schwarzen, verdorbenen Zähnen noch Perlenschnüre, wie in Katzenaugen Himmelbläue, und in Schielaugen Zärtlichkeit. Die gewöhnlichste Stimme ist ihm nicht nur Silberstimme Mariannens, sondern Harmonie der Sphären, die freilich noch nie ein Sterblicher hörte, und wenn die Zunge bei L, R oder S Anstoss findet, schnarrt oder lispelt oder lorbset, ist erst die Musik recht vollkommen. Ist die Doris stille, so ist sie sanft wie ein Engel, klappert ihr Maul wie eine Mühle, so ist sie beredt wie Minerva, ist sie grob, so ist sie ein reines Naturkind, affektiert, ist sie die vierte Grazie, ist sie lang, wie ein Riese oder eine Stange, eine Iuno, und ist sie aus Lilliput, ein kleiner Inbegriff aller Vollkommenheiten und Anmut. Piron mag auch verliebt gewesen sein, als er im weiblichen Busen deux montagnes sur chacune une fraise erblickte. — Alles was die Huldin berührt, ist bononischer Stein, der die Strahlen der Sonne in sich zieht und wieder von sich giebt; ihr Angesicht leuchtet, wie das Angesicht Mosis, als er vom Sinai herabstieg, wie das Angesicht des heiligen Stephanus oder eines Engels; der Hauch ihres

Mundes ist Rosen- und Lavendelessenz, ihr Speichel Honigseim, und eine Wassersuppe aus derselben Schüssel, mit einem Löffel gegessen, oder ein Glas Wasser, dessen Rand sie mit ihren Lippen berührt hat, ist Nektar und Ambrosia. Rousseau ruft in dem Augenblicke, wo Warrens einen Bissen in den Mund bringen will: „ein Haar, ein Haar!", sie lässt den Bissen fallen, und er verschlingt ihn wie eine Katze. Die blosse Berührung des kleinen Fingers giebt einem Schwärmer einen elektrischen Schlag wie eine ganze Flasche, und die Berührung des Kleides wie der Zitterfisch; beider Augen blitzen, daher sich Verliebte gar wohl in der Finsternis behelfen können." [1])

Einen weiteren und bereits bedeutungsvolleren Schritt auf dem Wege zum sexuellen Fetischismus stellt die als ein Grundphaenomen des Geschlechtstriebes aufzufassende Neigung dar, jene oben erwähnten, besonders affizierenden Teile zu vergrössern, stärker und deutlicher hervorzuheben. Während das Bestreben der Idealisierung und Verschönerung gewisser Teile und Eigenschaften immer noch die Beziehung auf die Gesamtpersönlichkeit festhält, wird durch die Vergrösserung und Hervorhebung eines bestimmten Teils derselbe bereits aus der Gesamtvorstellung herausgehoben und so seine Erhebung zu einem „Fetisch" vorbereitet.

Diese Vergrösserung, welche ja schon in Teil I als das Hauptelement in Kleidung und Mode nachgewiesen wurde, ist ein ubiquitäres Phaenomen. v. Schrenck-Notzing bemerkt: „Schon die Wilden lassen die Körperteile, welche sie verehren, stärker hervortreten; die Eingeborenen Westamerikas formen

---

[1]) C. J. Weber „Demokritos", Bd. V, S. 113—115.

ihre Haare in Knoten, um den Kopf zu vergrössern; die Chinesen suchen ihre Füsse zu verkleinern, die Europäerinnen wollen die weibliche Brust durch Schnürleiber stärker hervortreten lassen. Die Courtisane färbt die Lider, um das Auge zu vergrössern und das Weiss leuchtender zu machen. Auch bei den Conträrsexualen findet sich das Streben zu vergrössern. So übertreibt der Urning, welcher das Weib kopieren will, die specifisch weiblichen Eigenschaften oft bis zur Carricatur, und umgekehrt das Weib in Männerkleidung die männlichen.“ [1]) Nach Andersson rasieren bei den Ovambo in Südafrika die Männer den ganzen Kopf mit Ausnahme des Scheitels, um den natürlichen Vorsprung des Hinterkopfes hervorzuheben [2]). Die Indianer Nordamerikas, die eine niedere und platte Stirn haben, vergrössern diese Eigentümlichkeit durch künstliches Plattdrücken. [3]) Auf Tahiti, Samoa und anderen Inseln des Stillen Oceans war es seit undenklichen Zeiten üblich, das Hinterhaupt der Kinder plattzudrücken und ihre Nasen zusammenzupressen, um eine für schön gehaltene nationale Eigentümlichkeit zu verstärken. [4]) Denselben Gebrauch fand Marsden auf Sumatra, wo er in der Wertschätzung der Eingeborenen für eine Vervollkommnung der Schönheit galt. [5]) Bei den Kulturvölkern hat

---

[1]) v. Schrenck-Notzing „Litteraturzusammenstellung über die Psychologie und Psychopathologie der vita sexualis“ in Zeitschrift f. Hypnotismus Bd. VIII, Heft 5 S. 289.

[2]) Westermarck a. a. O. S. 261.

[3]) G. Catlin „Last Rambles amongst the Indians of the Rocky Mountains“ Edinburgh 1877 S. 145.

[4]) Waitz-Gerland „Anthropologie der Naturvölker‘, Leipzig 1872 Bd. VI, S. 27.

[5]) W. Marsden „The History of Sumatra“ London 1811, Seite 44.

allmählich die Kleidung diese Rolle der stärkeren Accentuierung gewisser Körperteile vermittelst Entblössung und Vergrösserung übernommen, wie denn auch der primitive Schmuck der Wilden in Gestalt der Nasen-, Ohr- und Lippenringe diesem Zwecke in einer sehr drastischen Weise dient.

Nachdem durch die Vergrösserung der betreffende Teil bereits als ein mehr selbständiges Gebilde sich von der Gesamtpersönlichkeit abgelöst hat, wird er, um als sexueller Fetisch zu dienen, von dem betreffenden Individuum völlig isoliert und zu einem für sich selbständigen Reize verallgemeinert, der nunmehr völlig an die Stelle der Persönlichkeit, welcher er entnommen ist, tritt und diese in jeder Weise ersetzt. Daher kann der Fetisch unter Umständen dem Fetischisten dieselbe sexuelle Befriedigung gewähren wie das Gesamtindividuum.

Gewöhnlich findet die Isolierung und Abtrennung der Körperteile zum Zwecke fetischistischer Verehrung nur in der Idee, der Phantasie statt, da ja eine wirkliche Abtrennung einen blutigen Eingriff erfordern würde. Da letzterer nach Eintritt des Todes vermieden werden kann, so finden wir in der That hier bisweilen einen Fetischismus, der sich auf gewisse post mortem entfernte, aber schon bei Lebzeiten als „Fetisch" wirksame Teile richtet, die wie z. B. der weibliche Busen durch ihre Hervorragung hierfür besonders geeignet sind.

So macht Dr. Picard in der „Gazette médicale de Paris" vom 19. Juli 1902 merkwürdige Mitteilungen über Bucheinbände aus Menschenhaut[1]). Darin wird

---

[1]) Übersetzt in der „Deutschen medicinischen Presse" 1902 No. 15 (11. August) S. 125—126.

auch auf ein Buch des Dr. Witkowski „Tetoniana, Anecdotes historiques sur les seins et l'allaitement" (Paris 1898 p. 35) verwiesen, in welchem die folgenden Mitteilungen über solche „Busenfetischisten" im strengsten Sinne des Wortes gemacht werden:

„Es giebt Bibliomanen, zugleich Erotomanen, welche gewisse Bücher in Weiberhaut binden lassen und diese Haut mit Vorliebe dem Busen entnehmen, so dass die Brustwarzen auf dem Deckel charakteristische Schildchen bilden. Der Verleger Isidore Liseux behauptete, ein so gebundenes Exemplar der bekannten „Justine" des Marquis de Sade (erste Auflage in 1 Band, 8°, 1791) in Händen gehabt zu haben.

Ein Passus im „Journal des Goncourts" (III p. 49) bestätigt diese Thatsache. Er lautet: „Man erzählte mir, dass Famuli (internes) von Clamart entlassen worden sind, weil sie Haut von Frauenbusen einem Buchbinder vom Faubourg Saint-Honoré geliefert hatten, dessen Specialität das Einbinden obscöner Bücher ist."

Ein Bibliothekar der Bibliothèque Mazarine erzählte vor einigen Jahren — wie uns von einem seiner Zuhörer hinterbracht worden ist —, dass ein Engländer in seiner Bibliothek ein Fach voll lasciver Bücher mit den „charakteristischen Wülsten" hatte, von denen Dr. Witkowski spricht. Nach seinem Tode liess seine Frau sie alle verbrennen.

Man kann noch die zwei in Weiberhaut gebundenen Bände der „Mystères de Paris" von Eugen Sue erwähnen, im Besitze eines unbekannten Bibliophilen."

Hier haben wir den sehr krassen Fall einer thatsächlichen Abtrennung des als Fetisch dienenden Körperteils vor uns. Denn es dürfte kein Zweifel darüber

bestehen, dass jene Busen-Einbände einen sexuellen Fetisch darstellen.

Nach dem bisher Mitgeteilten wird die Einteilung Binet's verständlich, der von einem „kleinen" und einem „grossen" Fetischismus spricht.

Der „kleine" Fetischismus besteht dann, wenn der Verliebte, ohne schon die ganze Person der Geliebten aus dem Auge zu verlieren, doch bereits einzelnen besonderen Reizen derselben seine Aufmerksamkeit zuwendet bezw. durch ganz bestimmte Eigenschaften der geliebten Frau überhaupt erst an sie gefesselt wird. So werden einige durch die Form und die Kleinheit der Hand angezogen; anderen gefällt die Nase, Farbe und Leuchten des Auges; eine dritte Gruppe wird durch das Haar, die Hautfarbe, durch einen bestimmten Geruch captiviert u. s. w. Wohl bildet beim „kleinen" Fetischismus die Teilvorstellung einen sehr hervorstechenden Zug im Gesamtbilde, vermag aber dieses letztere nicht gänzlich auszulöschen.

Anders ist es beim „grossen" Fetischismus. Hier wird alsbald ein bestimmter Teil, oder eine Eigenschaft, oder ein Kleidungsstück und Gebrauchsgegenstand der geliebten Person von dieser isoliert, verwandelt sich gewissermassen in diese letztere selbst und nimmt ganz und gar den Charakter eines durch sich allein sexuell erregenden Wesens an. Dies ist der eigentliche sexuelle Fetischismus.

In Betreff einer näheren Erklärung desselben haben Binet und von Schrenck-Notzing mit Recht die occasionelle Entstehung durch Ideenassociation angenommen.

Nach Binet ist im Leben eines jeden Fetischisten ein Ereignis anzunehmen, welches die Betonung ge-

rade dieses einzigen Eindruckes mit Wollustgefühlen determiniert hat. Das Alter der Pubertät und der erste sexuelle Rapport sind für dieses Entstehen einer Association der Ideen (par contiguité) besonders gefährlich.[1])

Besonders das Kindesalter ist die ergiebigste Quelle für das Entstehen fetischistischer Neigung, wie es überhaupt zu perversen Verirrungen des Geschlechtstriebes prädisponiert, da die normale Vita sexualis noch nicht zu ihrer vollen Entwickelung gelangt ist. In Beziehung auf letzteren Punkt bemerkt Hellpach: „Auch des normalen Sexuallebens Vorboten, wie sie vereinzelt vom elften Jahre an aufzutreten pflegen, sind, streng genommen, Perversitäten, Regungen masochistischer, fetischistischer, sadistischer Nuance; soweit sie in der Gesundheitsbreite liegen, pflegen sie mit dem eigentlichen Beginn der Pubertät, also zur Zeit der Bildung und Ausstossung der Geschlechtsprodukte, zu verschwinden und der natürlichen, auf den Verkehr mit dem anderen Geschlechte gerichteten Sinnlichkeit zu weichen.“[2])

Mit Recht macht daher v. Schrenck-Notzing darauf aufmerksam, das diese perversen associativen Verknüpfungen als Reaktion auf äussere lebhafte Eindrücke nicht nur, wie Binet annimmt, bei prädisponierten Individuen vorkommen, sondern ganz besonders charakteristisch für das kindliche Geistesleben zur Zeit des Gehirnwachstums, sowie für die minder entwickelte Denkkraft der Naturvölker sind, ja dass sie sogar nicht selten

---

[1]) v. Schrenck-Notzing a. a. O. S. 287.

[2]) W. Hellpach „Nervosität und Kunstgenuss“ in: Die Zukunft 1902 No. 29 S. 106.

bei ganz normal entwickelten Gehirnen vorkommen.[3])

Der geistreiche Autor, welcher wie kein Anderer vor ihm, die ausserordentliche Empfänglichkeit und Beeinflussbarkeit des kindlichen Seelenlebens zur Zeit der ersten geschlechtlichen Regungen studiert hat, entwirft uns von den Vorgängen bei jener associativen Verknüpfung äusserer Eindrücke mit dem geschlechtlichen Fühlen folgende Schilderung:

„Schon die Thatsache der sexuellen Spannungsgefühle und Strebungen, wie sie durch das Schwellen der Genitalien hervorgerufen werden, könnte eine psychische Erregung mit sich bringen, sei es, dass diese nur in einer Steigerung der Vorstellungsthätigkeit besteht, sei es, dass sie eine Stimmungsänderung bis zum Affekt (Ejaculation, Pollution, Wollustgefühl) erzeugen würde; in beiden Fällen ist die Neigung zur Deutung, zur inneren Vorarbeitung dieses Erlebnisses eine besonders starke. Daher erhält sich die Erinnerung an alle äusseren begleitenden Umstände in der Regel lebhaft; wenn aber ein zufälliger äusserer Reiz (körperliche Berührung mit lebenden oder leblosen Objekten), also ein rein accidentielles Moment zur Auslösung der natürlichen Reaktion beiträgt, so ist die Beziehung auf das Objekt für das dem mächtigen Eindruck kritiklos preisgegebene kindliche Seelenleben fertig, und es erfolgt impulsiv durch innere Nötigung die associative Verknüpfung der Objektvorstellung mit dem sexuellen Bewusstseinsinhalt in der Richtung der persönlichen Eigenbeziehung. Das falsch gebildete Urteil der in Bezug auf den widernatürlichen Inhalt pathologischen Association erfährt nun

[3]) v. Schrenck-Notzing „Beiträge zur Beurteilung von Sittlichkeitsvergehen u. s. w.“ I, S. 15—16.

in der Regel auch nachträglich jahrelang keine Korrektur, da die Bedeutung des Geschlechtslebens noch unbekannt ist; dagegen treten die sexuellen Dränge immer wieder auf, korrespondierend mit der Entwickelung der Genitalien; sie rufen die Erinnerung an die mit den Organempfindungen associierten Objektvorstellungen immer wieder hervor; die eindrucksvolle, von lebhaften Lustgefühlen begleitete erstmalige Wahrnehmung drängt zur Wiederholung; dieselbe findet dann in der Regel statt unter Begleitung derselben einmal geknüpften Vorstellungsverbindungen; diese werden willkürlich reproduciert und erzeugen schliesslich, wenn die Association enger geworden ist, ihrerseits sexuelle Dränge.“ [1])

Als die wichtigsten occasionellen Momente für die Genesis perverser sexueller Triebrichtungen bezeichnet v. Schrenck-Notzing Spiele, Beschäftigung und Lektüre der Kinder, ferner lebhafte Anregung ihrer Phantasiethätigkeit und solitäre bezw. mutuelle Onanie, besonders zur Zeit der Pubertät.[2])

Einige Beispiele von Fetischismus mögen die Richtigkeit dieser Associationslehre von Binet und v. Schrenck-Notzing darthun.[3])

1. In einem Falle von Charcot und Magnan coincidierte das Eintreten der ersten geschlechtlichen Erregung mit dem Anblick der Nachtmütze, welche ein mit ihm im Bett schlafender Verwandter in demselben Augenblicke auf den Kopf setzte. Die nächste Erection erfolgte, als Patient eine alte Dienerin die Nachtmütze aufsetzen sah. Dadurch bildete sich eine Association zwischen

[1]) v. Schrenck-Notzing ibidem S. 16—17.

[2]) ibidem S. 20.

[3]) Angeführt bei von Schrenck-Notzing „Litteraturzusammenstellung u. s. w.“ passim.

zwei Wahrnehmungsinhalten in dem Alter, wo Associationen namentlich unter dem Einfluss lebhafter Gefühlserregung sehr stark sind. Schliesslich beherrschte das Bild der Nachtmütze das sexuelle [Leben derart, dass die Vorstellung dieses Gegenstandes conditio sine qua non für die Erection wurde.

2. Beobachtung von Hammond. Ein Dienstmädchen lehrte einen 7 jährigen erblich belasteten Knaben onanieren. Einstmals brachte sie an seinem Penis mittelst ihres Fusses eine Erection hervor, ohne den Schuh abzunehmen, und hierbei empfand Patient zum ersten Mal Vergnügen. Von da an geschlechtliche Erregung und Erectionen beim Anblick, später beim blossen Gedanken an einen Frauenschuh. Onanie inmitten von Frauenschuhen, die rings um ihn herum in allen möglichen Stellungen standen. Darauf psychische Onanie durch Vorstellung von Schuhen. In der Schule sinnliche Erregung durch die Schuhe der Lehrerin. Teilweise Verhüllung der Schuhe durch lange Frauenkleider rief besonderen Reiz hervor. Um die sinnliche Erregung zu vergrössern, ergriff er eines Tages einen Schuh seiner Lehrerin, empfand sofort grösseres Vergnügen als je zuvor. Geschlechtlicher Orgasmus. Trotz Bestrafung Wiederholung des Attentats mit gleichem Erfolg. Später rief die blosse Erinnerung an den Schuh der Lehrerin Samenerguss hervor. Dann entwendet er einem Dienstmädchen einen Schuh und ejaculiert onanistisch das Sperma in denselben. Neue Variation, indem er bei jeder neuen Masturbation jedesmal einen anderen Schuh benutzte. Zu diesem Zweck stahl er Schuhe. Nackte Frauen oder Männer riefen nur Ekelgefühl hervor. Dachte nie an sexuellen Verkehr. Verkaufte fernerhin in einem Krämerladen Schuhe. Beim Anpassen sexuelle Erregung. Einmal beim Anpassen starke Erection ohne Orgasmus, Bewusstseinsverlust und epileptischer Anfall. Die krankhafte Ideenassociation zwischen Frauenschuhen und Geschlechtsfunktion löste wiederholt Anfälle aus, obwohl Patient mit der lasterhaften Gewohnheit zu brechen suchte. Traumpollutionen mit Schuhvorstellungen und epileptischen Anfällen. Entschluss zu heiraten, Impotenz in der Ehe. Auf Rat von Hammond hing er über seinem Bette einen Frauenschuh auf. Gleichzeitige Brombehandlung. Der Koitus gelingt nun ohne epileptische Anfälle. Später geregelter Geschlechtsverkehr alle 10 Tage. Die Vorstellung der Frauenschnhe stellte sich noch ab und zu wieder ein, jedoch ohne ihn sinnlich zu erregen.

Dieser merkwürdige Fall giebt nach Hammond einen Fingerzeig, dass ein starker Wille auch bei einem nicht sehr intelligenten Manne abnorme Triebe wieder in die natürlichen Bahnen zu lenken vermag.

3. Beobachtung von Tarnowsky. Die Neigung zu Pelzwerk nahm bei einem 12 jährigen Masturbanten ihren Ausgangspunkt von der körperlichen Berührung mit einem Hündchen, das der Patient zuweilen mit in sein Bett nahm. Übergang: Coincidenz der Onanie und Betasten des Hundes. Schliesslich brachte die Berührung des Hundes allein Erregung und Samenentleerung hervor. Später konnte er nur noch durch die Berührung von Pelzwerk überhaupt geschlechtlich erregt werden.

In den meisten Fällen von Fetischismus wird man neben den anderen aetiologischen Momenten eine solche occasionelle Veranlassung nachweisen können, an welche dann verschiedenartige Phantasieen sexuellen Inhaltes sich anknüpfen.

Unter den verschiedenen Formen des sexuellen Fetischismus ist eine der auffälligsten der sogenannte Fuss- und Schuhfetischismus, bei welchem der Fuss und noch häufiger dessen Bekleidung, Stiefel oder Schuh, die Rolle eines geschlechtlichen Fetisch spielen, bisweilen nur in der Gestalt des „kleinen“ Fetischismus, also ohne Isolierung von der Gesamtpersönlichkeit, öfter aber als „grosser“ Fetischismus, indem Fuss oder Schuh ganz allein die Phantasie beschäftigen und dadurch geschlechtliche Befriedigung herbeiführen.

Es scheint eine uralte Beziehung des Fusses zur Vita sexualis zu bestehen. In Teil I wurde bereits der eigentümlichen Sitte der Verkrüppelung der Füsse bei den Chinesinnen gedacht, um dadurch ein sexuelles

Reizmittel zu schaffen. Ebenso der merkwürdigen Hypothese von Morache, der die Verkrüppelung der Füsse in direkte aetiologische Beziehung zu gewissen Veränderungen der weiblichen Geschlechtsteile bringt.

Es muss nun auch dem klassischen Altertum eine derartige Idee von Beziehungen zwischen Fuss und Vita sexualis vorgeschwebt haben. Denn es ist eine Thatsache, dass der Fuss im hellenischen Mythus als Symbol der Zeugungslust gilt. Die befruchtende Erdkraft wird vorzugsweise an den Fuss und das Bein geknüpft, in weiterer Übertragung an den Schuh. Bachofen sagt: „Wie der Psalmist in der Fruchtbarkeit der Erde die Fussstapfen Gottes erkennt, so ist der Fusstritt und der Schuh Symbol des Erdsegens. Man denke an die Fussspur des Perseus bei Herodot, 2,91, an Jason, dem der eine Schuh im Sumpfe stecken bleibt, bei Hygin. 13, an die Sohlen Tanaquils, an den Schuh der Rhodopis bei Aelian, an den der delphischen Charila bei Plutarch, quaest. graecae, an die in gleichem Sinne von Nonnus erwähnte schön beschuhte Isis, in welcher Bedeutung Sandalen von Holz auch in etruskischen Gräbern sich vorfinden, sowie in den alemannischen am Supfen bei Oberflach, von welchen Grimm in der Geschichte der deutschen Sprache Nachricht giebt." [1]) Daher war auch der Schuh ein allbekanntes dionysisches Symbol, wie Philostratos (Imag. 1, 6) und Plutarch (Quaest. graec. 12) bezeugen.

Auch Spuren eines Schuhfetischismus lassen sich im Altertume nachweisen. Das deutlichste Beispiel dafür liefert die von Strabo (17, 808) und Aelian (Var. hist. 13, 33) berichtete Geschichte der aegyptischen

---

[1]) Bachofen „Gräbersymbolik der Alten" S. 231.

Buhlerin Rhodopis, der späteren Königin Nitokris. — Eines Tages, als sie im Bade war, raubte ein Adler einen ihrer Schuhe, flog damit gen Memphis und liess ihn in des Königs Psammetich Schoss fallen, während er gerade unter freiem Himmel mit Rechtsprechen beschäftigt war. Die schöne und zierliche Form des Schuhes entzückte den König so sehr, dass er Befehl gab, im ganzen Lande nach der Eigentümerin zu forschen. Als sie gefunden war, erhob er sie zu seiner Gemahlin, und errichtete ihr nach dem Tode jene dritte kunstreichste und kostbarste Pyramide, die man das Grabmahl der Hetäre nannte.

Was nun den modernen Fuss- und Schuhfetischismus betrifft, so lassen sich ganz deutlich verschiedene pervers-sexuelle Elemente in demselben nachweisen.

Sehr häufig kommt der Fuss- und Schuhfetischismus bei Individuen mit masochistischen Neigungen vor. Schon der in den masochistischen Annoncen auftretende Ausdruck „den Fuss auf den Nacken setzen“ u. dgl. deutet darauf hin, dass die Aufmerksamkeit des Masochisten sich besonders auf jenen Teil des Körpers richtet. In der That ist Getretenwerden mit den Füssen eine sehr beliebte Form der Demütigung, welcher sich die Masochisten unterziehen. Hierbei spielt Form und Aussehen der Chaussüre eine bemerkenswerte Rolle, in welcher ein exquisit fetischistischer Zeug unverkennbar ist. Diese Specialität der Masochisten wird in der Welt der Prostitution als „Fussfreier“ bezeichnet. Eine solche „Herrin“ schreibt in einem mir vorliegenden Briefe an ihren „Severin“: „Da Du für feine Damenstiefel schon Passion bekundet hast, also sozusagen, um mich landläufig auszudrücken, „Fussfreier“ bist, so hast Du vielleicht auch die Ge-

wogenheit mir zu sagen, wie der Stiefel beschaffen sein muss, dem Du das grösste Interesse zuwendest. Ich habe einen sehr grossen Vorrat, und kann Dir eines Tages gerne einen Strassenstiefel oder Reitstiefel Deiner Herrin per Post senden". In einem anderen Briefe an denselben „Fussfreier" heisst es: „Ich will Dir gestatten, dass Du Dich zu meinen Füssen legst, mir den sehr eleganten Reitstiefel, welcher vom Spornieren meines Pferdes noch dick mit Blut bespritzt ist, mit Deiner Zunge reinigst, damit der Glanz des Lackleders nicht weiter unter der Bürste meines Mädchens leidet. Dann schnallst Du mir die Sporen ab, ziehst mir die hohen Stiefel aus und lambis pedes humidos meos." Dann beschreibt sie dem Schuhfetischisten ein anderes Paar Stiefel, welches er ihr anziehen soll: „schwarz glänzender, zwölf Knopf hoher feiner Chevrauxlederstiefel mit sehr hohen Louis XV-Absätzen à la Pompadour, innen mit roter Seide gefüttert und von elegantestem Sitz."

Der Umstand, dass die betreffende Prostituierte eine ganze Kollektion von Schuhen und Stiefeln für ihre masochistische Klientel in Bereitschaft hält, beweist, wie sehr derartige fetischistische Vorstellungen das Phantasieleben des Masochisten beherrschen.

Aber auch *sadistische* Empfindungen scheinen ab und zu dem Schuhfetischismus zu Grunde zu liegen. So dringen manche Männer darauf, dass das betreffende Weib recht *enge* Schuhe trage, am liebsten Schnürstiefel. Hier wirkt der Gedanke an einen dadurch bereiteten Schmerz sexuell erregend, wie dies in ähnlicher Weise auch von engen Korsetts und Handschuhen gilt.

Hiermit verwandt ist die Neigung, der anderen Person auf den *Fuss* zu treten, eine Abart der sogenannten „Frotteurs", die aber mehr zu den Kleider-

fetischisten gehören (s. unten). Häussler teilt einen Fall mit, der offenbar aus dem physiologischen sexuellen Berührungsdrang der Pubertätszeit erklärt werden muss.

„Im Januar 1822“, berichtet Häussler, „wurden zu Osnabrück binnen 8 Tagen wohl ein Dutzend junger Mädchen Abends von einem 17 jährigen Gymnasiasten auf die Füsse getreten. Wo sich ein paar hübsche Mädchen auf der Strasse blicken liessen, fiel der Treter die erste beste an, hielt sie fest und trat unbarmherzig auf ihre Füsse los, so dass einige die folgenden Tage das Bett hüten mussten. Von dem Bruder der einen wurde er endlich ergriffen und der Polizei übergeben. Er konnte keine andere Ursache von seinen tollen Streichen angeben, als einen unwiderstehlichen Drang. Man kann wohl annehmen, dass die Entwicklungsperiode hier im Hintergrunde lag.“[1])

Auch der Gang der Frau scheint in manchen Fällen eine aetiologische Bedeutung für den Fuss- und Schuhfetischismus zu haben. Ein stolzer, energischer Gang auf der einen Seite, ein zierliches Dahinschweben auf der anderen Seite lenken unwillkürlich die Aufmerksamkeit auf die Chaussüre. So heisst es in Flaubert's „Madame Bovary“: „Er freute sich, wenn die kleinen Pantoffeln von Fräulein Emma über die blankgescheuerten Fliesen der Küche klapperten; die hohen Hacken liessen sie dann etwas grösser erscheinen, und wenn sie vor ihm herging, so schlugen die flink auf und nieder klappernden hölzernen Sohlen mit einem harten Ton gegen das Leder ihrer Schuhe.“ Moll macht sehr interessante Mitteilungen über eine Theorie des Fuss- und Stiefelfetischismus von Rétif de la

---

[1]) Häussler a. a. O. S. 15.

Bretonne, der selbst Schuhfetischist war, wie alle seine Schriften bekunden. Rétif hat in einem Abschnitte der „Nuits de Paris“ die hohen Absätze des Frauenstiefels verherrlicht. Durch dieselben würde die Form der Fussbekleidung von der der Männer mehr entfernt und dadurch gewännen die Frauen den ganzen Zauber ihres Geschlechts. Auch würde der untere Teil des Beines und des Fusses bei einer solchen Fussbekleidung angenehmer. Endlich hätte der Gang der Frau dabei ein weniger energisches Aussehen, während eine Frau mit niedrigen Absätzen etwas zu Kühnes und Indecentes in ihrem Gange hätte. Der hohe Absatz macht die Frau zu einer kaum die schmutzige Erde berührenden Sylphide, einem himmlischen Geschöpfe.[1]) Eine sehr drastische Scene von Schuhfetischismus hat Rétif de la Bretonne u. a. in der „Anti-Justine“ (II, 48) geschildert. Es ist übrigens von Interesse, dass er selbst die Anfänge seiner fetischistischen Neigungen in die Kindheit zurückverlegt, wo er zuerst durch den Fuss einer Bäuerin gefesselt wurde. Auch hier dürfte man also wohl eine occasionelle Entstehung des Fetischismus annehmen.

Manchmal spielt auch der Geruch des Leders beim Schuhfetischismus eine Rolle. Das Beriechen der Schuhe von seiten der Schuhfetischisten erwähnt Rétif de la Bretonne ebenfalls öfter in seinen Schriften. In dem oben erwähnten Briefe fragt die „Herrin“ bei dem masochistischen Fetischisten an, ob sie ihm ihre Reitstiefel „parfümiert, mit oder ohne Stallodeur“ schicken solle.

---

[1]) Vgl. Moll „Libido sexualis“, Bd. I, S. 498.

Endlich kann halbe Verhüllung und Contrastwirkung durch Farben die Phantasie ausschliesslich auf den Fuss und die Fussbekleidung lenken und so allmählich eine Vorliebe für diesen Teil des Körpers hervorrufen. Herrmann bemerkt: „Die Füsschen lugen nur manchmal, wie zufällig hinzugekommen, aus den weiten Falten der Untergewänder hervor, um so kleiner, verlockender geformt, von je grösseren breit angelegten Gewandmassen sie umgeben sind.“[1]) Das „zufällig Hinzugekommene“ erscheint eben als etwas Selbstständiges, welches sich nur zu leicht in einen „Fetisch“ verwandeln kann. Ebenso können Farbenkontraste in jener Gegend fascinierend wirken. In den „Priesterinnen der Freude“ werden drei Mädchen geschildert, welche deshalb so stimulierend wirkten, weil sie „ihre Waden und Füsse durch weissseidene, durchbrochene Strümpfe und rote Atlasschuhe gehoben hatten.“[2])

Der Schuh- und Stiefelfetischismus ist eigentlich nur eine Teilerscheinung des umfassenderen Kleidungsfetischismus, dessen specielle Aetiologie daher auch

---

[1]) Emanuel Herrmann „Naturgeschichte der Kleidung“, Wien 1878, S. 246.

[2]) Auch Strindberg würdigt in der „Beichte eines Thoren“ (2. Auflage, Budapest 1896, S. 125—126) diese letzteren von Fuss und Fussbekleidung ausgehenden Reize: „Plötzlich fallen meine ermüdeten Blicke auf den Fussboden, und ich entdecke unter der Tischdecke ihre von den erhobenen Röcken freigelassene Wade. Ein zartes Bein, fest von einem weissen Strumpfe umschlossen, unter dem Knie von einem bunt gestickten Strumpfband festgehalten, liess den reizenden Muskel hervortreten, der uns den Kopf verdreht, da er der Phantasie Spielraum lässt, sich den ganzen Körper danach aufzubauen.“

noch manche Aufschlüsse über gewisse Eigentümlichkeiten des ersteren zu gewähren vermag.

In Teil I (S. 139 ff.) habe ich ausführlich die innigen Beziehungen der Kleidung zum Sexualleben auseinandergesetzt, welch letzteres von Anfang an die menschliche Kleidung in Gestalt der Volkstracht und der Mode beherrscht hat. „Welchen Einfluss nimmt die Liebe in allen Stadien auf die Kleidung, und wie spricht aus dem Kleide wieder die Liebe heraus!“[1]) Burton behandelt die Lockungen der Liebe in seiner „Anatomy of Melancholy“ (II. Teil, Abteilung 2, Unterabteilung 3) und kommt zu der Überzeugung, dass „der grösste sinnliche Reiz von unserer Kleidung ausgeht.“ [2]) Höchstwahrscheinlich ist die Kleidung zum grössten Teile ein Produkt des allgemein menschlichen Bedürfnisses nach Variation in den geschlechtlichen Beziehungen, welches immer neue Lock- und Reizmittel erfordert. Westermarck bemerkt: „Wir haben mehrere Beispiele von Völkern, die im allgemeinen vollständig nackt einhergehen, zuweilen aber doch eine Hülle benützen. Letzteres thun sie immer unter Umständen, welche klar beweisen, dass die Hülle einfach als Lockmittel getragen wird. So erzählt Lohmann, dass sich bei den Saliras nur Buhlerinnen bekleiden, und sie thun dies, um durch das Unbekannte zu reizen. Bei vielen heidnischen Stämmen im Innern Afrikas gehen nach Barth die verheirateten Frauen ganz nackt, während die heiratsfähigen Mädchen sich bedecken. . . . Die verheirateten Frauen der Tipperahs tragen nichts anderes als ein

---

[1]) Herrmann a. a. O. S. 239.

[2]) Havelock Ellis „Geschlechtstrieb und Schamgefühl“ Leipzig 1900, S. 60.

kurzes Röckchen, während die unverheirateten Mädchen die Brüste mit buntgefärbten, an den Enden gefransten Tüchern bedecken. Bei den Toungthta bleiben die Busen der Frauen nach der Geburt des ersten Kindes unbedeckt, aber die unverheirateten Frauen tragen ein schmales Brusttuch." [1]) Ebenso ist durch die Untersuchungen von Karl von den Steinen und Stratz nachgewiesen worden, dass bei wilden Völkern die Kleidung oder Halbkleidung bloss eines jener Mittel ist, durch welche Männer und Weiber die Aufmerksamkeit auf ihre sexuellen Reize zu lenken suchen. Gleiche Zwecke verfolgt die „Mode" der civilisierten Völker, über die ich in Teil I (S. 141 ff.) ausführlich gehandelt habe, welche vermittelst der beiden Grundelemente der Accentuierung und Entblössung gewisser Teile der Phantasie ganz neue sexuelle Reize zuführt, weshalb sie auch zu allen geschlechtlichen Verirrungen mehr oder minder innige Beziehungen unterhält und als ein getreuer Spiegel der Corruption der jeweiligen Epoche betrachtet werden kann. „Damenmode! Du grässliches Kapitel Kulturgeschichte! Du erzählst der Menschheit geheime Lüste", sagt Adolf Loos. Ebenderselbe schildert die Abhängigkeit der Mode von den Verirrungen des Geschlechtstriebes sehr anschaulich.[2])

„Das Weib ist gezwungen, durch ihre Kleidung an

---

[1]) Westermarck a. a. O. S. 193 und S. 197.

[2]) Natürlich kann man nicht einen solchen unfehlbaren und systematischen Zusammenhang zwischen Mode und einzelnen geschlechtlichen Verbrechen annehmen oder gar einzelne Epochen darnach unterscheiden, wie Loos es thut. Ich erwähne seine Darlegungen nur, weil sie einen richtigen Kern enthalten, nämlich den unzweifelhaften Zusammenhang zwischen Mode und sexueller Perversität überhaupt.

die Sinnlichkeit des Mannes zu appellieren, unbewusst an seine krankhafte Sinnlichkeit, für die man nur die Kultur seiner Zeit verantwortlich machen kann. . . Der Wechsel in der Frauenkleidung wird nur von dem Wechsel der Sinnlichkeit diktiert. Und die Sinnlichkeit wechselt stetig. Gewisse Verirrungen häufen sich gewöhnlich in einer Zeit, um dann anderen Platz zu machen. Die Verurteilungen nach den §§ 125—133 unseres Strafgesetzes sind das verlässlichste Modejournal. Ich will nicht weit zurückgreifen. Ende der Siebziger — und Anfang der Achtziger Jahre strotzte die Litteratur jener Richtung, die durch ihre realistischen Aufrichtigkeiten zu wirken suchte, von Beschreibungen üppiger Frauenschönheit und Flagellationsscenen. Ich erinnere nur an Sacher-Masoch, Catulle Mendès und Armand Sylvestre. Bald darauf wurde die volle Üppigkeit, die reife Weiblichkeit durch die Kleidung scharf zum Ausdrucke gebracht. Wer sie nicht besass, musste sie fälschen: le cul de Paris. Nun trat die Reaktion ein. Der Ruf nach Jugend erscholl. Das Weibkind kam in die Mode. Man lechzte nach Unreife. Die Psyche des Mädchens wurde zerpflückt und litterarisch ausgebeutet. Peter Altenberg. Die Barrisons tanzten auf der Bühne und in der Seele des Mannes. Da verschwand aus der Kleidung der Frau, was weiblich ist, um den Kampf gegen das Kind aufzunehmen. Sie log sich ihre Hüften hinweg, starke Formen, früher noch ihr Stolz, waren ihr unbequem. Der Kopf nahm durch Frisur und die grossen Aermel den Ausdruck des Kindlichen an. Aber auch diese Zeiten sind vorüber. Man wird mir einwenden, dass sich aber gerade jetzt die Schwurgerichtsverhandlungen über diese Verbrechen in der

erschreckendsten Weise mehren. Gewiss. Das ist der beste Beweis, dass sie aus den höheren Kreisen verschwinden, um nun ihre Wanderschaft nach unten anzutreten."[1])

Die so allgemein verbreitete Verwendung der Kleidung und ihrer einzelnen Teile als sexuelles Lockmittel macht es begreiflich, dass der sexuelle Fetischismus sich wesentlich der Kleidung zugewendet hat und die Körperhülle als ein selbstständiges Wesen geschlechtliche Empfindungen wecken kann.

Der geistvolle Lotze hat, ohne die neueren Forschungen über den sexuellen Ursprung der Kleidung zu kennen, bereits erkannt, dass die letztere eine Verstärkung des Körpers darstellt, gewissermassen den nach aussen projicierten Wesensausfluss des Menschen, eine direkte Fortsetzung des Körpers. Er sagt im „Mikrokosmus": „Überall wo wir mit der Oberfläche unseres Leibes, denn nicht die Hand allein entwickelt diese Eigentümlichkeiten, einen fremden Körper in Verbindung setzen, verlängert sich gewissermassen das Bewusstsein unserer persönlichen Existenz bis in die Enden und Oberflächen dieses fremden Körpers hinein, und es entstehen Gefühle, teils einer Vergrösserung unseres eigenen Ich, teils einer uns jetzt möglich gewordenen Form und Grösse der Bewegung, die unsern natürlichen Organen fremd ist, teils eine ungewöhnliche Spannung, Festigkeit oder Sicherheit unserer Haltung."[2]) Natürlich wird die

---

[1]) Adolf Loos „Damenmode" in: Dokumente der Frauen 1902, Bd. VI, No. 23, S. 660 und S. 661—662.

[2]) Hermann Lotze „Mikrokosmus. Ideen zur Naturgeschichte und Geschichte der Menschheit". 3. Aufl. Leipzig 1878, Bd. II, S. 210.

Wechselwirkung von einer Person auf die andere nicht ausbleiben, und so glaubt der Betrachter in der Kleidung den Körper selbst zu finden. So heisst es sehr fein in „Madame Bovary“: „Unterhalb ihrer aufwärts frisierten Haare zeigte die Haut ihres Nackens einen bräunlichen Farbenton, der allmählich schwächer wurde und sich im Schatten ihres Kleides verlor. Ihr Kleid quoll zu beiden Seiten über ihren Sessel hinaus, es war vielfach gefaltet und breitete sich auf dem Fussboden aus. Wenn er es zufällig mit der Sohle berührte, zog er den Fuss sofort zurück, als hätte er auf etwas Lebendiges getreten.“ Aus ebenderselben Ideenassociation heraus stellt Hermann Bahr die Forderung, dass das Kleid „wie eine vollkommene Haut des Menschen sein müsse.“[1]) Die geliebte Person wird durch die Kleidung repräsentiert. In dieser steckt ihr Wesen, ihre Seele.

Daher ist die Kleidung ein sehr wichtiges Ausdrucksmittel menschlicher Eigentümlichkeiten. Man kann in gewissem Sinne von einer „Physiognomik“ der Kleidung sprechen, die heutzutage beinahe eben so viel Bedeutung hat wie die Physiognomik des Körpers.

Sehr schön hat Herrmann diesen physiognomischen Charakter der Kleidung geschildert.[2])

„Noch Niemandem fiel es ein, die Kleidung, welche doch, trotz aller Uniformierungssucht der Mode, die menschlichen Eigentümlichkeiten und Querköpfigkeiten weit schärfer ausprägt, als irgend ein anderes Hilfsmittel der Kultur, die Kleidung, welche bestimmt ist, der menschlichen Gestalt eine gewisse charakteristische Erscheinung zu verleihen, physiognomisch zu studieren und dar-

---

[1]) H. Bahr „Zur Reform der Tracht“ in: Dokumente der Frauen 1902, Bd. VI. No. 23, S. 665.

[2]) E. Herrmann a. a. O. S. 233—237.

zustellen. — Ein kleiner Fuss, eine schmale Hand, ein zarter Hals, ein kleines Köpfchen, eine schlanke Gestalt sind gewiss Zeichen edlen Sinnes, feiner Erziehung. — Ist es nun nicht fatal, dass wir diese Zeichen heute weit weniger der Natur als der grösseren oder geringeren Geschicklichkeit des Schuh-, Handschuh-, Kleider- und Hutmachers verdanken?

Wenn eine Frau durch ihr Haar den Eindruck sinnlicher Frische machen will, dann braucht sie es nur entweder frei herabwallend, oder im Nacken geflochten zu tragen, in kurzem, dichtem Zopfe oder Kranze. Ernst, Würde und Vernunft hingegen wird das Haar, in breiter Flechte diademartig über die Stirne aufragend, andeuten. So kann man mit kleinsten Mitteln Grosses erzielen und aus der Toilette eine Pandorabüchse gewinnen, welche reich genug ist, in der ganzen Welt Unheil anzustiften.

Lavater's Physiognomik hat der Physiognomik der Bekleidung trefflich vorgearbeitet. Man braucht seine Charaktere der Gesichtszüge nur durch entsprechende Linien der Bekleidung zu unterstützen, zu verschärfen oder zu durchkreuzen, um zu dem gewünschten Resultate zu gelangen. Die Kleidung aber beherrscht ausserdem auch die Physiognomie des Kopfes und der ganzen Gestalt.

Eine niedere Stirne bedeutet geringere Denkkraft. Wie leicht ist es nun, den Schleier, den Hut oder ein Stirnband so tief bis zu den Augenbraunen herabzusenken und horizontal um das Gesicht laufen zu lassen, dass der Ausdruck der Gedankenlosigkeit weit frappanter hervortritt als durch die niedere Stirn selbst? Allzuschmale, schneidige, männliche Gesichter legen sich einen Schnurrbart bei, welcher durch die breitmarkierte Horizontallinie den vertikalen Liniensturz durchschneidet und so die Schneidigkeit des Gesichtes mildert. Eine hohe Cravate, etwa wie die zu Anfang dieses Jahrhunderts getragene, thut die gleiche Wirkung. Runde Gesichter dagegen geben sich durch schmale Backen- und spitzige Zwickelbärte gerne den Charakter des Schneidigen. Die spanische Hoftracht des 16. Jahrhunderts giebt die richtigste Ergänzung dazu, doch thut es auch Louis Napoleon's Bart- und Kleiderschnitt, welchen unsere behäbigen Handwerker und Klein-Industriellen deshalb noch heute gerne copieren.

Die Kleidung umfasst alle Horizontal- und Vertikal-, alle Kreuz- und Querlinien, welche man sich nur denken mag. Es

kommt nur darauf an, die richtige ergänzende oder mildernde Linie zu treffen. Man versuche nur einmal, den eigenen Hut vor dem Spiegel auf dem Kopfe wie einen astronomischen Tubus zu drehen, zu heben, zu senken, und man wird gewiss lächelnd zugeben, dass die Charakteristik, welche allein schon dieses wie ein Kochtopf prosaische Kleidungsstück an die Hand giebt, eine geradezu wunderbar reiche ist. Giebt es wohl eine Nuance des männlichen Charakters, vom Trunkenbold bis zum idealen Schwärmer, vom Prahler bis zum Geizhalse, vom noblen Lebemann bis zum demütigen Mucker, welche dadurch nicht ausgedrückt werden könnte? So aber wäre es auch mit allen anderen Kleidungsstücken der Fall, würden wir aufmerksamer zusehen.‘

Indem also die Kleidung gleichsam als Spiegel des körperlichen und geistigen Wesens ihres Trägers bezw. Trägerin erscheint, wird sie ein besonders geeignetes Objekt für den sexuellen Fetischismus.

Wenn wir nun die einzelnen aetiologischen Elemente des Kleidungsfetischismus untersuchen, tritt uns zunächst die Farbe der Kleidung entgegen. Diese stellt eines der primitivsten sexuellen Anlockungsmittel dar. Denn die Tätowierung, die Bemalung des Körpers mit verschiedenen Farben, wie sie bei Naturvölkern üblich ist, ist eine primitive Vorstufe der Kleidung Ploss-Bartels sagt: „Es kann für mich keinem Zweifel unterliegen, dass der ursprüngliche Sinn der Tätowierungen, darin gesucht werden muss, dass man bestrebt war, die Nacktheit zu verdecken.“[1]) Da wir aber wissen, dass die Kleidung ursprünglich nicht zur Verdeckung der Nacktheit, sondern zur Accentuierung gewisser Körperteile, als ein sexueller Reiz, angelegt wurde, so dürfte auch die farbige Hülle der Tätowierung in gleichem Sinne aufzufassen sein. In der That spricht dafür der Umstand, dass bei zahlreichen Naturvölkern

---

[1]) Ploss-Bartels a. a. O. Bd. I, S. 227.

der Südsee, auf Neu-Guinea, den Karolinen, den Pelau- und Nukuoro-Inseln die Mädchen sich behufs Anlockung der Männer ausschliesslich die Genitalregion, speciell den Mons Veneris, tätowieren d. h. diese Gegend durch die Tätowierung grell hervorheben. Dabei ist es sehr bemerkenswert, dass Miklucho-Maclay beim ersten Anblick glaubte, dass die Mädchen an dem Mons Veneris ein dreieckiges Stück von blauem Zeug trügen.[1])

Oft bezweckt die Tätowierung nur, die natürliche Hautfarbe zu verstärken, wofür Westermarck mehrere Beispiele von verschiedenfarbigen Völkern anführt.[2]) Bisweilen folgen die tätowierten Linien genau den natürlichen Formen des Körpers, um letztere besser hervortreten zu lassen.[3])

Dass die Tätowierung wesentlich eine geschlechtliche Handlung ist, beweist auch ihre Ausführung in Verbindung mit phallischen Festen. Die Mädchen werden allgemein bemalt, sobald sie zu menstruieren beginnen; bei manchen Aequatorial-Afrikanern werden sie mit schwarzen, roten und weissen Farben eingerieben, und zwar während einer Feierlichkeit, die nach Reade wesentlich phallischer Natur ist. In Samoa waren mit dem Tätowieren grosse Ausschweifungen verbunden. In Tahiti mussten es die Häuptlinge wegen der unzüchtigen Gebräuche, mit welchen es einherging, gänzlich verbieten.

---

[1]) ibidem. Joest sagt: „Je weniger sich ein Mensch bekleidet, desto mehr tätowiert er sich, und je mehr er sich bekleidet, desto weniger thut er letzteres.“ Citiert nach Westermarck a. a. O., S. 179.

[2]) Westermarck a. a. O. S. 262.

[3]) Waitz-Gerland a. a. O., Bd. VI, S. 573.

Eine sehr charakteristische Sage existiert dort über den sexuellen Ursprung der Tätowierung. Der Gott der Tahitier Taoroa hatte von Apuvaru eine Tochter, Namens Hinaeriremonoi. „Als sie aufwuchs, wurde sie zum Schutze ihrer Keuschheit „pahio“ gemacht, d. h. in einer Art Einfriedigung gehalten und beständig von ihrer Mutter bewacht. Auf ihre Verführung bedacht, ersannen ihre Brüder das Tätowieren und zeichneten einander mit der Gestalt „Taomaro“. So geschmückt erschienen sie vor ihrer Schwester, die die Gestalten bewunderte und, um selbst tätowiert zu werden, die Wachsamkeit ihrer Mutter täuschte und die Einfriedigung, welche zu ihrem Schutze errichtet worden war, verliess. Sie wurde tätowiert und auch das Opfer der Absichten ihrer Brüder. . . . . Die beiden Söhne Taoroas und Apuvarus waren die Götter des Tätowierens. Ihre Bildnisse standen in den Tempeln jener, die diese Kunst gewerbsmässig betrieben, und jeder Anwendung ihrer Geschicklichkeit ging ein an jene Götter gerichtetes Gebet voraus, dass die Operation keinen Tod verursache, die Wunden bald heilen, die Figuren schön sein, Bewunderer anlocken und den Zwecken der beabsichtigten Sünde entsprechen möge.“[1])

Dass die Tätowierung als farbige Hülle in der gleichen Weise geschlechtlichen Zwecken dient wie die Kleidung, bestätigten sogar die Einwohner von Lukunor dem Reisenden Mertens, der nach der Bedeutung des Tätowierens fragte, indem sie ihm antworteten: „Es hat denselben Zweck wie eure Kleider, nämlich, den Frauen zu gefallen.“[2])

---

[1]) Westermarck a. a. O., S. 174 u. S. 176—177.

[2]) Waitz-Gerland a. a. O., Bd. V, S. 67.

Die Tätowierung leitet über zur bunten und farbigen Kleidung, welche wir ebenfalls bei wilden Völkern in grosser Verbreitung antreffen und durch welche namentlich gewisse Körperteile hervorgehoben werden, um die geschlechtliche Begierde des anderen Geschlechtes anzureizen. „Der Wilde beginnt damit“, sagt Moseley, „sich der Zierde halber zu bemalen oder zu tätowieren. Dann nimmt er ein bewegliches Anhängsel an, welches er um den Körper wirft, und an dem er den Zierrat anbringt, welchen er früher mehr oder minder unvertilgbar auf seine Haut zeichnete. Hierdurch wird er befähigt, seinen Sinn für die Abwechslung zu befriedigen“.[1]) So wird durch bunte und grellfarbige Schurze, Bänder, Fransen u. dgl., die meist in der Nähe der Genitalien befestigt werden, die Aufmerksamkeit auf diese Gegend gelenkt. Hierbei spielt der Farbenkontrast eine bedeutende Rolle. Das einzige Kleidungsstück der Admiralitätsinsulaner ist eine Muschelschale, deren blendende Weisse einen überraschenden Gegensatz zur dunklen Farbe der Haut bildet.[2]) Die tahitischen Areois, eine Klasse von privilegierten Wüstlingen, die eine äusserst ausschweifende Lebensweise führten, kündigten in der Öffentlichkeit diesen ihren Charakter durch einen Gürtel aus gelben „ti“-Blättern an.[3]) Ähnlicher Lockmittel bedienen sich viele andere Naturvölker.[4])

---

[1]) Westermarck a. a. O. S. 183.

[2]) ibidem S. 198.

[3]) William Ellis „Polynesian Researches“, London 1859. Bd I, S. 235.

[4]) „In einer Gesellschaft, wo alle vollkommen nackt einhergehen, muss die Nacktheit als etwas ganz Natürliches erscheinen, denn was wir Tag für Tag sehen, übt keinen besonderen Eindruck mehr auf uns. Doch als der Eine oder Andere — Mann oder

Dieselbe Tendenz, durch koloristische, von der Kleidung ausgehende Reize eine geschlechtliche Anziehung herbeizuführen, finden wir in der Kleidung der Kulturvölker. Eine geschickt angebrachte bunte Schleife, ein greller Farbenkonstrast zwischen Ober- und Unterkleid, wie z. B. eine rote Bluse bei dunklem Untergewand, oder zwischen Haar und Kleidung, wie weisse Kleider, die sich vom tiefdunklen Kopfhaar in auffälliger Weise abheben u. dgl. mehr, vermögen in dieser Beziehung oft eine fascinierende Wirkung auszuüben. Kistemaecker entwickelt in seiner kleinen gedankenreichen Schrift über die Kleidung der Frau eine sehr eigenartige Theorie des Ursprungs der koloristischen Reizmittel durch die Kleidung. Er sagt: „Warum wird ein reifes Weib, wenn wir es ausziehen, von Aussen nach Innen immer hellere Schichten aufweisen? Zuerst ein dunkles Kleid, dann einen Unterrock von weniger dunkler Farbe, demnächst einen Flanell-Rock von helleren oder doch feurigen Farben, vorher vielleicht noch einen ganz weissen Rock, zuletzt Beinkleider, Hemd, Leibchen, Strümpfchen ganz weiss, blendend, von geradezu auffallender, schreiender Wirkung auf das Auge? Wäre es die Rücksicht auf Sparsamkeit, auf das Nicht-so-leichte Schmutzen dieser Kleidungsstücke, dann würde man gewiss dunkle Farben wählen, wie man es gerade jetzt für die Strümpfe thut — der Strumpf des Landmädchens, der Bäuerin, ist heute noch weiss —; aber man wählt

---

Frau -- damit begann, eine hellfarbige Franse, etliche prunkende Federn, ein Band mit Perlen, ein Bündel Blätter, ein Stück Tuch oder eine blendende Muschel anzulegen, konnte dies natürlich nicht der Aufmerksamkeit der übrigen entgehen, und die kärgliche Hülle begann als der mächtigste erreichbare geschlechtliche Sporn zu wirken.“ Westermarck a. a. O. S. 191.

gerade die leicht schmutzbaren Farben. Und selbst das Fabrikmädchen, die ärmsten Klassen, das Bauernmädchen, wählen wohl ein grobes, aber blendend weisses Hemd. Und dann, was soll die weisse, oder doch meist helle Rüsche, die oben am Hals das dunkle Kleid abschliesst? Soll das heissen? Seht, so bin ich am ganzen Körper! oder: so bin ich durchweg, unten drunter, oben, unten, mitten drinnen! Wenn auch mein Kleid, mein Paletot dunkel, das weisse Schamgekröse, welches oben am Hals herausquillt, soll dir anzeigen, dass unterhalb Alles weiss ist; und weiss will ich sein!? Und dann: warum vorzugsweise die jungen, geschlechtsreifen Mädchen mit ihrem Erpichtsein auf Weiss? während eine junge Frau oder gesetztere Dame schon leichter zu dunkleren Nüancen, zu kolorierten Rüschen greift, und eine ältere Dame auf Weiss fast ganz verzichtet? Und dann erst auf jenen erotischen Festen, auf jenen Balz-Plätzen für junge Mädchen und ritterliche Assessoren, auf Bällen, warum erscheinen da unsere Lieblinge in allen Nüancen vom prächtigsten Gebirgsschnee bis zum fliessenden Wiesen-Tau? Und wie die vornehme, die herrschende Klasse, so die untergebene, die dienende Klasse. Denn Weib ist Weib. Die dralle Köchin, die nur schnell einen Gang machen soll, nur über die Strasse geht, warum bindet sie ausdrücklich eine blendend-weisse Schürze um? Kannte sie etwa die Stelle in Schiller's „Räuber“, wo Franz etwa meditiert: Das Dasein der meisten Menschen hänge ab von dem anziehenden Anblick eines weissen Betttuchs oder der wagrechten Lage einer schlafenden Küchen-Grazie? Ja, Franz hatte wohl Recht, und der Knabe Schiller hat hier wohl tiefer gesehen, als es Goethe angenehm war. Die hellere Hautfarbe des Weibes gegenüber dem Mann

ist Geschlechts-Zeichen, und die Hervorhebung und Verstärkung dieses Geschlechts-Zeichens ist es, welche das Weib übt. Sie ist es, welche den Wäsche- und Stärke-Fabriken die Erzeugung aller Übergänge vom duftigen Weiss der Kirschenblüte bis zum ahnungsvollen Bleich des Mondlichts zur Pflicht macht; welche den Erzeugern von Leichner's Fettpuder und den Fabriken von Reismehl so enorme Prozente zu zahlen gestattet; und welche die Steierischen Mädchen so emsig an ihren bleichmachenden Arsenik-Steinen schlecken lässt: „Ich bin weiss und du bist braun, ergo — musst du mich lieben, und musst du, nach dem Princip des Gegensatzes, dich in diese weissen Flammen stürzen!“ heisst es etwa auf dem unerkannten Grund der weiblichen Seele. Und deswegen sind unsere Bälle hinsichtlich ihres weiblichen Parts sozusagen Abschnitte aus Dante's „Paradies“, während die Männer, zu dem gleichen Gesetz verurteilt, aus desselben Dichters „Inferno“ zu kommen scheinen. Denn auch sie tragen und markieren, trotz entgegenstehender sogenannter ewiger Grundsätze der Sittlichkeit, und ohne überhaupt etwas dabei zu denken, in lauter Naivetät und Dummheit bei so feierlichen Gelegenheiten das Geschlechtszeichen ihrer dunklen Hautfarbe, den Frack. Und weil der Reflex, der Licht-Reflex, in seiner Wirkung auf das Auge den Eindruck der höchsten Potenz von Weiss, von Licht, von Hell macht, deswegen wirken und nähen die Mädchen kleine Goldflimmer und kleine Facettchen in ihre Tülls und Schleier, und werfen diese über sich, und stäuben Brilliantin in das weissgepuderte Haar, so dass jedes dieser Geschöpfe mit tausend Zungen ruft: Ich bin weiss! Ich bin weiss! — Und die Riesenspiegel an der Wand dieser Ballsäle reflektieren diesen

Glanz und diesen Schimmer und schreien: Wir sind weiss! Wir sind weiss! Wir sind weiss!“ [1])

Richtig ist an dieser Theorie, dass die Kaukasierin in genau derselben Weise durch künstliche Mittel, den Vorzug ihrer Rasse, die weisse Haut, zu verstärken sucht, wie andere Rassen ihre natürliche Hautfarbe durch gleichfarbige Bemalung und dergl. noch deutlicher hervorheben. Es ist auch möglich, dass die weisse Frau durch die erwähnten Mittel sich in der Hautfarbe mehr vom Manne zu differenzieren sucht und den herbeigeführten Kontrast als geschlechtliches Reizmittel benutzt, wodurch auf der männlichen Seite allmählich eine dieses Bestreben unterstützende Mode sich entwickelte, die gegenüber dem Zarten, Duftigen des Weibes mehr eine düstere, rauhe Männlichkeit hervorkehrte Doch ist die ganze Theorie kaum haltbar im Hinblick auf den Umstand, dass keineswegs die Kontraste zwischen dem weiblichen Weiss und dem männlichen Dunkel in früheren Zeiten und in der Gegenwart allein die Hauptreizmittel der Mode ausmachen, vielmehr letztere durchaus auch andere Farben heranzieht, ja durch die Mannigfaltigkeit der verschiedensten Farben ihre Hauptwirkung ausübt, gemäss dem unersättlichen geschlechtlichen Variationsbedürfnisse auch auf diesem Gebiete.

So liebt die Mode die wunderbarsten Farbenzusammenstellungen bei den einzelnen Bestandteilen der Kleidung. Wie weit das Raffinement in dieser Beziehung geht, erhellt z. B. aus einem neueren französischen Kostümwerke „Études sur le costume féminin“, in welchem die raffiniertesten Vorschriften für die koloristische Aus-

[1]) Kistemaecker a. a. O. S. 3—4.

stattung der einzelnen Kleidungsstücke und ihre Adaptation an Hautfarbe und Teint gegeben wird. So heisst es über das Korsett: „Il est noir pour les femmes dont la peau est fine et d'une blancheur laiteuse: contraste bien séduisant que des épaules de neige sortant de ce buste sombre.

Les peaux dorées, ambrées ont le corset carmoisi, dont la riche teinte est indispensable à leurs tous chauds. — Il y en a de bleu turquoise, bleu capitaine, rose du Bengale, eau du Nil, bronze, solitaire, roseau, rouge feu. Les corsets incolores ou de nuance douteuse étaient bons pour le temps où l'on n'avait cure de ses dessous etc."[1]) Balzac wollte sogar den verschiedenen weiblichen Naturen und Altern verschiedene Farben zuweisen. So sollten kokette Frauen eine Vorliebe für weisse, Frauen über 25 Jahre eine solche für rosa, sehr schöne Frauen für blaue, melancholische für graue und verblühte für lila Kleider haben.[2])

Es ist kein Zweifel, dass diese koloristischen Reize ganz allein für sich schon eine sexuell erregende Wirkung ausüben. Es giebt Fetischisten der Farbe. Unter den sexuell Perversen scheinen Sadisten und Flagellanten, die ja, wie erwähnt, besonders durch die rote Blutfarbe fasciniert werden, überhaupt für möglichst grelle Farbenkompositionen in der Kleidung sehr empfänglich zu sein. Auf Aquarellen im Besitze eines badischen Bibliophilen, die flagellantistische Scenen der verschiedensten Art darstellen, sind die von den Männern flagellierten Mädchen in die buntesten Kostüme gekleidet,

---

[1]) „L'art de la femme. Études sur le costume féminin par Marguerite d'Aincourt," Paris o. J. S. 26.

[2]) Herrmann a. a. O. S. 239—240.

wobei die rote Farbe bei der Unterkleidung prävaliert und sich von den andersfarbigen (braunen, lila, schwarzen, weissen u. s. w.) Kleidungsstücken (Strümpfe, Schuhe, Jacke u. s. w.) in auffallender Weise abhebt.

Auch auf Frauen wirkt eine vielfarbige Männerkleidung als sexueller Reiz. Hierher gehört die Wirkung des „doppelten Tuches.“ Moll[3]) bestreitet allerdings, dass das koloristische Moment hier in Betracht komme und führt die Wirkung auf die Vorstellung von dem Mute und der Körperkraft der Soldaten, auf das enge Anliegen der Uniformen und das dadurch bedingte deutlichere Hervortreten der Körperformen zurück, weshalb auch Lakaien und Reitknechte oft das Ziel der Libido sexualis von Frauen sein. Indessen möchte ich die Wirkung der buntfarbigen Kleidung durchaus nicht unterschätzen und glaube, dass diese trotz alledem auch dabei beteiligt ist. Lakaien und Reitknechte stecken für gewöhnlich auch in einer bunten Livree. Hier entspringen aber die geschlechtlichen Beziehungen meist aus dem durch die Verhältnisse gegebenen häufigen Beisammensein mit ihren Herrinnen. Dagegen üben die stark in die Augen fallenden Uniformen der Soldaten meist eine direkt erregende Wirkung aus und erzeugen das „scarlet fever“. So nennt der Londoner Cant die Vorliebe der jungen Damen für die Scharlachröcke der Offiziere.

Ein besonderes Raffinement besteht darin, die Farbe der Haut durch fleischfarbige, durchsichtige Gewänder deutlicher hervortreten zu lassen. Mit Recht bemerkt Wallace, dass in den durchsichtigen und fleischfarbigen Gewändern unserer Ballettänzerinnen

---

[1]) Moll „Libido sexualis“ I, S. 200.

viel mehr Unzüchtigkeit liegt, als in der vollkommenen Nacktheit der wilden Töchter des Waldes am Amazonas.[1]) Die Tänzerinnen im alten Ägypten waren auf so raffinierte Weise in solche hautfarbenen Trikots gehüllt, dass sie als vollkommen nackt imponierten, was für die in den wirklichen Thatbestand eingeweihten Zuschauer einen ausserordentlich pikanten Reiz hatte[2]), und Mercier de Compiègne erhebt 1787 die durchaus gerechtfertigte Forderung: „Défendre aux actrices et aux baladières ces travestissements indécents, ces costumes couleur de chair, qui attirent tant de monde et salissent tant de jeunes imaginations aux fréquentes représentations d'Azémia et de l'Héroïne américaine.[3])

Neben der Verwendung der koloristischen Reize kommt besonders die stärkere Accentuierung der einzelnen Formen und Linien des Körpers, der plastische Reiz der Kleidung als ein wichtiges geschlechtliches Anziehungsmittel in Betracht. Natürlich ist es besonders die Frauenkleidung, welche diese plastischen Wirkungen erstrebt, da der weibliche Körper mit seinen gerundeten Linien und Wölbungen hierzu viel mehr geeignet ist als der männliche. So dient die weibliche Kleidung durch ihre Verstärkung der natürlichen plastischen Reize durchgängig einer Hervorhebung und Outrierung der Geschlechtszeichen des Weibes, die dadurch üppiger und herausfordernder in die Erscheinung treten.

„Die Üppigkeit spricht aus der Taille, dem vollen Busen, den gerundeten Hüften, dem geschwungenen

---

[1]) Westermarck a. a. O. S. 190.

[2]) J. G. Wilkinson „Manners and Customs of the Ancient Egyptians," London 1837 Bd. II S. 333.

[3]) Mercier „Manuel des Boudoirs" S. 186.

Nacken, an den sich überdies auch das üppige Haar anlegt, aus der Wölbung des Culs u. s. f. Die Taille ist das Schiboleth der Moderne; der Antike war sie unbekannt. Ausserdem ist der Frauenleib in der Gegend der Beine von vielen faltigen oder gar ballonartig aufgetriebenen Kleidungswänden umgeben, und der Unterleib durch Reichtum der Schichten bevorzugt. Reizvoll wirkt im Frauenkleide das Wechselspiel des Andeutens nnd Verhüllens der Formen. Wie verführerisch lassen die knappen Formen des Leibchens Schätze der Naturplastik erraten, dass man fast glauben möchte, die Schlange im Paradiese habe nicht vor, sondern hinter dem Feigenblatte gelauert, und gerade das verbesserte Feigenblatt wiederhole auch heute nur zu oft noch die reizende Verführungsgeschichte, welcher das erste Elternpaar zum Opfer fiel. . . . Übrigens giebt es noch ein anderes Mittel, Wölbungen grösser erscheinen zu machen, als dieselben in Wirklichkeit sind: den Contrast. Ein sichtbar hervortretendes, enges Mieder, das den Busen zu fesseln scheint, ein Band, welches das Haar unmittelbar über oder unter der Knotenbildung enge umfasst, geben dem niedergehaltenen Teile den Schein des Aufquellens, des kräftigen Widerstrebens, der Fülle. Darin liegt die reizende Wirkung des Strumpfbandes, wenn es in der Mitte zwischen der Waden- und Knieschwellung als enge Fessel angewendet wird, darin der Zauber eines knappanliegenden Hutbandes um das zarte Kinn eines allzuschmalen Gesichtchens.“[1])

So werden durch die Modenplastik besonders die Hüftgegend und der Busen, also die beiden hauptsächlichen Geschlechtsmerkmale des Weibes vergrössert

---

[1]) Herrmann a. a. O. S. 244—246 u. S. 269.

und accentuiert. Hierüber finden sich in Teil I (Seite 149—157) nähere Einzelheiten. Das Korsett scheint aber neuerdings nicht mehr für die Accentuierung des Busens zu genügen. In Paris und London ist die uralte Mode der Busenringe wieder aufgetaucht, welche durchaus den Nasen- und Lippenpflöcken der Wilden entspricht. Zur Befestigung dieser „anneaux de sein" werden die weiblichen Brustwarzen durchbohrt und dann die goldenen Ringe, die oft noch mit Edelsteinen geschmückt sind, hindurchgezogen. Schon die Königin Kleopatra soll solche Busenringe getragen haben. Sie werden auch in alten italienischen Romanzen häufig erwähnt. Auf manchen Inseln des griechischen Archipels herrscht die Sitte, den heranwachsenden Mädchen goldene Ringe nicht durch, sondern über die Brustwarzen zu ziehen, so dass sie ins Fleisch einwachsen. Bei Pariser Kokotten und Damen der höheren Gesellschaft soll diese Mode gegenwärtig sehr verbreitet sein.[1]) Vielleicht verfolgen die „Busenetuis" der indischen Bajaderen ähnliche Zwecke. Diese schliessen die Brüste in Etuis von leichtem, dünnem, weichem Holze ein, das den Bewegungen des Busens nachgiebt.[2]) Bei primitiven Völkern bedecken die jungen, sonst völlig nackten Mädchen oft ihren Busen mit Tüchern, um ihn dadurch deutlicher hervorzuheben.[3]) Auch Lola Montez soll auf diesem Gebiete eine sehr grosse Erfahrung besessen haben.

Wenn Farbe und plastische Wirkung der Kleidung die allgemeinen Vorbedingungen, gewissermassen die

---

[1]) Vgl. „John Bull beim Erziehen", Dresden 1901, Neue Folge Bd. II, S. 84—86.

[2]) Eros, Bd. I, S. 201.

[3]) Westermarck a. a. O. S. 197.

praedisponierenden Momente für den Kleidungsfetischismus sind, indem sie zuerst die Aufmerksamkeit auf die eigentümliche „Verschmelzung" der Kleidung mit dem Körper, auf ihre innige Verbindung mit den Sexualcharakteren desselben lenken, so gehören die weiter zu erwähnenden Eigenschaften und Eigentümlichkeiten der Kleidung mehr zu den speciellen aetiologischen Elementen des Fetischismus.

Zunächst ist der Wirkung des Stoffes der Kleidung zu gedenken. Es scheint, dass die Berührung mancher Stoffe eine Empfindung hervorruft, die zunächst rein physisch als sexueller Reiz wirkt. Hierher gehören vor allem Pelz und Samt. Später entwickelte sich hieraus eine dementsprechende Ideenassociation. Diese Genesis wird bereits von Sacher-Masoch, einem der berühmtesten „Pelzfetischisten" angenommen. Die merkwürdige, etwas phantastische Auseinandersetzung in der „Venus im Pelz" lautet:

„Übrigens übt Pelzwerk auf alle nervösen Naturen eine aufregende Wirkung aus, welche auf ebenso allgemeinen als natürlichen Gesetzen beruht. Es ist ein physischer Reiz, welcher wenigstens ebenso seltsam als prickelnd ist, und dem sich Niemand ganz entziehen kann. Die Wissenschaft hat in neuester Zeit eine gewisse Verwandtschaft zwischen Elektrizität und Wärme nachgewiesen, verwandt sind ja jedenfalls ihre Wirkungen auf den menschlichen Organismus. Die heisse Zone erzeugt leidenschaftlichere Menschen, eine warme Atmosphäre Aufregung. Genau so die Elektrizität. Daher der hexenhaft wohlthätige Einfluss, welchen die Gesellschaft von Katzen auf reizbare geistige Menschen übt und diese langgeschwänzten Grazien der Tierwelt, diese niedlichen, funkensprühenden, elektrischen Batterien zu den Lieblingen eines Mahomed, Kardinal Richelien, Crebillon, Rousseau, Wieland gemacht hat."[1])

---

[1]) In Alfred de Musset's „Gamiani" wird geschildert, wie sich eine Frau auf einem Teppich von Katzenhaaren wälzt, was

„Eine Frau, die einen Pelz trägt", rief Wanda, „ist also nichts anderes als eine grosse Katze, eine verstärkte elektrische Batterie?"

„Gewiss," erwiderte ich, „und so erkläre ich mir auch die symbolische Bedeutung, welche der Pelz als Attribut der Macht und Schönheit bekam. In diesem Sinne nahmen ihn in früheren Zeiten Monarchen und ein gebietender Adel durch Kleiderordnungen ausschliesslich für sich in Anspruch und grosse Maler für die Königinnen der Schönheit. So fand ein Raphael für die göttlichen Formen der Fornarina, Titian für den rosigen Leib seiner Geliebten keinen köstlicheren Rahmen als dunkelen Pelz."

Weiter entwickelt nun Sacher-Masoch die Idee, dass der Pelz das Attribut der grausam-wollüstigen, herrischen Weiber sei, als deren Sklaven er sich so gern fühlte. So wurde ihm der Pelz eine Art von masochistischem Symbol, und ist seitdem der „Fetisch" der Masochisten. In gewissem Sinne gehört auch wegen der sexuell erregenden und gleichzeitig demütigenden Wirkung das sogenannte „Büssergewand" hierher. „Mehrere Bettler- Mönchsorden," sagt der Verfasser des „Eros", „deren Anhänger sich ehemals in Hanfhemden bekleideten, die natürlich die Haut stark jucken, waren deshalb sehr berüchtigt im Casus der Liebe." [1]) Montaigne machte auf diese eigentümliche Büsser folgenden Wortwitz:

Les dévots, qui portaient des haires
N'étaient pas de pauvres hères en amour.

Ausführliche Mitteilungen über die masochistische Wirkung des Büssergewandes macht Lee, auf den daher verwiesen sei. [2])

---

ihr sehr wollüstige Empfindungen verschafft, die ähnlich motiviert werden, wie dies oben von Sacher-Masoch geschieht.

[1]) Eros Bd. I S. 484.

[2]) Lee „Sünden der Genusssucht" S. 49—51.

Auch die sogenannten „Frotteurs“ d. h. Individuen, welche sich an weibliche Personen herandrängen und deren Kleider berühren bezw. ihre Genitalien mit der weiblichen Kleidung in Berührung bringen, scheinen eine besondere Gattung der Stofffetischisten darzustellen, die durch die Berührung und die Vorstellung weiblicher Kleidungsstücke ihre Libido sexualis befriedigen. Krafft-Ebing, der diese Individuen an die Exhibitionisten anreiht, berichtet selbst über verschiedene Fälle, die nur die obige Deutung zulassen, wie er denn auch erklärt, dass wahrscheinlich der Angriff der „Frotteurs“ der weiblichen Kleidung und nicht dem Körper gelte[1]) und Fälle mitteilt, in welchen die betreffenden Männer direkt mit den aufgebauschten Kleidern der weiblichen Person Frottage trieben. Bemerkenswert ist auch der Fall eines 31 jährigen Mannes, der ein weibliches Seidenkleid anzog und sich darin masturbierte[2]). Übrigens giebt es zahlreiche durchaus gesunde „Frotteurs“, die die Frottage zu einer Art von lüsternem Sport ausgebildet haben. Diese Gattung ist in Paris allgemein bekannt. Der Volksmund nennt ihr Treiben „faire le michelet ou le michelin“[3])

Eine ausserordentlich grosse aetiologische Bedeutung für den Kleidungsfetischismus besitzt die halbe Verhüllung oder teilweisse Entblössung von Körperteilen durch die Kleidung, das sogenannte „Retroussé“. Man könnte letzteres auch als die Kunst definieren, die Reize der Kleidung mit den Reizen des Körpers in eine raffinierte Wechselwirkung zu bringen.

---

[1]) v. Krafft-Ebing „Psychopathia sexualis“ 10. Auflage, S. 321.

[2]) ibidem S. 319.

[3]) C. Villatte „Parisismen“ Berlin 1884 S. 138.

Stratz definiert das Retroussé etwas anders: „Beim Retroussé in seinen verschiedenen Formen wird bald nur ein kleiner Schuh, ein kleinerer oder grösserer Teil des bis zur Mitte des Oberschenkels reichenden und heutzutage meist schwarzen Strumpfes sichtbar, eine leichte Wolke der mit weissen Spitzen besetzten Unterkleider, ein farbiger Unterrock aus schillernder Seide; nur aus den weiten Ärmeln kommt zuweilen ein Teil des Armes entblösst zum Vorschein. Der Körper selbst bildet somit nur die Unterlage, auf der die Drapierung durch ihre malerische Zusammenstellung, durch ihre Anpassung an die Körperformen, die sich durch die Hülle hin erraten lassen und namentlich durch ihren wechselnden Reiz bei der Bewegung ihre Wirkung ausübt.“ [1])

In der That spielt die Bewegung [2]) jenes „weissen Gewölkes“, jener duftigen', zarten Spitzen, Jupons, Schleier u. s. w., welche jeden Augenblick die verborgensten Reize zu enthüllen scheint, dabei der Kleidung selbst ein gewisses „Leben“ verleiht, bei der Wirkung des Retroussé eine grosse Rolle.

Paris ist von jeher das Paradies der Retroussé-Fetischisten gewesen. Charles Duquesne sagt im Anfange seines „Discours sur la nudité des mamelles des femmes“ (Gent 1856): „Dans le principe du moins, ces femmes mondaines ont commencé par échancrer le bord et le dehors de leurs habits; mais cette échancrure a gagné jusqu'à la chemise; que dis-je? jusques à la chair toute nue, découvrant la gorge et la nuque; puis,

---

[1]) H. R. Stratz „Die Rassenschönheit des Weibes“ 2. Aufl. Stuttgart 1902 S. 283.

[2]) Daher ist wohl auch die flatternde, frei bewegliche Schürze so oft Gegenstand fetischistischer Gelüste.

par un nouveau stratagème du démon, elles ont fait paraître le dessus du sein à travers une toile d'araignée; à la fin, elles ont tellement rongé et échancré le derrière et le devant de leurs habits, que les épaules et les tetons en sont demeurés tout à fait nus." Auch Stratz meint: „In Berlin würde eine Dame, die ihre Kleider auf der Strasse bis zur halben Höhe der Wade emporhübe, entschieden unangenehm auffallen, in Paris nicht, weil es dort alle thun."[1]) Jedoch wäre es durchaus irrig anzunehmen, dass andere Völker für die Reize des Retroussé nicht empfänglich seien. Die Erfahrungen, die man in unseren Modemagazinen sammeln könnte, würden uns sofort eines anderen belehren und uns überraschende Blicke in ungeahnte Intimitäten der weiblichen Toilette auch in unserem Lande thun lassen.

Specifisch französisch allerdings scheint eine eigenartige, mit der Vorliebe für das Retroussé in gewissem Zusammenhange stehende Perversität zu sein, die ich als „Auskleidungsfetischismus" bezeichnen möchte, indem nämlich der betreffende Mann dadurch sexuell erregt wird, dass er ein weibliches Wesen sich ganz allmählich entkleiden lässt. Eine solche Scene schildert bereits der Marquis de Sade in der „Histoire de Juliette" (IV, 161), wo es heisst: „Nos libertins, qui nous avaient fait rhabiller pour l'instant du repas, exigèrent que la nouvelle nudité où ils voulaient nous mettre, ne vînt, comme chez les courtisanes de Babylone, que par gradation. Au premier service on enleva un fichu, on dégarnit le buste au second, ainsi de suite jusqu'aux fruits, où nos vêtements tombèrent en entier."

[1]) Stratz a. a. O. S. 283. In G. Keben's „Unter Frauen" (Jena 1901, S. 110) heisst es: „Feines Schuhwerk und schöne Jupons — das genügt für Paris".

Solche Männer, die hauptsächlich im Auskleiden von Frauen ihre sexuelle Befriedigung finden, schildert René Maizeroy in seinem Roman „Les jeux de l'amour“ (Paris 1902). Ein Weib macht dabei einem solchen Fetischisten gegenüber die sehr richtige Bemerkung: „Was für eine ausgezeichnete Kammerfrau würdest Du abgeben!“ In einer noch seltsameren Form zeigt sich dieser Auskleidungsfetischismus in einem anderen Roman „La chambre jaune“ (Paris 1902). Hier ist das Mädchen nur mit einem Tricot bekleidet, aus welchem der Fetischist nach und nach einzelne Stücke herausreisst, um sich an dem Anblick der auf diese brutale Weise blossgelegten Körperteile und dem Kontraste derselben mit der Farbe des Tricots zu ergötzen.

Möglich ist, dass bisweilen auch Geruchseindrücke, die von der Kleidung ausgehen, aetiologische Bedeutung für die Entstehung des Kleidungsfetischismus haben. Sei es, dass die Kleider parfümiert werden — so kündigt in einem Briefe „Wanda“ ihrem Sklaven an, dass sie ihre Jupons mit Verbenenduft durchtränken wolle — oder, was häufiger vorkommt, dass der natürliche Geruch frischer Wäsche als ein besonderes Anziehungsmittel wirkt. Herrmann sagt: „Besonders aber bringt das Vorherrschen der Wäsche im Frauenkleide, die nicht nur gelegentlich des Aufhebens der Röcke demonstrativ vorgezeigt zu werden pflegt, sondern selbständig als Spitze, Krause, Manschette, Hutrüsche, Schnupftuch, kurz überall an den Kanten und Kleidungsabschlüssen hervorquillt, die Empfindung ängstlichster Reinlichkeit hervor. Und wie sehr zieht gerade dieser Eindruck die Männerwelt an!“ [1])

---

[1]) Herrmann a. a. O. S. 248.

Der Taschentuch- und Wäschefetischismus wird wohl wesentlich auf diese Geruchseindrücke zurückzuführen sein. Er findet sich übrigens auch bei Naturvölkern, die, wie z. B. die Bewohner der Philippinen, Stücke der Wäsche der Geliebten bei sich tragen und öfter beriechen.

Ohne Zweifel spielt auch das Gehör eine ursächliche Rolle in der Genesis des Kleidungsfetischismus. Auch hierüber verbreitet sich Kistemaecker in sehr origineller Weise.

„Noch ein Weniges über die akustischen Phaenomene, die das Weib um sich verbreitet. Alle Völker, die Schmuck tragen, wählen diesen Schmuck, ausser nach der Richtung der Kostbarkeit des Materials, nach der Richtung der Lärm-Erzeugung. Seien es nun Muscheln oder Perlen, Elfenbein oder Achat, Silber oder Gold, immer ist die Anordnung so, dass, neben der Befriedigung für das Auge, auch Geräusche erzeugt werden. Ja, gewisse Ketten aus „Jet", und jene grossen imitierten Perlenketten mit dem weichen, feinen Glanz des Perlmutters, werden offenbar vorwiegend ihrer akustischen Wirkung halber gewählt. Das Klinken und Klaken einer schwarzen Jet-Kette auf weissem Hals und Busen einer Dame, und dasselbe so oft wie möglich von weissen Händen angeregt und in Scene gesetzt, übt in der That eine eigentümliche Wirkung auf das Gemüt des Beschauers. Weiter macht die Besitzerin dieser schwarzen Zauberkünste das verwegene Experiment auf die Psyche des Mannes: dieser könne die Summe der imposanten Eindrücke dieser auf weissem Hals klappernden Steinschlange ihr — und zwar: zugute rechnen — zu ihren sonstigen Eigenschaften auch noch diese hinzurechnen, Und wieder gelingt das vor dem Forum der Vernunft unglaubliche Experiment. — Was Bracelett-Künste leisten, wirbeln und herausklingeln, braucht hier nicht angedeutet zu werden. Und selbst die berloque (welches Wort ursprünglich: trommeln bedeutet), und die pendeloques müssen beweglich sein, um ihre kleinen silbernen und goldnen Stimmchen in dem grossen Orchester zu Ehren der Frau erschallen zu lassen. Dass aber selbst Cheri, das kleine Hündchen, nur zu Ehren seiner Dame mit der Halskette

rasselt — es giebt eigene Geräusch-Halsbänder für Damenhunde — und ihretwegen sogar zum Bellen gereizt wird, dürfte mondainen Leuten wohl kaum gesagt werden müssen.

Aber was rauscht nicht alles? Seide und Shirting, Glanz-Pergal und Stärke-Futter. Schon die Dichter alter Zeiten glaubten sich darüber beschweren zu müssen:

Minne hât sich angenomen
daz si gêt mit tôre umbe
springend' als ein kint.
war sint alle ir witze komen?
wes gedenket si vil tumbe?
s'ist doch gar ze blint.
daz s' ir rûschen nienen lât
und füere als ein bescheiden wîp!
sie stôlzet sich, daz ez mir an mîn Herze gat.

Frau Minne rauschte schon zu Walther von der Vogelweide's Zeiten. Immer ward es ihr untersagt. Aber sie verstand offenbar ihr Geschäft besser als die Dichter, die sie damals, wie heute, zu den „ewigen Grundsätzen der Sittlichkeit" zurückführen wollten. Und so „rauscht" sie noch heute. Oft fegt und scharwenzt sie. Und schon ganz kleine Püppchen der Minne, die noch nicht wissen, was das alles bedeutet, schwänzeln und schwingen mit ihren Röckchen, dass es raschelnde Laute giebt. Warum? Weil es den Leuten „ze Herze gat." Inzwischen wurde am Ende des 15. Jahrhunderts die Seide nach Europa importiert; und Frau Minne hatte darüber natürlich die grösste Freude. Sie ging jetzt in Seide. Und rauschte. Und als die Seide doch für alle Tag zu teuer war, und man auch an Werktag „rauschen" wollte, erhielt der Toilettenschneider den Auftrag, eigenes, unterirdisches Rauschfutter zu fabrizieren. Und er that's! Und so rauschen unsere Damen nun auch in Velvet- und Wollkleidern. Und der Schuster erhielt den Auftrag, die Stiefeletten so zu konstruieren, dass sie — knerzen. . . Und der Fächer musste klappern. Und die Schleppe wischen und rutschen. Alles, um Frau Minne als eine ungeheuer reiche, vielseitige, in allen Künsten erfahrene, alles vermögende Person dem Sinn des Mannes einzuprägen — und es geschah so. Denn die Psyche des Mannes, die, wenn es Krieg oder Mathematik oder Jurisprudenz gilt, von einer geradezu eisernen Konstruktion ist, ist Frau Minne gegen-

über von einer lächerlichen Hinfälligkeit. Alles glaubt sie, was diese ihr vormacht. Der Zweck war aber und ist ein erotischer — damit es „ze Herze gat.“ [1])

Gutzkow erzählt in seiner Autobiographie, dass das Frou-Frou eines seidenen Damenkleides für ihn eine Sphärenmusik gewesen sei. Die Orientalen hören wollustvolle Melodien erklingen, wenn die seidenen, bis zu den Knöcheln in reichen Falten niederfallenden Beinkleider der Frauen beim Gehen rauschen und knistern Die Ozbegen behängen ihre Frauen mit Metallglöckchen und erfreuen sich an deren Geläute. [2])

Diese Thatsachen erklären es, dass nicht selten der Kleidungsfetischismus sich auf blosse Reize durch das Frou-Frou der weiblichen Kleidung zurückführen lässt, welche „Sphärenmusik“ allein genügt, um den Betreffenden zu fascinieren.

Als eine wichtige occasionelle Veranlassung zur Entstehung des Kleidungsfetischismus ist auch der Umstand zu erwähnen, dass die ersten geschlechtlichen Regungen beim Manne oft in Gegenwart bekleideter weiblicher Wesen auftraten und oft zuerst mit solchen befriedigt wurden. v. Krafft-Ebing bemerkt: „Bei den meisten Individuen erwacht der Geschlechtstrieb lange vor der Möglichkeit und Gelegenheit intimen Verkehrs, und die frühen Begierden der Jugend beschäftigen sich mit dem gewohnten Bilde der bekleideten weiblichen Gestalt. So kommt es, dass nicht selten im Beginn der der Vita sexualis die Vorstellung des geschlechtlich Reizenden und weiblicher Kleidung sich associiren.“ [3])

---

[1]) Kistemaecker a. a. O. S. 6—7.

[2]) Herrmann a. a. O. S. 228—229.

[3]) v. Krafft-Ebing a. a. O., S. 161.

Daraus entwickelt sich eine bleibende Vorliebe für den geschlechtlichen Verkehr mit dem bekleideten Weibe. Bisweilen fanden die ersten sexuellen Beziehungen mit einem Weibe statt, das ein bestimmtes Kostüm trug. Dann kann dieses Kostüm die Vorstelluug dauernd beherrschen. Ein klassisches Beispiel dafür bietet der folgende Fall von Roubaud.[1])

X., Sohn eines Generals, wurde auf dem Lande aufgezogen. Im Alter von 14 Jahren wurde er von einer jungen Dame in die Freuden der Liebe eingeweiht. Diese Dame war eine Blondine, die ihr Haar in gewundenen Locken trug und, um nicht entdeckt zu werden, mit ihrem jungen Liebhaber nur in ihrer gewöhnlichen Kleidung, mit Gamaschen, Korset und ihrem Seidenkleide geschlechtlich verkehrte.

Als er nach Beendigung seiner Studien zur Garnison gesandt wurde, und hier nun seine Freiheit geniessen wollte, fand er, dass sein Sexualtrieb nur unter ganz bestimmten Bedingungen angeregt wurde. So konnte eine Brünette ihn nicht im mindesten reizen, und ein Weib im Nachtkostüm war im Stande, jede Liebesbegeisterung in ihm ganz zu ersticken. Eine Frau, die seine Begierden wecken sollte, musste eine Blondine sein, mit Gamaschen gehn, ein Korset und ein seidnes Kleid tragen, kurz so gekleidet sein, wie die Dame, die zuerst in ihm den Geschlechtstrieb erregt hatte.

Dieser Kostümfetischismus scheint sehr verbreitet zu sein. Nach Coffignon sind die Pariser Bordelle mit einer Kollektion zahlreicher weiblicher Kostüme versehen, da der männliche Klient oft das betreffende Mädchen nur in einem bestimmten Kostüm begehrt. In Berlin scheinen besonders Masochisten und Flagellantisten solchem Kostümfetischismus zu huldigen, da derselbe in den Korrespondenzen eine grosse Rolle spielt.

---

[1]) Hammond a. a. O. S. 46 und v. Krafft-Ebing a. a. O. S. 162.

Sadistische Gelüste haben insofern für den Kleidungsfetischismus aetiologische Bedeutung, als bisweilen der Drang, das andere Individuum zum Zwecke der eigenen wollüstigen Erregung zu beschädigen, sich nicht an dieses selbst heranwagt, sondern sich an der Kleidung bethätigt, und durch die häufige Wiederholung dieser Handlung allmählich ein sadistischer Kleidungsfetischismus sich entwickelt.

Ein Bestandteil des Körpers wird häufig Gegenstand des „grossen“ Fetischismus, indem er auch völlig vom Körper isoliert als sexueller Fetisch wirkt. Das ist das Haupthaar, speziell dasjenige des Weibes.

Das Haar, dieses, wie Eduard Grisebach in seinem „Neuen Tanhäuser“ es nennt „des süssen Fleisches zartest, süssestes Gewächs“, hat eine ausserordentlich grosse sexuelle Bedeutung. In völlig nacktem Zustande des Urmenschen scheint die ursprüngliche viel stärkere Behaarung des Körpers die spätere Rolle der Tätowirung und der Kleidung gespielt zu haben. Ploss-Bartels teilt die folgende merkwürdige Äusserung von Gerdy über die Bedeutung der Schamhaare mit: „Alle diese Teile sind durch Haare verdeckt, vornehmlich aber die Zeugungsorgane. Es wird dadurch gleichsam ein Schleier gebildet, unter welchem sich diese schon durch ihre Lage versteckten Organe dem Auge entziehen, und wunderbarer Weise gerade dann, wenn die Geschlechtsteile aus ihrer ursprünglichen Keuschheit heraustreten, wenn ich mich so ausdrücken darf, wenn die Geschlechtsdifferenz schon die Leidenschaft der Liebe aufzuregen vermag, — gerade dann bedeckt sie die Natur mit einem

Schleier, welcher die Einbildungskraft nur um so mehr aufregt und die mächtigste Leidenschaft nur um so stärker entflammt.“ [1]) Eine ähnliche Betrachtung liesse sich auf das lang herabwallende, den oberen Teil des Körpers verdeckende Haupthaar anwenden. Jedenfalls steht es fest, dass gerade das Kopfhaar beider Geschlechter bei Naturvölkern eine höchst wichtige Rolle als „Erreger geschlechtlicher Leidenschaft“ spielt, wie Westermarck sagt, der dafür sehr interessante Beispiele anführt.[2]) Meist ist es die Zeit des intensivsten Liebeslebens, in welcher das lang getragene, künstlich vergrösserte und zierlich angeordnete Kopfhaar bei den Wilden als sexuelles Anziehungsmittel in hohen Ehren steht. Bei den Kulturvölkern hat besonders das weibliche Kopfhaar erotische Bedeutung behalten, und die Frisur sorgt für die nötige Variation und spielt dabei dieselbe Rolle wie die Mode bei der Kleidung. Auch sie vermag durch kleine Mittel grosse Wirkungen auszuüben. Man denke nur an die Cléo de Mérode-Frisur. Wie verschiedenartige sinnliche Reize von der Haartracht ausgehen, hat Herrmann sehr gut auseinandergesetzt.[3]) Weiter wirkt auch die Berührung des Haares sexuell erregend[4]). Ebenso der Duft derselben. Unter Umständen kann auch das Gehör durch das Knistern des Haares beeinflusst werden. Endlich spielt die Farbe des Haares eine bedeutsame Rolle, und zwar scheint das blonde und rotblonde

---

[1]) Ploss-Bartels a. a. O., Bd. I, S. 172-173.

[2]) Westermarck a. a. O., S. 172—173.

[3]) Herrmann a. a. O. S. 234.

[4]) Nach Hippel („Über die bürgerliche Verbesserung der Weiber,“ Berlin 1792, S. 341) verursacht das Wühlen in den Haaren einen gewissen „physischen Kitzel“.

Haar von jeher einen allmächtigen Zauber auf die Männer ausgeübt zu haben, weshalb schon in der römischen Kaiserzeit die Prostituierten und Demimondänen sich mit Vorliebe blonder Chignons zur Anlockung der Männerwelt bedienten.[1]) Jedoch kann auch schwarzes Haar, wie schon Most hervorhebt, durch den Kontrast mit der Weisse der Haut eine sehr grosse Anziehungskraft ausüben.[2])

Meist lässt sich beim Haarfetischismus die Prävalenz irgend eines dieser vom Kopfhaar ausgehende Reize nachweisen, der auch die erste Veranlassung zur Bildung dieser Ideenassociation gegeben hat. Bisweilen entsteht das Bedürfnis, das Haar vom Körper zu isolieren und wie ein Stück zur sexuellen Befriedigung zu benutzen. Diese letztere geschieht entweder in der Form des Perrückensammelns bezw. der blossen Vorstellung einer Perrücke, oder sie verknüpft sich mit sadistischen Gelüsten und führt dann zum Abschneiden der Haare (sogenannte „Zopfabschneider"), welches gleichfalls häufig in der Pubertätsperiode beobachtet wird.

Was die Haare am übrigen Körper betrifft, so wirkt bei vielen primitiven Völkern Enthaarung derselben als sexuelles Reizmittel[3]). Ebenso enthaaren sich, wie schon aus dem klassischen Altertum berichtet wird, manche Homosexuellen. Auf der anderen Seite scheinen sich bisweilen die fetischistischen Gelüste in einer recht seltsamen Weise auf die Schamhaare zu

---

[1]) Vgl. Boettiger „Sabina" S. 29.

[2]) Most a. a. O. S. 97.

[3]) Vgl. Charles Darwin „Die Abstammung des Menschen" deutsch von J. V. Carus 5. Aufl., Stuttgart 1890 S. 656—657.

koncentrieren, indem nämlich Männer einen besonderen Genuss darin finden, die weiblichen Schamhaare zu — kämmen, wie schon Rétif de la Bretonne erwähnt hat, wie es aber auch gegenwärtig in Bordellen ab und zu vorkommt.

* * *

Zum Schlusse will ich in Kürze noch einmal die Ergebnisse meiner Untersuchungen zusammenfassen.

Diese stellen den ersten Versuch dar, die allgemein menschlichen Erscheinungen des Geschlechtstriebes und seiner Verirrungen vom Standpunkte des Anthropologen und Ethnologen in wissenschaftlicher Weise festzustellen[1]) und das Gemeinsame derselben in primitiven und civilisierten Zuständen d. h. die überall wiederkehrenden, dem Genus Homo als solchem eigentümlichen Grundzüge und Grundphänomene der Vita sexualis zu ermitteln.

Als Hauptresultat ergab sich mir der folgende Satz, an dem ich unerschütterlich festhalte, und dessen Richtigkeit künftige Forschungen immer unwiderleglicher darthun werden:

Die Degeneration kann nicht, wie dies von Krafft-Ebing in seiner „Psychopathia sexualis“ gethan hat, als heuristisches Princip in der Erforschung, Erkenntnis

---

[1]) Mantegazza's „Anthropologisch- kulturhistorische Studien über die Geschlechtsverhältnisse des Menschen“ bringen eine, ohne wissenschaftliche Gesichtspunkte bearbeitete und geordnete, blosse Zusammenstellung von Material.

und Beurteilung der geschlechtlichen Verirrungen und Perversionen verwendet werden.

Sie bildet allerhöchstens einen begünstigenden Faktor, ein frequenzvermehrendes Moment.

Dagegen ist die endgiltige, letzte Ursache aller geschlechtlichen Perversionen, Aberrationen, Abnormitäten, Irrationalitäten das dem Genus Homo eigentümliche geschlechtliche Variationsbedürfnis, welches als eine physiologische Erscheinung aufzufassen ist und dessen Steigerung zum geschlechtlichen Reizhunger die schwersten sexuellen Perversionen erzeugen kann.

Dieser Satz, auf dessen Bedeutung zuerst der Strassburger Psychiater Hoche hingewiesen hat, wird durch eine Fülle von Thatsachen und Erscheinungen der Ethnologie erhärtet und muss als das allgemeinste Erklärungsprincip der sexuellen Verirrungen bezeichnet werden. Die „Degeneration" spielt ihm gegenüber nur eine untergeordnete Rolle und kann nur zur Erklärung einer relativ kleinen Zahl von Fällen sexueller Verirrungen mitherangezogen werden.

Dieses Gesetz bildet ferner die Grundlage einer jeden Philosophie des Geschlechtslebens. Aus ihm geht mit aller Deutlichkeit hervor, dass die Prostitution als ein blosses Produkt dieses sexuellen Variationsbedürfnisses und als Ersatz der ursprünglich aus letzterem hervorgegangenen Promiskuität unausrottbar ist, falls man nicht eine andere Möglichkeit der Befriedigung dieses Variationsbedürfnisses findet („freie Liebe", Schopenhauer's Vorschlag der Tetragamie u. dgl. m.), welche die Gefahren der Prostitution beseitigen und

doch jener immer wieder durchbrechenden Neigung Befriedigung gewähren kann.[1])

Neben diesem Ur- und Grundphänomen des menschlichen Geschlechtslebens gewinnt eine zweite hochwichtige Thatsache durch ihre Verknüpfung mit dem ersteren, dem Variationsbedürfnisse, einen bedeutenden Einfluss auf die Genesis sexueller Anomalien. Das ist die leichte Bestimmbarkeit des Geschlechtstriebes durch äussere Einflüsse, die associative Einbeziehung mannichfaltiger äusserer Reize in das sexuelle Empfinden selbst, der von mir so genannten synaesthetischen Reize im Liebesleben des Menschen. Hieraus haben sich allmählich alle Beziehungen der Kunst, Religion, Mode u. s. w. zur Sexualität entwickelt und liefern im Verein mit den den Geschlechtsakt begleitenden Sinneseindrücken und psychischen und physischen Mitbewegungen der Phantasie ein unendlich reiches Material für eine möglichst vielseitige Verwirklichung des Variationsbedürfnisses.

Das Variationsbedürfnis spielt besonders für das Auftreten sexueller Perversionen bei dem Erwachsenen und im späteren Lebensalter eine grosse Rolle, die Wirkung äusserer Einflüsse macht sich am deutlichsten im Kindesalter bemerkbar, wo sie

---

[1]) Ich nehme das Bedürfnis nach Variation in den sexuellen Beziehungen mehr als ein allgemeines naturwissenschaftliches Erklärungsprincip vorhandener Thatsachen, woraus aber nicht zu folgern ist, dass ich nun für eine schrankenlose Befriedigung desselben eintrete. Im Gegenteil bezeichnen m. E. eheliche Treue, Festigkeit und Beständigkeit in der Liebe, Bändigung und Abschwächung des sexuellen Reizhungers durch die Erkenntnis eminente Kultur-Fortschritte, durch welche das menschliche Liebesleben in einem höheren Sinne fortgebildet und vervollkommnet wird.

am tiefsten und nachhaltigsten empfunden wird und dauernd mit dem sexuellen Empfinden verknüpft werden kann (Binet, v. Schrenck-Notzing).

Hieraus entspringt in beiden Fällen die Möglichkeit und wirkliche Häufigkeit des Erworbenseins und der künstlichen Züchtung geschlechtlicher Perversionen und Perversitäten, die je nach der Intensität des Triebes, welche bekanntlich bei verschiedenen Menschen eine verschieden starke je nach der Leichtigkeit der Beeinflussung ist, bald früher, bald später, bald nur vorübergehend, bald dauernd auftreten.

Drittens ist die häufige Wiederholung derselben geschlechtlichen Verirrung von grosser Bedeutung. Es kann keinem Zweifel unterliegen, dass der normale Mensch sich an die verschiedensten geschlechtlichen Verirrungen gewöhnen kann, so dass diese zu „Perversionen“ werden, die auch beim gesunden Menschen in der gleichen Weise auftreten wie beim kranken.

Viertens spielt die Suggestion und die Nachahmung in der Vita sexualis primitiver und civilisierter Völker eine höchst bemerkenswerte Rolle, gemäss welcher gewisse Verirrungen auf geschlechtlichem Gebiete sich mit grösster Schnelligkeit verbreiten und als Sitten, Gebräuche, Moden und psychische Epidemien auftreten.

Fünftens bildet der in der Einleitung dieses Teiles ausführlich gewürdigte Unterschied zwischen Mann und Weib in Wesen und Stärke des geschlechtlichen Empfindens (sexuelle Aktivität des Mannes, sexuelle Passivität des Weibes) eine reiche Quelle geschlechtlicher Verirrungen, die wesentlich dem Gebiete des Masochismus und Sadismus angehören.

Aus all diesen Thatsachen ergiebt sich die Unhaltbarkeit einer rein klinisch-pathologischen Auffassung der geschlechtlichen Verirrungen und Perversionen. Es muss jetzt der Standpunkt eingenommen werden, dass zwar auch zahlreiche kranke, degenerierte und psychopathische Individuen geschlechtliche Anomalien aufweisen, dass aber dieselben Anomalien und Verirrungen ausserordentlich häufig bei gesunden Personen vorkommen. Hierfür kann auch der Umstand angeführt werden, dass die Criminalität auf sexuellem Gebiete ganz unabhängig von der Degeneration ist und offenbar mit anderen Verhältnissen zusammenhängt. So haben z. B. in Frankreich die sexuellen Delikte seit 1860 bedeutend abgenommen[1]), während dies von der Degeneration sicherlich nicht behauptet werden kann.

Wenn man nun auch nicht die Degeneration und krankhaften Zustände als allgemeine Basis für die Beurteilung der sexuellen Delikte nehmen kann, so ergiebt sich doch aus der Betrachtung der Natur des Geschlechtstriebes eine andere Auffassung derselben in forensischer Hinsicht, als sie bisher gang und gäbe war.

Die ungeheuere Bedeutung der Liebe für das soziale und kulturelle Leben der Menschheit, wie sie in dem Schiller'schen Worte von dem Hunger und der Liebe, die die Welt regieren, einen zutreffenden Ausdruck gefunden hat, weist gewiss auf höhere, geistige Mächte hin, welche ihr zu Grunde liegen und ihren metaphysischen Kern ausmachen. Die menschliche Liebe erschöpft sich daher nicht in den flüchtigen Vergnügungen und Genüssen der Leidenschaft und in der Hervorbringung

---

[1]) v. Krafft-Ebing „Arbeiten u. s. w.“ Heft 4 S. 118.

neuer Geschöpfe, sondern sie ist der mächtigste Motor alles geistigen Lebens. Ja, ich möchte sagen, wie der Mensch liebt, so denkt er. Tiefe und Grösse des Geistes sind proportional der Tiefe und Grösse der Liebe, und auch der Charakter entspricht dem Liebesleben des Menschen.

Aber unverkennbar ist auch die düstere Kehrseite: die gewaltige Intensität des rein physischen Geschlechtstriebes, der als ein blinder, rasender Drang das „Jenseits von Gut und Böse" der Liebe darstellt, das klare Bewusstsein trübt und alle Gegenmotive der Vernunft und Intelligenz über den Haufen wirft. Daniel Kaspar v. Hohenstein sagt an einer Stelle seines Romanes „Arminius und Thusnelda", dass die Wollust zwar ein „Englisches Antlitz, aber einen Drachen-Schwanz habe, und ihr Anfang ein Himmel, ihr Ausgang eine Hölle" sei, und ähnlich meint Ernst Haeckel: „Alle anderen Leidenschaften, die sonst noch die Menschenbrust durchtoben, sind in ihrer Gesamtwirkung nicht entfernt so mächtig, wie der sinnentflammende und vernunftbethörende Eros. Auf der einen Seite verherrlichen wir die Liebe dankbar als die Quelle der herrlichsten Kunsterzeugnisse: der erhabensten Schöpfungen der Poesie, der bildenden Kunst und der Tonkunst; wir verehren in ihr den mächtigsten Faktor der menschlichen Gesittung, die Grundlage des Familienlebens und dadurch der Staats-Entwicklung. Auf der anderen Seite fürchten wir in ihr die verzehrende Flamme, welche den Unglücklichen in das Verderben treibt und welche mehr Elend, Laster und Verbrechen verursacht hat, als alle anderen Übel des Menschengeschlechts zusammengenommen."[1])

---

[1]) E. Haeckel „Anthropogenie", 4. Auflage, Leipzig 1891, Bd. II S. 793.

Der Geschlechtstrieb stellt gewissermassen die einzige „Monomanie“ (s. v. v.) im Leben jedes Menschen dar, d. h., den einzigen Affekt, der imstande ist, Intelligenz und Willensfreiheit selbst des „zurechnungsfähigen“ Menschen zeitweilig zu beschränken und sogar gänzlich aufzuheben. Die Stärke des Geschlechtstriebes kann auch bei gesunden Menschen so ausserordentlich werden, dass der Affekt jede vernünftige Überlegung ausschliesst. Moll bemerkt: „Nehmen wir den Fall eines normal veranlagten Mannes, der den Beischlaf ausübt. Es giebt doch hier einen Moment starker geschlechtlicher Erregung, wo der Geschlechtstrieb befriedigt werden muss, und wo zahlreiche Gegenvorstellungen einfach ignoriert werden. Der Betreffende kann daran denken, dass durch den Beischlaf ein uneheliches Kind gezeugt wird, dass er sich syphilitisch inficiert, dass er durch den Beischlaf eine dauernde Verpflichtung gegenüber dem Weibe eingeht, und dennoch würden alle diese, doch an sich recht mächtigen Motive nicht genügen, um ihn von dem Beischlafe abzuhalten. Es kommt dies eben daher, dass in einem bestimmten Augenblick der geschlechtliche Trieb viel zu mächtig ist. Nun kann man allerdings sagen, dass der Betreffende in diesem Augenblick schwachsinnig gewesen sei; wir würden aber dann einen temporären Schwachsinn bei einer überaus grossen Zahl von Menschen konstatieren müssen.“ [1]) An einer anderen Stelle spricht Moll die Ansicht aus, dass „eine bestimmte abnorme sexuelle Erregbarkeit häufig ein krankhaftes Symptom darstellt, das, ohne geradezu eine Geisteskrankheit zu beweisen, doch unter den Begriff der krankhaften Störung der Geistesthätigkeit fällt und auch

---

[1]) Moll „Libido sexualis“, Bd. I S. 794.

zum Ausschluss der freien Willensbestimmung führen, d. h. im Sinne des § 51 strafausschliessend wirken kann." [1])

Man braucht nun weder einen temporären Schwachsinn noch eine abnorme sexuelle Erregbarkeit krankhafter Natur anzunehmen und kann doch zu dem Schlusse kommen, dass der Geschlechtstrieb auch beim gesunden Menschen unter Umständen eine Stärke annehmen kann, die eine strafbare Handlung als mehr unter dem Einflusse des allbeherrschenden Affektes als unter dem der Intelligenz begangen erscheinen lässt, daher entschieden eine mildere Beurteilung verlangt als ihr nach den bisherigen Strafgesetzen zu Teil wird.

Es erweist sich als notwendig, den Begriff der verminderten Zurechnungsfähigkeit auch bei Beurteilung sexueller Vergehen heranzuziehen. Schon Häussler hat vor 80 Jahren diese Forderung erhoben.[2])

Nachdem durch Jolly's am 16. September 1887 vor dem Verein Deutscher Irrenärzte in Frankfurt gehaltenen Vortrag „Über verminderte Zurechnungsfähigkeit" die Diskussion über diese Frage angeregt worden war, ist heute die grosse Mehrzahl der deutschen Psychiater zu der Überzeugung gelangt, dass die Einführung der „verminderten Zurechnungsfähigkeit" eine Notwendigkeit ist.[3]) Hoche sagt: „Es wird die ärztliche Forderung nach einer gesetzlichen Anerkennung der „verminderten

---

[1]) ibidem S. 780.

[2]) Häussler a. a. O., S. 39 Anmerkung.

[3]) Vgl. A. v. Schrenck-Notzing „Die Frage nach der verminderten Zurechnungsfähigkeit, ihre Entwickelung und ihr gegenwärtiger Standpunkt" in: Archiv für Kriminalanthropologie 1901, S. 57—83.

Zurechnungsfähigkeit“ so lange wiederkehren, bis eine Reform des Strafgesetzes sie erfüllt.“ [1])

Bei der verminderten Zurechnungsfähigkeit sind Individuen und Handlungen zu unterscheiden. Es giebt Individuen, welche weder geisteskrank im eigentlichen Sinne des Wortes noch psychisch völlig normal sind, vielmehr ein auf der Grenze zwischen geistiger Gesundheit und Krankheit befindliches Seelenleben aufweisen. Hierzu gehören die von J. L. A. Koch als sogenannte „psychopathische Minderwertigkeiten“ bezeichneten Persönlichkeiten, die abnormen Charaktere, die „Sonderlinge“, Epileptiker, Hysterischen u. a. m. In solchen Fällen kann die Zurechnungsfähigkeit dauernd und für zahlreiche verschiedenartige Handlungen vermindert sein, ohne dass sich eine typische Geisteskrankheit nachweisen lässt, wobei aber doch das Individuum selbst meist psychische und somatische Abnormitäten darbietet.

In anderen Fällen können auch gesunde Individuen in Beziehung auf einzelne Handlungen vermindert zurechnungsfähig sein, wenn nämlich ein überaus starker Affekt [2]) oder ein akuter Rausch ihre freie Willens-

---

[1]) A. Hoche „Welche Gesichtspunkte hat der praktische Arzt als psychiatrischer Sachverständiger in den strafrechtlichen Fragen besonders zu beachten?“ Halle 1902, S. 16.

[2]) Sehr richtig bemerkt Forel: „Die Zurechnungsfähigkeit des Menschen, naturwissenschaftlich genommen, erfordert also durchaus keine wirkliche oder absolute Willensfreiheit, sondern nur eine möglichst feine, komplizierte Anpassbarkeit, ganz besonders an die socialen Notwendigkeiten. Der „freieste Mensch“ ist der anpassungsfähigste und zugleich der zurechnungsfähigste Mensch. Er kann sich in allen Lagen zurecht finden, an alle Menschen, Umstände und Sitten leicht anpassen. Nach ihm kommt eine Reihe mehr oder minder Zurechnungsfähiger aller Arten. Der

bestimmung für eine gewisse Zeit und für eine bestimmte Handlung aufhebt. Hierfür kommen neben der akuten Alkoholvergiftung besonders geschlechtliche Vorgänge in Betracht.

Den vom Geschlechtstrieb umgarnten und unter dem Einflusse desselben eine bestimmte Handlung ausführenden Menschen hat schon Häussler für nicht ganz zurechnungsfähig erklärt. Er sagt: „Es giebt in der somatischen Sphäre des Körpers so manche kleine Abweichungen vom normalen Zustande, die wir nicht mit den Namen einer bestimmten Krankheitsform belegen können: sie sind blos ein Übelbefinden oder ein Unwohlsein (aegritudo), der gemeine Mann drückt dieses ganz passend mit den Worten aus: ich bin nicht gesund und nicht krank. Ein solches Verhältnis kann nun auch in der psychischen Seite stattfinden. Kann man gleichwohl dem Wollüstlinge keine ausgebildete psychische Krankheitsform beilegen, so ist er doch auch nicht ganz psychisch gesund zu nennen, denn ihm fehlt die Willensfreiheit, und der blinde Trieb hat ihn umgarnt.“ [1])

Ich halte es für zweifellos, dass geschlechtliche Affekte, besonders wenn sie plötzlich auftreten, die Zurechnungsfähigkeit des betreffenden Individuums vermindern und die freie Willensbestimmung mindestens

---

eine ist ein Sklave seines Gaumens, der andere ein Sklave seines Geschlechtstriebes, ein weiterer ein Sklave seines Jähzornes, ein fernerer ein Sklave seines Phlegmas, wiederum einer ein Spielball seiner Eitelkeit u. s. w. Wer durch viele solche Ketten stark gebunden ist, nähert sich immer mehr dem unzurechnungsfähigen Geisteskranken, oder wenigstens dem geistig Abnormen, oder dem unreifen Kinde.“ A. Forel „Über die Zurechnungsfähigkeit des normalen Menschen.“ 3. Aufl., München 1901, S. 21.

[1]) Häussler a. a. O., S. 39.

beeinträchtigen. Von gewissen Vorgängen der Vita sexualis, wie der Epoche der Pubertät bei Mann und Weib, der Menstruation, Gravidität und des Klimacteriums beim Weibe wird dies ja auch bereits anerkannt. Es sollte aber für den Geschlechtstrieb ganz im allgemeinen zugegeben werden, besonders wenn die ganze Art der Handlung darauf hinweist, dass sie die Folge eines plötzlich auftretenden starken Affektes gewesen ist.

Ich stimme v. Krafft-Ebing völlig bei, wenn er sagt, dass in Fällen von geschlechtlichen Vergehen körperlich und geistig gesunder Individuen in Erwägung gezogen werden muss, ob „hier noch Empfänglichkeit für moralische Gegenmotive vorhanden oder diese ausgeschaltet waren, was eine Störung des psychischen Gleichgewichts bedeutet“.[1])

Es wird sich stets feststellen lassen, ob das Delikt allein durch einen starken geschlechtlichen Affekt verursacht worden ist, oder ob noch andere Motive dabei obwalteten, welche als Ausfluss bewusster Überlegung aufzufassen sind. Ein sehr interessantes Beispiel dafür ist der von dem Italiener Lanni an einer französischen Prostituierten in London begangene Lustmord. Er hatte dieselbe in coitu erdrosselt und dann noch mit dem Leichnam Unzucht getrieben. Es stellte sich aber heraus, dass der Mörder nach vollbrachter

---

[1]) v. Krafft-Ebing a. a. O. S. 331. Sehr richtig bemerkt auch K. G. Bauer a. a. O. S. 293: „Allenthalben, wo das Geschlecht den Mittelpunkt aller Ideen und Empfindungen ausmacht, wo es gewissermassen die einzige, allgemein interessante Vorstellung ist, wird die Kraft zum Guten, sei es freiwillig oder vorgeschrieben, zusehends erschlaffen.“

That alle Juwelen, Geld und Wertsachen stahl und offenbar den Mord und Raub vorher geplant hatte. Denn er hatte schon am vorhergehenden Abend eine Fahrkarte auf einem nach Rotterdam segelnden Dampfschiffe gelöst. Aus diesem Grunde wurde von den englischen Richtern vorsätzlicher Mord und nicht im Affekt erfolgter Totschlag angenommen und Lanni zum Tode verurteilt.

Das Strafrecht kann, indem es diese Gesichtspunkte bei der Beurteilung sexueller Delikte berücksichtigt, nicht umhin, eine Revision der betreffenden Strafgesetze im Sinne einer Milderung der Strafen vorzunehmen. Es kann dies um so eher als, wie v. Liszt auf dem diesjährigen Petersburger Kriminalistenkongress ausgeführt hat, die Vergeltungstheorie der klassischen Schule obsolet geworden, dagegen die Notwendigkeit der Ausscheidung des Thäters zum Schutz der Gesamtheit in den Vordergrund getreten ist. Diesem Schutze der Gesamtheit, der auch bei der Beurteilung geschlechtlicher Vergehen durchaus massgebend sein sollte, entspricht aber sehr häufig eine Freiheitsstrafe viel weniger als die dauernde oder zeitweilige Unschädlichmachung des Individuums durch andere Mittel (Internierung in Irrenanstalten und Nervenheilanstalten).

Gerade in Beziehung auf die Verhütung der geschlechtlichen Verbrechen und auf die Sanierung des modernen Geschlechtslebens sollte der Staat mehr als bisher die Ärzte heranziehen, von denen Ernst Gystrow[1]) mit einem gewissen Recht sagt, dass sie

---

[1]) E. Gystrow „Liebe und Liebesleben im 19. Jahrhundert“ Berlin 1902, S. 25.

die „einzigen unabhängigen und nicht in der vorgeschriebenen Moral verknöcherten Männer unserer Zeit“ seien. In der That kann mit „moralischen“ Erwägungen und Mitteln niemals etwas Erspriessliches für die Hygiene des Geschlechtslebens geleistet werden. Man muss, immer die Natur und die Grundphaenomene des Geschlechtstriebes im Auge behaltend, eine möglichst naturgemässe, ruhige Entwickelung desselben anstreben.

Meiner Ansicht nach bildet den Kern der sexuellen Hygiene ein, wenn ich so sagen darf, pädagogischer Brownianismus, d. h. die Bedeutung aller äusseren Reize für die Entwicklung und Gestaltung des geschlechtlichen Empfindens muss auf das allersorgfältigste beachtet werden, da fast in allen Fällen diese Reize es sind, welche eine Umänderung des normalen Triebes, ein Abweichen vom Natürlichen bewirken.

Namentlich in der ganzen Zeit vor der Pubertät müssen alle schädlichen äusseren Reize fern gehalten werden, da die vorzeitige Geschlechtsreife, welcher bereits Bauer ein Kapitel in seinem oben genannten Buche (S. 250—272) gewidmet hat, in den meisten Fällen der Genesis sexueller Verirrungen Vorschub leistet. Da gilt das Wort Heydenreichs: „Um einen Menschen in Hinsicht seines Geschlechtstriebes natürlich, vernunftmässig und seiner Bestimmung würdig zu bilden, bedarf es keiner gelehrten Unterweisung und keiner zeitkostenden Lektüre, sondern nur der sorgfältigen Wegräumung aller Verführungen zur Unnatur und der Überzeugung von der Würde des Menschen, sei es vom männlichen oder vom weiblichen Geschlechte“.[1])

[1]) Heydenreich a. a. O. S. 22.

Es hat nicht an Phantasten gefehlt, die da eine möglichst frühe Einweihung des Kindes (jedenfalls lange vor dem Eintreten der Mannbarkeit) in die Geheimnisse des Liebeslebens empfohlen haben. So finde ich in Karl Gutzkow's Selbstbiographie[1]) die folgende seltsame Theorie ausgesprochen.

„Herr Cleanth ging von der Ansicht aus, ein Knabe müsste früh den ganzen Reiz der Weiblichkeit empfinden. Und hatte der Weise nicht Recht? Worin liegen die Gefahren der späteren Irrung mehr, als in diesem bisher noch nicht gekannten Zauber weiblicher Natur? Ein früh an anmutige Geselligkeit, an schöne Lebensformen, ja selbst an rauschende seidene Kleider und malerische Trachten gewöhnter Knabe stumpft den Reiz ab, den ihm das Anstreifen an Frauenwesen verursacht, wenn er solches erst in späteren Jahren erfährt. Ein wilder, blindlings den Frauen nachrasender Freund gestand dem Erzähler einst mit tiefer Wehmut: „O mein Freund, ich bejammere, was ich von Phantasie, Glauben, Lebensmut und Lebenskraft an die Frauen verlor! Ich hatte nie in der Nähe zarter, schöner, froher Mädchen gestanden, ich hatte nie diese zauberische Berührung von Atlas, Samt und Seide empfunden, nie mich gestreift an einem schönem Arm oder an einem Handschuh, der zierliche Finger umschloss . . . Nein! Hätt' ich als Knabe den schönen Frauen und ihrem Sinne, der sich zu schmücken liebt, näher gestanden, ich wäre vor den trüben Erfahrungen bewahrter geblieben."

Herr Cleanth schien ähnlich zu denken . . . Er hielt seine Zöglinge an, die Worte zu wählen, den Körper in Schick zu richten, Damen die Hände zu küssen, gewandte Formeln der Höflichkeit zu sprechen. Es wurden Gesellschaften gegeben, wo die Mädchen mit den Knaben zum Spiele sich vereinigten. Er beförderte die Besuche grade bei solchen Familien, wo junge ausgelassene Mädchen den Ton angaben. Ganz gegen die neue Lehre der Erziehung war Herr Cleanth für die Kinderbälle. Ihm schien bei diesen jungen Stutzern und kleinen Koketten gesorgt,

---

[1]) K. Gutzkow „Aus der Knabenzeit", Frankfurt a. M. 1852 S. 287—289.

dass noch Niemand die Gefahr eines Überreizes lief. Zur Liebe waren ihm die beiden Geschlechter der Menschheit einmal bestimmt, die Eitelkeit und die Galanterie waren ihm Erbschaften unserer Natur, wozu sich den Vorteil entgehen lassen, dass ein Knabe bei Zeiten sich an den Reiz der Weiblichkeit gewöhnt?“

Wie Gutzkow eine solche zweischneidige Erziehungsmethode empfehlen kann, ist um so unbegreiflicher, als derselbe Autor die ausserordentliche Reizbarkeit der Sinne des Kindes in demselben Buche in ganz vortrefflicher Weise geschildert hat[1]), eine Stelle, die jedem Pädagogen und Arzte zur Lektüre empfohlen sei.

Das Noli me tangere in Beziehung auf die kindliche Psyche ist der beste pädagogische Grundsatz vor dem Eintreten der geschlechtlichen Reife. Deshalb nennt Gystrow mit Recht das deutsche Bürgerhaus um die Mitte des neunzehnten Jahrhunderts das geeignetste Milieu für eine gute Kindererziehung. „Die idyllische Ruhe und Gemächlichkeit des Lebens, die begrenzte Anzahl von nie zu grellen oder lauten Sinneseindrücken, das echte religiöse Empfinden, der tiefe Arbeitsernst — das sind Faktoren, wie wir sie als die besten Hebel einer wahrhaft organischen, nicht überhasteten Entfaltung der Kinderseele anerkennen dürfen.“ [2])

Beim Eintritt der geschlechtlichen Reife halte ich eine volle Aufklärung über die sämtlichen Vorgänge des geschlechtlichen Lebens, über die Notwendigkeit und Unschädlichkeit der Abstinenz für geboten. Sodann sollte der Hausarzt auch praktisch die sexuelle Hygiene des Jünglings oder Mädchens leiten und überwachen,

---

[1]) a. a. O. S. 75—77.

[2]) Gystrow a. a. O. S. 16.

insbesondere dem um die Pubertät so regen Phantasieleben seine Aufmerksamkeit zuwenden (Lektüre!). Denn jetzt wird die Phantasie ein primum movens des Genitalsystems.

Das Ideal der sexuellen Hygiene wäre die möglichst frühzeitige Eingehung der Ehe, welche einen mächtigen Schutz gegen alle Gefahren aus der regellosen Befriedigung des Geschlechtstriebes darbietet (siehe Teil I S. 60--62), obgleich sie eine künstliche Einrichtung ist, die nicht einmal der eigentlichen physischen Natur des Geschlechtstriebes entspricht[1]), vielmehr über ihn hinaus auf eine höhere Auffassung der Liebe hinweist. Sie ist ein rein geistig-sittliches Institut, weshalb ihr auch von der katholischen Kirche der Charakter eines „Sakramentes" zuerkannt worden ist.

Endlich erwächst dem Arzte eine grosse Aufgabe bei der Behandlung der sexuellen Anomalien, wobei besonders die psychische Therapie eine grosse Rolle spielt. Die Erfahrungen v. Schrenck-Notzing's und anderer Ärzte auf diesem Gebiete berechtigen zu der Hoffnung, dass ein planmässiger Ausbau desselben für die Sanierung des Geschlechtslebens von der grössten Bedeutung sein wird.

---

[1]) Auch der Jurist Wachenfeld hebt hervor, dass die monogame Ehe eine Kulturerrungenschaft, aber „keine rein natürliche Erscheinung sei." Er zitiert eine Äusserung Goethes gegenüber dem Kanzler v. Müller: „Der Begriff der Heiligkeit der Ehe sei eine Kulturerrungenschaft des Christentums und von unschätzbarem Wert, obgleich die Ehe eigentlich unnatürlich sei." Vergl. Fr. Wachenfeld „Zur Frage der Strafwürdigkeit des homosexualen Verkehrs" in: Archiv für Strafrecht 1902, Heft 1/2 S. 53.

Hierzu wird aber am allermeisten der Gedanke beitragen, welchen sich jeder Mensch zu eigen machen sollte, dass der sexuelle Genuss nicht beliebig gesteigert werden kann, dass vielmehr aus jedem geschlechtlichen Raffinement mehr Unlust als Lust, jedenfalls kein wahres Glück hervorgeht. Und bei aller Anerkennung der grossen Bedeutung der physischen Liebe für die Gesellschaft ist und bleibt doch die letzte Entscheidung im Menschenleben immer eine geistige.



Namen- und Sach-Register.

Namen-Register.

A.

B.

C.

D.

E.

F.

G.

H.

J.

K.

L.

M.

N.

O.

P.

Q.

R.

S.

T.

U.

V.

W.

X.

Y.

Z.

Sach-Register.

A.

B.

C.

D.

E.

F.

G.

H.

J.

K.

L.

M.

N.

O.

P.

R.

S.

T.

U.

V.

W.

Z.

Buchdruckerei Robert Noske, Borna-Leipzig.